

WALTER LÜTHI

Das Lukas-
evangelium

ausgelegt
für die Gemeinde

BAND I: Kapitel 1-10

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Das Lukasevangelium - ausgelegt für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1962)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-lukas.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-lukas.pdf>

Inhalt

VORWORT	7
CHRISTI GEBURT UND KINDHEIT	10
DIENER AM WORT	1,1-4..... 11
DIE ANKÜNDIGUNG DES VORLÄUFERS	1,5-25..... 15
GEBOREN AUS MARIA DER JUNGFAU	1,26-38..... 22
MARIA UND ELISABETH	1,39-56..... 28
DIE ANKUNFT DES WEGBEREITERS	1,57-80..... 33
CHRISTI GEBURT	2,1-7..... 40
DIE BOTSCHAFT DER ENGEL	2,8-14..... 46
DAS ZEUGNIS DER HIRTEN.....	2,15-20..... 52
JESU AUFNAHME IN DIE GEMEINDE	2,21-40..... 58
ZWÖLFJÄHRIG.....	2,41-52..... 66
DER ANFANG IN DER WÜSTE	71
ALS DAS WORT ZU JOHANNES KAM.....	3,1-2..... 72
DER RUFER IN DER WÜSTE	3,3-20..... 76
JESUS KOMMT ZUR TAUFEN.....	3,21-22..... 82
UNGEFÄHR DREISSIG JAHRE ALT	3,23-38..... 86
DER ARME TEUFEL	4,1-2A..... 92
DIE VERSUCHUNG ZUM WOHLTÄTER.....	4,2B-4..... 97
DIE VERSUCHUNG ZUM GEWALTHABER	4,5-8..... 102
DIE VERSUCHUNG ZUM HEILIGEN	4,9-13..... 107
ERSTES WIRKEN IN KAPERNAUM	114
IN NAZARETH VERWORFEN	4,14-30..... 115
DER DÄMONISCHE IN KAPERNAUM	4,31-37..... 121
IN SIMONS HAUS	4,38-39..... 127
DIE NACHT IN KAPERNAUM.....	4,40-44..... 131
PETRI FISCHZUG	5,1-11..... 136
DER AUSSÄTZIGE	5,12-16..... 142
DER GICHTBRÜCHIGE.....	5,17-26..... 147
DER ZÖLLNER LEVI	5,27-32..... 153
DIE FASTENFRAGE.....	5,33-35..... 158
WIDERSPRUCH UND AUSEINANDERSETZUNG	164
DIE REDE VON DEN KLEIDERN UND VOM WEIN....	5,36-39..... 165
HERR ÜBER DEN SABBAT	6,1-5..... 170

EINE VERDORRTE MENSCHENHAND	6,6-11.....	174
ZWÖLF APOSTEL	6,12-16.....	179
SELIGPREISUNGEN UND WEHERUFE	6,17-26.....	185
FEINDESLIEBE	6,27-36.....	191
WIDER DEN RICHTGEIST	6,37-38.....	197
BLINDE BLINDENFÜHRER.....	6,39-42.....	200
VON DEN ZWEIERLEI FRUCHTBÄUMEN	6,43-46.....	206
VOM RECHTEN HAUSBAU	6,47-49.....	211
DER HAUPTMANN VON KAPERNAUM.....	7,1-10.....	216
ZEICHEN UND WUNDER IN GANZ GALILÄA.....		221
DER JÜNGLING ZU NAIN.....	7,11-17.....	222
DIE TÄUFERFRAGE	7,18-35.....	227
DAS GASTMAHL IM HAUSE DES PHARISÄERS SIMON	7,36-50.....	234
NACHFOLGERINNEN	8,1-3.....	240
DAS GLEICHNIS VOM SÄMANN	8,4-15.....	246
VOM LICHT UNTERM SCHEFFEL	8,16-18.....	252
JESU FAMILIE	8,19-21.....	256
DIE STILLUNG DES SEESTURMES	8,22-25.....	260
DIE HEILUNG DES BESESSENEN GADARENERS.....	8,26-39.....	265
DIE TOCHTER DES JAIRUS	8,40-56.....	272
DIE SPEISUNG IN DER WÜSTE	9,1-17.....	278
VON KAPERNAUM BIS VOR DIE TORE JERUSALEMS.....		283
DAS BEKENNTNIS DES PETRUS	9,18-27.....	284
DIE VERKLÄRUNG AUF DEM BERG	9,28-36.....	289
DIE HEILUNG DES EPILEPTISCHEN KNABEN	9,37-45.....	293
RANGSTREIT UNTER DEN JÜNGERN	9,46-48.....	298
DER FREMDE TEUFELAUSTREIBER.....	9,49-50.....	302
FEUER VOM HIMMEL?	9,51-56.....	306
DIE DREI NACHFOLGER	9,57-62.....	311
DIE AUSSENDUNG DER SIEBZIG.....	10,1-16.....	316
DIE RÜCKKEHR DER SIEBZIG	10,17-20.....	323
WEH- UND JUBELRUF	10,21-24.....	328
DAS GLEICHNIS VOM BARMHERZIGEN SAMARITER	10,25-37.....	333
DER KYRIOS	10,38-42.....	339

Das Lukasevangelium

Ausgelegt für die Gemeinde.

Band I: Kapitel 1-10

Ein Geschlecht, das im Begriff steht, sich im hoffnungslosen Vielerlei zu verlieren, erfährt hier vom Einen. Die 61 Auslegungen der ersten zehn Lukaskapitel stellen den Leser vor das Geheimnis der Person und des Werkes Christi. Hier begegnet der heutige wie der damalige Zeitgenosse dem Galiläer, der in erregender Anstössigkeit den Anspruch erhebt, der Retter zu sein, ohne den die Bewohner dieses Planeten verloren sind. Jesus Christus der Einmalige und Uneinreihbare, wie Lüthi ihn anhand der Lukastexte vor uns hinstellen vermag, ist eine erfrischende Herausforderung an uns Abendländer, die wir in Ost und West nach religiösem, kulturellem und politischem Messiasersatz Umschau halten. So nötigt dieses Christuszeugnis, das an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig lässt, zur Stellungnahme und Entscheidung.

Vorwort

Die Arbeit an dieser Auslegung des Lukasevangeliums erstreckt sich über Jahrzehnte. Sie ist schon durch die Tatsache eingespart worden, dass von Anfang an bei der Auswahl von Predigttexten Lukas eine gewisse Bevorzugung zuteil wurde. Als ich vom Frühling 1946 an in der Sonntagsmorgenpredigt fortlaufend sämtliche Gleichnisse der Evangelien auslegte, befanden sich nicht wenige Lukasstücke darunter. Die erste zusammenfassende Gesamtauslegung des Evangeliums erfolgte vom Herbst 1948 bis Frühling 1950 in den abendlichen Werktagsgottesdiensten. Seither machten die Lukasaufzeichnungen die Fahrt in mehrere Ferien mit, so dass jetzt vorläufig wenigstens der Druck der ersten zehn Kapitel mag gewagt werden. Es ist nicht leicht, die Literatur einzeln anzuführen, die auf diese Auslegungen einen Einfluss ausübte. Es handelt sich hier um den Ertrag der Auseinandersetzung mit mehreren theologischen Richtungen und Zeitströmungen, mit denen ein evangelischer Pfarrer seit dem Ende des Ersten Weltkrieges notwendigerweise in Berührung kam. Man hat da Grund zu viel Dank, auch denjenigen unter den theologischen Lehrern gegenüber, von deren Ansichten man sich später distanzieren, ja lossagen musste. Ich meine damit vor allem den theologischen Liberalismus strengster Observanz, der damals, anfangs der zwanziger Jahre, an unserer Fakultät in Bern mit einem fast unwahrscheinlichen Selbstbewusstsein am Werke war. Wir Studenten wurden damals von unseren Lehrern mit den geschliffenen Instrumenten «strenger Wissenschaftlichkeit» blutig rasiert. Man redete noch nicht von «Entmythologisierung», betrieb diese aber faktisch mit so viel Munterkeit und Eifer, dass einem normalen Studenten der Theologie schon damals vor dem Übertritt ins praktische Predigtamt graute. Ein älterer Amtsbruder konnte damals den Anfänger mit den Worten trösten, Theologie studieren heisse: Zuerst bis auf die Haut ausgezogen werden, um dann

am Sonntag zwischen 9 und 10 Uhr vor der Gemeinde zu rühmen, wie warm man habe. Immerhin ein Segen blieb uns, die wir die Ära des alten Liberalismus miterlebten: Wir wurden an den Ort der ersten Seligpreisung getrieben, dorthin, wo man wirklich nichts mehr hatte, dessen man sich rühmen konnte. Man fastete, schnallte den Riemen enger und suchte seine geistige Nahrung, wie die Geissen im Hochgebirge in weglosen Steinwüsten die Gräser und Kräuter einzeln zu sammensuchen.

Dann traten, ihre Zeit schien inzwischen gekommen zu sein, die beiden Blumhardt ins Blickfeld. Hermann Kutter und Leonhard Ragaz halfen, jeder auf seine Weise, mit, die messianische Botschaft vom Reich, wie sie von den Blumhardts ausging, auf den Leuchter zu stellen. Friedrich Zündel schrieb seinen «Jesus» und seine «Apostelzeit». Es war wie ein Frühregen. Und auch der Spätregen liess nicht auf sich warten. Karl Barths Römerbrief war uns entscheidende Hilfe, und seine Reihe von Bänden der Kirchlichen Dogmatik, mit ihrem unverdrossenen Hinweis auf Christus als Mitte der Schrift, war uns Wasser aus dem Fels. Eine spürbare Segnung ging durch Kirche und Theologie. So bekam man im Verlauf der dreissiger und vierziger Jahre als Pfarrer im Amt bei der Bemühung um die Predigt Hilfsmittel in die Hand, von denen man sich noch kurze Zeit zuvor nicht hätte träumen lassen. Um nur das eine zu nennen: Lieferung um Lieferung von Kittels Wörterbuch kam einem ins Haus. So füllten sich allmählich Truhen, Keller und Scheunen mit alt- und neutestamentlichem Vorrat. Aber Himmelsbrot vertrug das Horten und Speichern von allem Anfang nicht, und selbst des göttlichen Wachtelsegens konnte man überdrüssig werden, so dass «es euch zur Nase ausging und euch zum Ekel wurde».

Nach dem Zweiten Weltkrieg liefen die Dinge nicht nur in der Welt, auch in Kirche und Theologie, überraschend anders als erwartet. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch

des Hitlerreiches konnte man in Deutschland der erstaunlichen Mitteilung begegnen, der theologische Liberalismus habe «abgewirtschaftet, endgültig, er sei wie von der Bildfläche verschwunden». Solche Aussagen entsprangen mehr einem nicht eben menschenfreundlichen Wunschenken als der Wirklichkeit. Solange Menschen auf der Erde leben, werden Menschen den törichten Versuch unternehmen, vom Menschen aus Gott zu erkennen, und so lange wird es in wechselnden Formen immer auch theologischen Liberalismus geben. Auch «dieser Jünger stirbt nicht».

Die jungen Studierenden der Nachkriegsgeneration haben eine völlig andere Ausgangslage, als wir sie nach dem Ersten Weltkrieg antrafen. Was jetzt auf sie wie eine Neuentdeckung wirkt, ist für uns ein alter Bekannter. Was wir damals als Krankheit erlitten, fingen sie an, als Heilmittel zu empfinden. Sie hatten es vielleicht zu gut. Vielleicht sehnten sie sich als Überfütterte von den theologischen Fleischtöpfen weg nach dem Wind, dem Sand und den Sternen der Wüste. Sie bedurften offensichtlich einer weltanschaulichen Abmagerungskur. Das Mittel ist gefunden und geht heute von Hand zu Hand unter der Marke: «Entmythologisierung». Ob dieser Neoliberalismus die junge Pfarrergeneration zu einem neuen theologischen Hochmut, oder aber noch einmal zur guten Armut der ersten Seligpreisung hinführt, bleibt vorläufig abzuwarten. Wir halten dafür, dass es gut ist, den jeweiligen theologischen Strömungen gegenüber ein wenig gläubigen Humors walten zu lassen und das Beste zu hoffen.

Es ist begreiflich, dass die Entmythologisierungswelle dem Evangelisten Lukas besonders hart zusetzt. Lukas selber wird, wie alle bisherigen, so auch diese seine neuesten Kritiker fröhlich überleben. In dieser Getrostheit möchte die vorliegende Auslegung die Gemeinden und ihre Diener am Wort stärken.

Walter Lüthi.

Christi Geburt und Kindheit

Diener am Wort

¹ Sintemal sich's viele unterwunden haben, Bericht zu geben von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, ² wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind: ³ habe ich's auch für gut angesehen, nachdem ich's alles von Anbeginn mit Fleiss erkundet habe, dass ich's dir, mein guter Theophilus, in Ordnung schriebe, ⁴ auf dass du gewissen Grund erfahrest der Lehre, in welcher du unterrichtet bist. Lukas 1,1-4

Er stellt sich vor als Diener am Wort. Dabei geht es ihm weder um Poesie noch um Idee, auch nicht einmal in erster Linie um Lehre, sein Wort geht zurück auf Vorkommnis und Geschichte. Und man bedenke, welch eine besondere Geschichte es ist, die Lukas, der Diener am Wort, nun niederschreiben sich anschickt! Was kein Auge geschaut und was nie ein Ohr gehört hat, darüber soll hier Bericht erstattet werden. Kann man das? Dem Manne, der hier zur Feder greift, glaubt man es jedenfalls anzumerken, wie tief er den Wagnischarakter seines Unterfangens empfindet. Ist es nicht, wie wenn er froh wäre, nicht der einzige, und auch nicht der erste zu sein, der am Wort, an diesem besonderen Worte dient? Er redet von «Vielen, die es vor ihm unternommen haben, eine Erzählung der Ereignisse abzufassen, die sich unter uns zugetragen haben» (1).

Wer diese «Vielen» sind? Ihre Schriften, die zur Zeit des Lukas bruchstückartig vorhanden waren, sind verloren gegangen, nachdem sie in die uns bekannten Berichte hinein verarbeitet worden waren. Sicher ist, dass das Evangelium nach Markus schon existiert, lehnt sich doch der dritte Evangelist in manchen Teilen an Markus an. Auch mit Matthäus hat er Berührungspunkte. Wir stehen damit vor der bemerkenswerten Tatsache, dass es in der Bibel nicht nur einen, sondern gleich vier Evangelienberichte gibt. Zwar enthält jeder von

ihnen die ganze Botschaft; aber dass jeder der vier noch drei andere Mitberichterstatter neben sich hat, mahnt ihn zur apostolischen Einsicht, dass «unser Wissen Stückwerk ist». War das je anders, wenn es galt, das Unsagbare auszusprechen? Klagt nicht schon Mose: «Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen!»? Vier Männer durften, mussten die Geschichte jenes Einen schreiben, neben dem es keinen Vergleichbaren gibt; Lukas ist nach der Tradition der Kirche Christi der an dritter Stelle eingereihte. In den Museen pflegen gewisse, besonders sehenswerte Stücke so aufgestellt zu werden, dass der Beschauer rings um sie herumgehen und sie von allen vier Seiten sehen kann. So hat Gottes Vorsehung dafür gesorgt, dass nicht ein Einzelner die Worte und Taten des Herrn aufschrieb. Christus hat keinen Biographen, wohl aber vier Berichterstatter. Wir sollen gleichsam «um ihn herumgehen» und ihn von allen vier Seiten beschauen können. Ja der Lukas verwandte Verfasser des Hebräerbriefes redet nicht nur von «Vielen», sondern geradezu von einer «Wolke von Zeugen», indem er offenbar die Christuszeugen des Alten Testaments mit einbezieht, die ihn «von ferne schauten». Lukas weiss sich als einzelnes Stäubchen dieser Wolke, und alle zusammen nennt er Diener, «Diener am Wort» (2).

Die «Vielen», auf die sich Lukas beruft, nennt er Augenzeugen, «Autoptai» (2). Eine gewisse Amtlichkeit klingt in dieser Bezeichnung durch. Wir reden von Autopsie, wenn der Gerichtsarzt den Leichnam identifiziert. Auch die biblischen Augenzeugen haben einen Leichnam gesehen, am Kreuz und im Grab. Aber sie sind Augenzeugen besonderer Art, denn sie haben dann den Auferstandenen gesehen und «identifiziert». Paulus sagt, «dass er gesehen worden ist von Kephas, darnach von den Zwölfen. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viele leben, etliche aber sind entschlafen. Darnach ist er gesehen worden von Jakobus, darnach von allen Aposteln.

Am letzten von allen ist er auch von mir, als von einer unzeitigen Geburt, gesehen worden» (1.Kor. 15). Sie alle waren «Autoptai». Auch Johannes ist solch ein Augenzeuge: «Das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut haben und unsere Hände betastet haben – das Leben, das ewig ist, welches war beim Vater und ist uns erschienen – solches schreiben wir euch, auf dass eure Freude vollkommen sei» (1. Joh. 1).

Lukas erhebt ausdrücklich den Anspruch nicht, Augenzeuge zu sein. Nichts Eigenes, nichts Neues hat er zu berichten; aber das vorhandene «Material» der Augenzeugen, das verarbeitet und überliefert er als ein Diener am Wort. Er berichtet es «vollständig» (3); Lukas hat Stücke, die bei den anderen Evangelisten nicht vorhanden sind. Man nennt sie das «Sondergut des Lukas». Dazu gehören beispielsweise die strahlenden Gleichnisse vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Sohn, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die denkwürdige Begegnung mit Maria und Martha in Bethanien. Lukas berichtet alles «von Anfang an». Markus beginnt erst mit dem Auftreten Johannes des Täufers. Lukas erzählt ergänzend die erste Kindheits- und Geburtsgeschichte des Täufers und Jesu, die Begegnung mit Simeon und Hanna, die Begebenheit aus den Knabenjahren, als der Zwölfjährige im Tempel zurückblieb und sich mit den Schriftgelehrten befragte. Auch für diese Mitteilungen beruft Lukas sich auf die «Autoptai». Seine Arbeit bestand teilweise im Ordnen des Vorhandenen. So ganz will er Diener am Wort sein, nur Diener.

Seinen Bericht schreibt er für einen Mann mit Namen Theophilus, von dem wir ausser dem Namen nichts Gewisses wissen. Dieser Name ist griechischen Ursprungs und heisst «Gottlieb». Ist er noch Heide? Ist er unterwegs zu Christus? Sehr wahrscheinlich ist er bereits getauft. Die Anrede «verehrter Theophilus» deutet hin auf eine Persönlichkeit der

Gesellschaft. Theophilus soll für seinen Christenglauben geschichtlichen Boden unter die Füße bekommen, «gewissen Grund der Lehre», wie Luther übersetzt. Hie und da glaubt man es dem Evangelium anzumerken, dass es speziell für einen Christen von heidnisch-griechischer Herkunft abgefasst ist. Der Stammbaum Jesu (Kap. 3) beispielsweise fängt nicht, wie bei Matthäus, mit Abraham an, sondern geht auf Adam zurück. Christus ist nicht nur «Same Abrahams», er ist auch Stammvater Adams, weilte er doch schon beim Vater, als dieser die Welt und Menschheit erschuf.

Und Lukas selber, wer ist er? Im Neuen Testament existieren drei Hinweise auf einen Mann dieses Namens. Im Kolosserbrief schreibt Paulus: «Es grüsst euch Lukas der Arzt, der geliebte» (Kol. 4). Er ist Mediziner von Beruf, literarisch gebildet, was sich darin zeigt, dass er an seinen Bericht die damals allgemein gültigen Anforderungen seriöser Geschichtsschreibung stellt. Vielleicht war er einst Sklave und ist jetzt Freigelassener. War Theophilus früher sein Herr? Sicher ist ein Lukas auch als nächster Mitarbeiter des Apostels Paulus bezeugt. Im Philemonbrief ist zu lesen: «Es grüssen dich Epaphras, mein Mitgefangener in Christo Jesu, Markus, Aristarchus, Demas, Lukas, meine Gehilfen» (Philemon 23.24). In welcher Weise Lukas Pauli Gehilfe ist, das verrät uns 2. Tim. 4,11: «Lukas ist allein bei mir.» Die Stelle zeigt uns den Apostel zur Zeit seiner letzten Gefangenschaft in Rom. Da erwartet er täglich, ja stündlich, seinen Tod. Und hier ist «Lukas allein bei ihm». Leistet er dem geisen Gefangenen ärztlichen Beistand?

Dieser Mann darf das dritte Evangelium schreiben. Er tut es als «Diener am Wort». Wer immer er auch sei, durch seinen hohen Dienst darf er Gehilfe der Gemeinde sein und zu den Lehrern der Kirche zählen, von denen geschrieben steht, «sie werden leuchten wie die Sonne».

Die Ankündigung des Vorläufers

⁵ Zu der Zeit des Herodes, des Königs in Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abia, mit Namen Zacharias, und sein Weib war von den Töchtern Aarons, welche hiess Elisabeth. ⁶ Sie waren aber alle beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig. ⁷ Und sie hatten kein Kind; denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohl betagt. ⁸ Und es begab sich, da er des Priesteramts pflegte vor Gott zur Zeit seiner Ordnung, ⁹ nach Gewohnheit des Priestertums, und an ihm war, dass er räuchern sollte, ging er in den Tempel des Herrn. ¹⁰ Und die ganze Menge des Volks war draussen und betete unter der Stunde des Räucherns. ¹¹ Es erschien ihm aber der Engel des Herrn und stand zur rechten Hand am Räucheraltar. ¹² Und als Zacharias ihn sah, erschrak er, und es kam ihn eine Furcht an. ¹³ Aber der Engel sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias! denn dein Gebet ist erhört, und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, des Namen sollst du Johannes heissen. ¹⁴ Und du wirst des Freude und Wonne haben, und viele werden sich seiner Geburt freuen. ¹⁵ Denn er wird gross sein vor dem Herrn; Wein und starkes Getränk wird er nicht trinken und wird noch im Mutterleibe erfüllt werden mit dem heiligen Geist. ¹⁶ Und er wird der Kinder von Israel viele zu Gott, ihrem Herrn, bekehren. ¹⁷ Und er wird vor ihm hergehen im Geist und Kraft Elia's, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern und die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten, zuzurichten dem Herrn ein bereites Volk. ¹⁸ Und Zacharias sprach zu dem Engel: Wobei soll ich das erkennen? Denn ich bin alt, und mein Weib ist betagt. ¹⁹ Der Engel antwortete und sprach zu ihm: Ich bin Gabriel, der vor Gott steht, und bin gesandt, mit dir zu reden, dass ich dir solches verkündigte. ²⁰ Und siehe, du wirst verstummen und nicht reden können bis auf den Tag, da

dies geschehen wird, darum dass du meinen Worten nicht geglaubt hast, welche sollen erfüllt werden zu ihrer Zeit.

²¹ Und das Volk wartete auf Zacharias und verwunderte sich, dass er so lange im Tempel verzog. ²² Und da er herausging, konnte er nicht mit ihnen reden; und sie merkten, dass er ein Gesicht gesehen hatte im Tempel. Und er winkte ihnen und blieb stumm. ²³ Und es begab sich, da die Zeit seines Amtes aus war, ging er heim in sein Haus. ²⁴ Und nach den Tagen ward sein Weib Elisabeth schwanger und verbarg sich fünf Monate und sprach: ²⁵ Also hat mir der Herr getan in den Tagen, da er mich angesehen hat, dass er meine Schmach unter den Menschen von mir nähme. Lukas 1,5-25

«Alles von Anfang an» will er berichten. Merkwürdig umständlich mutet einem nun sein Vorgehen an. Zwar erfolgt zunächst eine Ankündigung, aber noch nicht Jesu Christi, sondern erst seines Vorläufers. Und doch geht es schon hier mit jedem Wort um den Einen, der kommen soll. Es ist nicht zufällig ein Priester und seine Frau, mit denen der Evangelist seinen Bericht beginnt. Wenn jemand, so weiss es der Priester, dass der Eine kommen wird, das Reich der Himmel auf Erden aufzurichten. Aus Israel wird der Eine, neben dem es keinen Andern gibt, hervorgehen. Nicht unangemeldet wird er erscheinen. Der Prophet Elia wird wiederkommen und vor ihm herziehen, um das Volk auf den Empfang zuzurüsten. Der Priester Zacharias kennt die Zukunftspläne, die Gott mit seinem Volk, und durch sein Volk mit allen Völkern der Erde, hat; er weiss um die Verheissungen, denn er ist Kenner der Schrift. Und Zacharias glaubt an diese Zukunft, steht doch von ihm und seinem Ehefrau geschrieben: «Sie waren alle beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig» (6). Aber Tag und Stunde, da der Eine kommen wird, weiss Zacharias nicht, auch nicht das Jahrzehnt, nicht das Jahrhundert, das Jahrtausend. Er weiss darum, gewiss so wie seine priesterlichen

Vorfahren all die vielen hundert Jahre zurück darum gewusst haben. Seltsam aber müsste es zugehen, wenn das grosse Kommen just mit dem Zeitabschnitt, den er, Zacharias, auf dieser Erde verbringen darf, zusammenfallen sollte. Woher auch sollte ein Zacharias das Vorrecht ableiten, dass ausgerechnet er und sein Eheweib die Erfüllung schauen dürften? Und doch hat Gott nun nicht weniger als eben diese baldige Erfüllung im Plan. Im Himmel ist der Beschluss gefasst. Die ersten Vorbereitungen für den Empfang des Einen sollen jetzt getroffen werden. Und er, Zacharias, soll einer der dabei Beteiligten sein! Dass das dem alten Mann erhöhte Temperatur verursacht – wer sollte da die Fassung nicht verlieren?

Was Gott verheissen hat, das hält er. Das ist das eine Grosse, das uns hier entgegenkommt. Der Name Zacharias heisst «der Herr gedenkt», der Name Elisabeth «Gottes Eid». Gottes Stunde schlägt, nichts ist ihm unmöglich. Und Lukas zeigt, dass die Erfüllung gerade dann und dort «losgeht», wo manche es zuletzt vermutet hätten – im Tempel. Die täglichen Vorgänge um den Tempel wickeln sich ab mit der Präzision eines Mechanismus. Da sind die 24 Priestergeschlechter. Aus den 24 «Klassen» kommt jede im Jahr zweimal für 8 Tage dran; jeden Tag trifft das Los einen anderen Angehörigen seiner Klasse. Nach getanem Dienst kehren die Priester der Klasse wieder heim aufs Land zu ihren Familien. Man gibt in diesen Kreisen viel auf Herkunft und Vergangenheit. Bis auf Aaron zurück kann man seine Vorfahren lückenlos aufzählen. Aber wie steht es um die Gegenwart? Wo ist die lebendige Hoffnung auf die Zukunft? So ist es immer: Wenn in der Gemeinde Gottes der Geist mangelt, dann werden Exaktheit und Präzision wichtig, Tradition und Ordnung.

Aber nun verachtet Gott um seiner Verheissungen willen diesen kläglichen Zustand seiner Gemeinde nicht. Gott lässt den Tempel nicht links liegen. Ausgerechnet unter diesen «langbärtigen Levitensöhnen» und «zopfigen

Aaronstöchtern» sucht er sich die Werkzeuge aus, deren er sich bedienen will. Was seit Aarons, was seit Levis Zeiten geglaubt und gehofft worden ist, wischt Gott nicht unter den Tisch. Weil er es dem Abraham, weil er es den Vätern verheissen hat, darum wendet er sich nicht von den Enkeln ab, auch wenn er dazu allen Grund hätte. Zacharias, «der Herr gedenkt», Elisabeth, «Gottes Eid» –.

Aber nun sind Elisabeth und Zacharias alt und kinderlos. Das bedeutet hier mehr, als wenn wir heutzutage von einem «kinderlosen Ehepaar» reden. Elisabeth ist unfruchtbar. Ihr Geschlecht, ihr Priestergeschlecht(!) wird mit ihr ins Grab sinken. Die beiden sitzen in einem grossen Stammbaum, auf einem absterbenden Ast. Ein Bild des Absterbens. So tragen die beiden Alten eine Wunde. Auf Kinderlose und gar auf kinderlose Priesterleute wird mit Fingern gezeigt. Sie gelten als von Gott Gestrafte, als Gezeichnete. Aber wer weiss? Wunden sind die aufgerissenen Furchen, in die hinein Gott seine Setzlinge pflanzt. Zacharias gehört einer der Priesterklassen an, der achten von Vierundzwanzig. An 23 Klassen geht Gott vorüber, und bei dieser einen, bei Klasse 8, bleibt er stehen und sagt: «Hier soll zwar nicht der Eine, aber doch der Vorläufer des Einen geboren werden. Er wird vor ihm (dem Einen) hergehen im Geist und in der Kraft Elias» (17).

Es ist ja nicht das erste Mal, dass Gott in die Schmach der Unfruchtbarkeit hinein seinen Segen legt, diesen Kindersegen besonderer Art und Bedeutung. Wir denken an die Vorgänge zu Abrahams und Sarahs Zeiten, als das Erbe des Paradieses verschüttet und vertan zu sein schien, und siehe, Gott hat ein Neues gepflanzt! Wir denken an die Zeit der Philisterkriege, da das verheissene Land den Kindern und Erben wieder sollte entrissen werden, als Gott einer unfruchtbaren Mutter den Retter Simson schenkte. Wir erinnern uns vor allem an den Zustand der Gemeinde zu Eli's Zeit, als Gott die unfruchtbare Hanna zur Mutter Samuels erkor. Der Gott, der aus dem dürren Erdreich ein Reis

aufgehen lässt, der aus dem Grab den Herrn des Lebens erweckt, der zuletzt seine Kinder aus den Gräbern rufen und das Meer zwingen wird, seine Toten herzugeben, dieser Gott ist es, der jetzt aus dem erstorbenen Mutterschoss der Elisabeth den Vorläufer des Einen zu erwecken sich anschickt.

Zacharias und Elisabeth haben in jungen Jahren um Nachkommen gebetet. Jetzt haben sie wohl längst aufgehört zu bitten, denn die Zeit zum Kinderhaben ist für sie dahin. Aber, Kleider veralten, Bücher veralten, selbst Schulden verjähren; aber Gebete veralten und verjähren nicht. Und siehe!, die jetzt anhebende Erfüllung der Gebete ihrer Jugend ist nicht kleiner, sie ist über Bitten und Verstehen grösser, als es die beiden Alten zu fassen vermögen. Sie haben um Mutterglück und Vaterfreude gebetet, um ein kleines Familienereignis; aber nun hört Zacharias den Engel Gabriel sagen: «Du wirst an ihm Freude und Wonne haben, und viele werden sich seiner Geburt freuen. Er wird gross sein vor dem Herrn» (14.15). Vielleicht wird er klein sein vor den Menschen, aber gross vor dem Herrn, denn er wird einen Auftrag, ein Amt erhalten im Reiche Gottes. Um dieses seines zukünftigen Berufes willen wird das Kind schon im Mutterleib erfüllt werden vom Heiligen Geist. Und seine Bedeutung wird umschrieben mit jenem letzten, verheissungsträchtigen Wort im Alten Testament, das lautet: «Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der grosse und schreckliche Tag des Herrn. Der soll bekehren das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern» (Mal. 3).

Und draussen vor dem Tempel betet unterdessen auch das Volk. Wenn ein Herodes König ist im Land (6), wie sollte dann das Volk nicht zum Himmel schreien (10)? Da sind wohl auch Vereinzelte drunter, die beten aufs Grosse und Ganze, dass Gott den Jammer seines Volks ansehen und den «Trost Israels», den verheissenen König, senden möge. So erhört Gott Gebete. Während draussen das Volk, das

«verschmachtet ist und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben», die Hände ringt, wird drinnen in der Verborgenheit des Tempels dem Priester verkündet, dass Gottes Erhörung über alles Bitten und Verstehen hinaus bereits angehoben hat.

Freilich im altgewohnten gottesdienstlichen Apparat tritt durch diesen unerwarteten Eingriff Gottes eine Störung ein. Zacharias sieht Gottes Engel. In der Mitte, vor dem Vorhang, steht der Weihrauchaltar, rechts davon der Schaubrottisch, zur Linken brennt der siebenarmige Leuchter; zur Rechten, das heisst auf der Seite der grösseren Ehre, dort beim Schaubrottisch steht nun der Engel Gabriel. Zacharias erschrickt zutiefst, denn wenn Engel erscheinen, dann hat sich jeweils Gottes heilige, allerhöchste Gegenwart ereignet. «Aber der Engel sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhört, und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, des Namen sollst du Johannes heissen» (13). Menschlicherweise wird er der asketischen Schule der Essener angehören. Er wird den Leuten auffallen durch seine absonderliche Nahrung und Kleidung, er wird viele Kinder Israels «zu Gott dem Herrn bekehren» und «zurichten dem Herrn ein bereitet Volk» (14-17).

Der Priester hat es aus Engelsmund vernommen. Lang über die ihm eingeräumte Frist hinaus erscheint er immer noch nicht vor dem wartenden Volk. Am heiligen Fliessband der 24 Priesterklassen ist eine Panne eingetreten. Gott selber hat eingegriffen. Wenn Gottes grosse Stunde schlägt, und die hat jetzt geschlagen, dann können die Fahr- und Stundenpläne auch unserer heiligen Ordnungen durchkreuzt werden. Der Täufer wird ein gewaltiger Störenfried sein, und gar der Eine, dessen Vorläufer der Täufer ist, wird im Tempel noch ganz andere Programmstörungen verursachen. Wird Herodes, werden erst die Priester sich diesen Zwischenfall gefallen lassen? Viele werden zwar «Freude und Wonne haben», aber andere werden sich ärgern.

Auch Zacharias und Elisabeth erfahren nicht eitel Freude über das Gehörte. Nach der ersten Erholung vom Schreck stellt sich bei Zacharias etwas ein, das uns in seiner blutigen Menschlichkeit besonders nahe geht: Der gläubige Zacharias bekommt es mit dem Zweifel zu tun. Im Moment, da der Beter erhört ist, überfällt ihn der Unglaube. Wer kennt diese Erfahrung nicht? Man hat die Verstummung, die daraufhin bei Zacharias eintritt, ein Strafwunder genannt. Uns will es allerdings eher scheinen, es handle sich um eine gnädige Bewahrung. Das Widerfahrnis der Verstummung hat etwas von dem an sich, was der Gärtner tut, wenn er im Vorfrühling bei Frostgefahr die «Couchen» zudeckt. Die Zeit ist da; aber noch ist Vorfrühling. Und übrigens, nicht nur wenn Gott sein Wort schenkt, auch wenn er es majestätisch entzieht, ist das ein Zeichen dafür, dass er neu eingegriffen, dass er gesprochen hat. – Der Verstummung des Priesters entspricht das Sichverbergen seiner Frau: «Und nach den Tagen ward Elisabeth schwanger und», heisst es dann bedeutsam weiter, «verbarg sich fünf Monate.» Das ist jenes heilige Verbergen. Saul verbarg sich nach der Salbung zum König unter die Geräte. Elias verbarg sich in der Wüste. Nach Damaskus lebte Paulus Jahre hindurch verborgen. Nach der Taufe ward der Herr vom Geist in die Wüste geführt. So gehörten zu allen Zeiten Gottes Offenbaren und Gottes Verbergen zusammen.

Geboren aus Maria der Jungfrau

²⁶ Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heisst Nazareth, ²⁷ zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Manne mit Namen Joseph, vom Hause David; und die Jungfrau hiess Maria. ²⁸ Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Gegrüsset seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern! ²⁹ Da sie aber ihn sah, erschrak sie über seine Rede und gedachte: Welch ein Gruss ist das? ³⁰ Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden. ³¹ Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heissen. ³² Der wird gross sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben; ³³ und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein. ³⁴ Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiss? ³⁵ Der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das von dir geboren wird, Gottes Sohn genannt werden. ³⁶ Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn in ihrem Alter und geht jetzt im sechsten Monat, von der man sagt, dass sie unfruchtbar sei. ³⁷ Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich. ³⁸ Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.

Lukas 1,26-38

Lukas nennt ihn hier zum ersten Male, den hohen Namen, der über alle Namen ist, den Jesusnamen, vor dem sich beugen werden aller derer Knie, die im Himmel und auf der Erde sind: «Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heissen» (31).

Jesus heisst Heiland, Retter. «Er wird ein Sohn des Höchsten genannt werden», also Gottes Sohn. Schon im Alten Testament werden etwa Menschen Gottes Söhne genannt, auch das Neue Testament weiss von Menschen als von Gottes Söhnen und Töchtern; aber Sohn des Höchsten gibt es nur den Einen. Alle anderen verdanken ihre Gotteskindschaft ihm. Der Eine *wird* nicht Gottes Sohn, er ist es immer schon, ist es von Ewigkeit her gewesen und wird es sein in Ewigkeit. Damit stehen wir an der Schwelle des Einmaligen. Es heisst dann «Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein» (32.33). Seltsam! Eben schickt sich doch Lukas an, offenbar dem Fingerzeig jener Augenzeugen folgend, auf die er sich beruft, uns von Jerusalem, von der Stätte der hohen Verheissungen, vom Tempel wegzuführen. Wir folgen ihm jetzt hinauf ins Ausland, nach Galiläa, dorthin, ins heidnisch-jüdische Halbdunkel, an jenen Ort mit Namen Nazareth, dem jegliches Verheissungslicht mangelt, wird doch Nazareths im ganzen Alten Testament auch nicht mit einer Silbe gedacht. Einzig in einem Mann mit Namen Joseph, einem späten Abkömmling aus König Davids Geschlecht, vermag Lukas den weissen Faden des Zusammenhangs mit Jakobs Segen und mit Davids Thron zu erblicken. Der Kommende wird der Erfüller sein. Alle Verheissungen, die je dem Gottesvolk gegeben wurden, sind in ihm Ja und Amen. Er ist der Angesagte, der König Israels: Die Geburt und Menschwerdung des Messias wird hier nun angesagt, nicht weniger als das. Und damit wird die Frage der Maria zu unserer Frage: «Wie soll das zugehen?»

Es gibt aber nur eine Antwort: Es geht so zu, wie es Gott gefällt. Gott ist hier der Handelnde, der Erwähler, und als Erwähler ist er in der Wahl seiner Mittel und Wege frei. Wem er gnädig ist, dem ist er gnädig. So befremdlich die Dinge hier laufen – wäre es nicht seltsam und geradezu

beunruhigend, wenn hier die Einmaligkeit des Geschehens nicht irgendwie, und zwar deutlich genug, markiert und gekennzeichnet wäre? Da ist einmal das Einzigartige, dass Gott es nicht zulässt, dass die Menschwerdung Jesu dem Willen und der Absicht eines Mannes unterworfen sei. Es darf wohl auch ein Mann da sein, aber als Knecht. Joseph ist ganz Diener. Nicht dass es Gott etwa unmöglich gewesen wäre, das Geheimnis der Menschwerdung durch Inanspruchnahme eines irdischen Erzeugers zu vollbringen. Aber nun hat es ihm gefallen, seinen Sohn ohne Einfluss und ohne Absicht des Menschen, ja sogar unter Ausschaltung einer irdischen Vaterschaft, Mensch werden zu lassen. Wer will ihm diesen einmaligen Weg, der einmaligen Sache entsprechend, verarngen, verbieten?

Und in gleicher für unser menschliches Empfinden beinahe atemberaubender Freiheit beschliesst Gott, seinen Sohn unter Zuhilfenahme einer menschlichen Mutterschaft Mensch werden zu lassen. Eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts darf Gottes Werk ihre Mütterlichkeit leihen, darf Jesus empfangen, darf mit ihm schwanger gehen und darf ihn gebären, darf Mutter Gottes sein. Die Frage, warum Jesus wohl eine menschliche Mutter hat, nicht aber einen Menschenvater, bleibt offen. Es wäre Wahnwitz, hier nach einem allgemein weiblichen, oder nach einem Vorzug der speziell dazu Auserkorenen, Ausschau zu halten. Gottes Gnadenwille, Gottes Freiheit ist hier am Werk.

Maria, das Mädchen aus Nazareth, Elisabeth ist ihre Base, ist mit einem Mann verlobt. Matthäus, der sich im zeitgenössischen Eherecht Palästinas auskennt, weiss, dass die Verlobte zwar de jure schon die Frau des Joseph ist, de facto aber wird sie es erst vom Tage der Heimholung an sein. Warum es eine Jungfrau sein muss, entzieht sich unserer Erkenntnis. Gott wäre es möglich gewesen, einer Frau, die schon Gattin und Mutter gewesen ist, den Dienst der Gottgebärerin aufzuerlegen. Aber nun hat er es so gewollt. Schon

einer der alten Gottesmänner redet von einer jungen Frau, die schwanger werden und gebären wird. Hier nun ist Erfüllung. Aber warum es ausgerechnet aus allen Töchtern Israels Maria sein soll? Ist sie besser? Ist sie reiner als alle anderen? Nicht ein Wort steht hier davon. Nach dem Wortlaut des Geschriebenen liegt es gerade nicht bei Maria. Was sie zu diesem Dienst geeignet macht, hat seinen einzigen Grund bei Gott. Bei den Menschen liegt hier kein Anhaltspunkt. Nicht Marias Natur ist der Grund, warum sie Gottesmutter wird, sondern Gottes Gnade. So gross die Versuchung sein könnte, dort, wo der Apostel Paulus von der einen und einzigen Ausnahme redet, von dem, der «gleich wie wir ist, doch ohne Sünde» – so gross hier die Versuchung sein könnte, Maria dem einen Sündlosen als weitere Ausnahme zuzugesellen –, eben dieser Versuchung müssen wir um des willen, was hier geschrieben steht, und um der Ehre des Einen willen, widerstehen. Es ist zwar begreiflich, dass man bis in die jüngste Zeit hinein Maria zum Kern eines zweiten Heilszentrums neben Christus zu erheben versucht und für die Gottesmutter Bezeichnungen wählt, die in alle Ewigkeit Christus, dem Einen, vorbehalten sind, aber hier gibt es um unserer Seelen Seligkeit willen, um des einen Heils der Welt willen keine andere christliche Möglichkeit als ein schlichtes Nein. Maria ist ein begnadetes Mädchen aus Nazareth. Und wenn Paulus den Herrn den «zweiten Adam» nennt, dann ist zu beachten, dass er Maria nicht zur «zweiten Eva» erhebt. Als «Begnadigte» redet der auffälligerweise mit Namen genannte Engel sie an («Gabriel, der Starke Gottes») (28): «Gegrüsset seist du, Maria, voll der Gnaden, du Begnadigte!» Und noch einmal für jeden, der überhört haben sollte: «Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden» (30). Gottes Gnade ist hier zu preisen, nicht Marias Natur. Gnade ist hier alles, Verdienst nichts. Und das einzige, wofür schliesslich das Mädchen aus dem galiläischen Oberland gepriesen wird, ist die Tatsache, dass sie geglaubt hat: «O selig bist du, die du

geglaubt hast» (45). Glaube ist Gnadengeschenk.

Damit steht Maria in einer Linie mit den Gottesdienern, Gottesknechten und Gottesmägden, mit den «Aposteln und Propheten». Von ihnen allen aber ist sie die letzte vor Christus und die erste mit Christus. Die Propheten pflegten, wenn es Gott gefiel, sie auszusondern und sie in seinem Dienst zu brauchen, die empfangene Botschaft eine «Last» zu nennen. Auch Maria ist Trägerin der Gotteslast. Aber die Last der Propheten von Mose bis zum Täufer ist die Botschaft von dem Einen, der kommen soll, die selige Last der Maria ist er selber, er, der Eine. Aber Christus verdankt, was er ist, nicht ihrem Werk, sondern sie verdankt, was sie ist, dem Erlöser-Werk Christi, dem freien Gnadenwillen des Vaters.

«Der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten» (35). Der Schatten ist für den Morgenländer eine Freundlichkeit Gottes. Der Heilige Geist wird Maria überschatten. Auch dieser Schatten ist Geschenk. Es gibt nur einen einzigen Baum, der den Schatten der Gnade zu spenden vermag. Es ist das Holz, an dem der Erlöser sprach, dass es vollbracht sei. Maria, die Mutter Gottes, lebt, wie jeder andere Sterbliche, von allem Anfang an unterm Schatten des Kreuzes.

Es ist begreiflich, dass Maria nicht versteht und nicht weiss, «wie solches zugehen mag». Gott trägt denn auch der für einen sterblichen Menschen unmöglichen Lage Marias Rechnung, indem er ihr die Hilfe eines Zeichens gewährt: «Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn in ihrem Alter und geht jetzt im sechsten Monat, von der man sagt, dass sie unfruchtbar sei» (36). So wie das leere Grab auf die Auferstehung des Herrn hinweist, so weist die jungfräuliche Empfängnis Christi darauf hin, dass hier derjenige geboren werden soll, der von Ewigkeit her beim Vater war. Beides aber, das Wunder der Auferstehung wie das Wunder der jungfräulichen Empfängnis, sind Werke des

Gottes, «bei dem kein Ding unmöglich ist» (37). Die Jungfrau Maria hat an dem hohen Dienst, dessen sie gewürdigt ist, sowenig ein Verdienst wie das Grab des Joseph von Arimathias, das zuletzt den Leib Christi empfängt und wieder hergibt.

Maria und Elisabeth

³⁹ Maria aber stand auf in den Tagen und ging auf das Gebirge eilends zu der Stadt Juda's ⁴⁰ und kam in das Haus des Zacharias und grüsste Elisabeth. ⁴¹ Und es begab sich, als Elisabeth den Gruss Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth ward des heiligen Geistes voll ⁴² und rief laut und sprach: Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! ⁴³ Und woher kommt mir das, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? ⁴⁴ Siehe, da ich die Stimme deines Grusses hörte, hüpfte mit Freuden das Kind in meinem Leibe. ⁴⁵ Und o selig bist du, die du geglaubt hast! Denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn. ⁴⁶ Und Maria sprach: Meine Seele erhebet den Herrn, ⁴⁷ und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands; ⁴⁸ denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindes-kinder; ⁴⁹ denn er hat grosse Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist. ⁵⁰ Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten. ⁵¹ Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffartig sind in ihres Herzens Sinn. ⁵² Er stösst die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. ⁵³ Die Hungri-gen füllet er mit Gütern und lässt die Reichen leer. ⁵⁴ Er denket der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf, ⁵⁵ wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinem Samen ewiglich. ⁵⁶ Und Maria blieb bei ihr bei drei Monaten; darnach kehrte sie wiederum heim.

Lukas 1,39-56

Der Vorläufer ist angekündigt, angesagt ist auch die Geburt des Einen. Nun kommt es zur Begegnung der beiden Mütter, der Greisin Elisabeth und des Mädchens Maria. Es ist die Jüngere, die zur Älteren kommt: «Maria aber stand auf in den Tagen und ging auf das Gebirge eilends zu der Stadt

Juda's und kam in das Haus des Zacharias und grüsste Elisabeth» (39.40). Lukas hält es nicht für nötig, den Namen des Ortes der Zusammenkunft zu nennen. Maria habe es eilig gehabt. Sie glaubt zwar, aber Gabriel hat ihr als Zeichen dafür, dass seine Ankündigung an sie eintreffen werde, angesagt, dass ihre alte Tante auch erwarte. Darum hat es Maria so eilig. Sie ersehnt für ihren Glauben die Bestätigung.

Bei Anlass der Begrüssung wird Elisabeth samt dem Kinde, das sie unterm Herzen trägt, prophetisch bewegt: «Und es begab sich, als Elisabeth den Gruss Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib» (41). Elisabeth wird ihre Mutterschaft inne. Aber Lukas will hier mehr sagen, als dass sie, die im sechsten Monat geht, «die Bewegungen spürt». Dass Johannes schon im Mutterleib vom Heiligen Geist erfüllt werden soll, diese Verheissung des hohen Engelfürsten Gabriel trifft jetzt ein. Und nun bewegt und treibt derselbe Heilige Geist Elisabeth zu Aussagen, die Maria in mehr als nur Erstaunen versetzen. Elisabeth spricht ganz und gar nicht so, wie zwei Schwangere im traulichen Zwiegespräch des gegenseitigen Sichverstehens miteinander zu plaudern pflegen; ausdrücklich wird vermerkt, Elisabeths Stimme habe sich erhoben (42). Sie ruft, wie wenn man zu einer Volksmenge sprechen würde. Und in der Tat redet sie hier ja auch zu einer unabsehbaren Hörschaft, sie spricht über Erdteile und über Jahrtausende hin. «Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes» (42). Elisabeth stellt fest, dass an ihrer Nichte bereits in Erfüllung gegangen ist, was ihr der Engel verheissen hat. Und Lukas weiss, noch nie war eine Frau auf diese Weise «gesegneten Leibes». «Und woher kommt mir, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?» (43). Der von Maria wird geboren werden ist der Herr, auch über Elisabeth und über Johannes, der Herr auch über Maria, der Kyrios, der Herr schlechthin. Und nun preist sie, wie wir bereits erwähnt haben, Maria selig. Dafür, dass das ihr Verheissene in Erfüllung gegangen ist, und dafür,

dass Maria das geglaubt hat. Hier begegnen sich zwei Frauen in der seligen Gemeinschaft der an sie ergangenen Verheissung und der nun eingetretenen Erfüllung. Nicht sie, weder die eine noch die andere, sondern die Tatsache, dass Gott verspricht und hält, verheisst und erfüllt, eben diese Tatsache ist die unvergleichliche Würde des Augenblicks.

Und nun erwidert Maria ihrerseits prophetisch den prophetischen Gruss. Der Heilige Geist legt ihr den Lobgesang ins Herz und auf die Lippen. Sie redet hier als die um ihres Glaubens willen selig Gepriesene. «Und Maria sprach: Meine Seele erhebet den Herrn» (46). Ihre Seele macht Gott gross. Das geschieht schlicht so, dass hier eine Menschenseele Gott so sein lässt, wie er ist, wie er war und wie er sein wird: gross. Dann erhebt unsere Seele den Herrn, wenn wir es einfach gelten lassen, dass er der Herr ist. «Und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes» (47). Maria freut sich, der Heilige Geist freut sich in ihr, so wie Johannes der Täufer, dessen Freude sie eben zeichenhaft in ihrem Leib gespürt hat, sich freuen wird darüber, dass er «des Bräutigams Stimme hört». Es ist die Freude darüber, dass Christus der Heiland ist. Von allen Kranken, die des Arztes bedürfen, ja von allen, die ohne den Heiland verloren wären, ist Maria die erste. Maria freut sich darüber, dass die Empfängnis des Retters Wirklichkeit geworden ist. So empfindet sie als erste die «Freude, die allem Volk widerfahren wird».

«Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen» (48). Nicht ihre Hoheit, ihre Niedrigkeit. «Angesehen» hat er sie. Es ist die Gnade aller Gnaden, die einem Menschen widerfahren kann, wenn Gott ihn «ansieht». Wenn das Alte Testament von Gottes Segen spricht, dann meint es eben dieses «Ansehen». Segen Gottes besteht darin, dass Gott uns wohl will, dass er für uns ist und nicht gegen uns, dass er sein Antlitz dem Menschen zuwendet: «Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Antlitz auf dich und

schenke dir seinen Frieden» – das ist an Maria geschehen. Nicht um ihretwillen, sondern weil sie den Immanuel, den Gottmituns in sich trägt, darum hat der Herr ihre Niedrigkeit «angesehen». Und «siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde» (48). Hier bricht das Geheimnis der Erwählung besonders machtvoll hervor. All die Menschen, die in den Lichtkegel des Lebens kommen, das mit Christus erschienen ist, und wäre es auch nur in einem Bruchteil einer Sekunde, auch wenn es sie nur streift, erfahren, ein jeglicher in seiner Art, ob es ihnen gefällt oder nicht, «Verewigung». Man denkt hier an jene andere Maria, die ihn im Haus Simons des Aussätzigen salbte, deren Namen man nennen wird, «wo immer dieses Evangelium verkündet wird». Aber auch ein Pontius Pilatus kommt ins Apostolische Glaubensbekenntnis, ein Augustus in die Weihnachtsgeschichte hinein – ein Judas in den Passionsbericht. Kindeskinde werden Maria selig preisen, weil der Herr die Niedrigkeit seiner Magd angesehen hat, und weil Gott «grosse Dinge an ihr getan hat» und «weil seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten» (49.50).

Und dann erhebt sich der Glaubensblick der Gebenedeiten zu weltumfassenden Horizonten. Maria darf die Gewaltigen, die zur Stunde, da ihr Lobgesang ergeht, sich in ihrer Position noch recht sicher fühlen (wir erinnern daran, dass es ja die Zeit Herodes des Grossen ist), von ihren Sesseln und Thronen hinuntergestossen sehen. Umgekehrt schaut sie die Niedrigen, die vor der Welt Kleinen und Verachteten, emporgehoben: «Er stösst die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen» (52). Wer mit den Augen des Mädchens aus Nazareth in die Weltgeschichte hineinschauen darf, wo ja in Wirklichkeit die Gewalt auf dem Stuhl sitzt und der Niedrige in den Staub getreten wird, der darf im Geiste erkennen, dass solche Stuhlbeine tönern sind, «ein Wörtlein kann sie fällen». Und wo man «hoffärtig ist in seines Herzens Sinn»

(51), da traut Maria auf den Gott, der «Gewalt übet mit seinem Arm», und im Geiste hört sie schon einen fernen Widerhall jenes majestätischen Lachens, von dem im zweiten Psalm die Rede ist. Wie vieles hätte doch der Zeitungsleser des zwanzigsten Jahrhunderts zu lernen von diesem Mädchen aus Nazareth, an dem das Wunder der Empfängnis geschehen ist, das an Gottes Verheissung glaubt und sich seines Heilandes freut! Es würde ihm vielleicht eine Ahnung aufdämmern vom Zusammenbruch der Massstäbe und von der Umwertung aller Werte, die Maria darum im Glauben schauen darf, weil Gott ihre Niedrigkeit angesehen hat.

Zuletzt erhebt sich Marias Lobgesang zu einer Mahnung, die um ihres Gerichtsernstes willen zum Bussruf wird: Man könnte nämlich leer ausgehen. Der Eine könnte kommen, der die Gewaltigen vom Stuhle stösst und die Niedrigen erhebt, und man könnte es nicht einmal gemerkt haben: «Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und lässt die Reichen leer» (53). Wenn man nicht hungrig wäre! Wenn man reich wäre! Wenn man gesund wäre und des Arztes nicht bedürfte! Wenn das Kommen des Erlösers ein Gerichtstag wäre, wie ihn – wir wissen nicht ohne Grund – Johannes der Täufer schauen, und ansagen musste! –

«Und Maria blieb bei ihr bei drei Monaten; darnach kehrte sie wiederum heim» (56). Die drei letzten, besonders beschwerlichen Schwangerschaftsmonate der betagten Elisabeth bleibt die junge und rüstige Maria im Hause des Zacharias. Da ist ihr gleich Gelegenheit geboten, ihr Magdsein auf sehr realistische Weise zu bezeugen.

Die Ankunft des Wegbereiters

⁵⁷ Und Elisabeth kam ihre Zeit, dass sie gebären sollte; und sie gebär einen Sohn. ⁵⁸ Und ihre Nachbarn und Verwandten hörten, dass der Herr grosse Barmherzigkeit an ihr getan hatte, und freuten sich mit ihr. ⁵⁹ Und es begab sich am achten Tage, da kamen sie, zu beschneiden das Kindlein, und hiessen ihn nach seinem Vater Zacharias. ⁶⁰ Aber seine Mutter antwortete und sprach: Mitnichten, sondern er soll Johannes heissen. ⁶¹ Und sie sprachen zu ihr: Ist doch niemand in deiner Freundschaft, der also heisse. ⁶² Und sie winkten seinem Vater, wie er ihn wollte heissen lassen. ⁶³ Und er forderte ein Täfelein und schrieb also: Er heisst Johannes. Und sie verwunderten sich alle. ⁶⁴ Und alsbald ward sein Mund und seine Zunge aufgetan, und er redete und lobte Gott. ⁶⁵ Und es kam eine Furcht über alle Nachbarn; und diese ganze Geschichte ward ruchbar auf dem ganzen jüdischen Gebirge. ⁶⁶ Und alle, die es hörten, nahmen's zu Herzen und sprachen: Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden? Denn die Hand des Herrn war mit ihm. ⁶⁷ Und sein Vater Zacharias ward des heiligen Geistes voll, weissagte und sprach: ⁶⁸ Gelobet sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk ⁶⁹ und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David, ⁷⁰ wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten: ⁷¹ dass er uns errette von unsern Feinden und von der Hand aller, die uns hassen, ⁷² und Barmherzigkeit erzeugte unsern Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund ⁷³ und an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben, ⁷⁴ dass wir, erlöst aus der Hand unsrer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang ⁷⁵ in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. ⁷⁶ Und du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heissen. Du wirst vor dem Herrn hergehen, dass du seinen Weg bereitest ⁷⁷ und

Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk, das da ist in Vergebung ihrer Sünden; ⁷⁸ durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, ⁷⁹ auf dass er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füsse auf den Weg des Friedens. ⁸⁰ Und das Kindlein wuchs und ward stark im Geist; und er war in der Wüste, bis dass er sollte hervortreten vor das Volk Israel.

Lukas 1,57-80

«Und Elisabeth kam ihre Zeit, dass sie gebären sollte; und sie gebar einen Sohn» (57). Die «Verwandten und Nachbarn», die sich zum freudigen Familienereignis einstellen, nennen es eine «grosse Barmherzigkeit, die der Herr an ihr getan hatte, und freuten sich mit ihr» (58). Wenn sie erst wüssten, welch ein Geheimnis besonderer Art es ist um diesen Sohn! Schon gleich hier fällt auf, wie gehäuft das Wort «Barmherzigkeit» in diesem ganzen Abschnitt vorkommt. Der Bericht über das Ereignis selber ist knapp gehalten. Die nackte Tatsache wird erwähnt, gleichsam wie beim Zivilstandsbeamten, der im Geburtenregister einen Sohn einträgt. «Es kam die Zeit, dass Elisabeth gebären sollte; und sie gebar einen Sohn» (57). Hingegen die Beschneidung gibt Anlass zu Erörterungen. Jeder männliche Israelite wird innert acht Tagen beschnitten. So schreibt es das Gesetz vor. Die Eltern des Täuflers «wandeln in allen Satzungen des Herrn untadelig» (6), so auch jetzt.

Anlässlich der Beschneidung soll auch die Namensgebung erfolgen. Hier ereignet sich ein kleiner, aber beachtenswerter Zwischenfall. Die Nachbarn und Verwandten erachten es als selbstverständlich, dass dieser Sohn die Tradition der Familie weiterführen, Priester werden und, wie sein Vater, Zacharias heissen soll. Gott aber hat bereits anders verfügt. Mutter Elisabeth setzt sich ein für den Namen Johannes, was einem ärgerlichen Bruch mit der Familientradition gleichkommt. Der Starke des Herrn, Gabriel, hat diesen

ausgefallenen Namen dem Vater des zu erwartenden Kindes genannt. Woher Elisabeth darum weiss? Man hat an Eingebung durch den Heiligen Geist gedacht, was durchaus möglich wäre; aber was natürlich kann erklärt werden, soll auch als natürlich hingenommen werden, bleibt doch hier wahrhaftig des Übernatürlichen noch genug. So ist es doch nahe liegend, dass der stumm gewordene Zacharias das gleiche Verständigungsmittel, dessen er sich anlässlich der Beschneidung bedient, vorher schon seiner Frau gegenüber in Anwendung gebracht hat: «Und Zacharias forderte ein Täfelein und schrieb also: Er heisst Johannes» (63). Jetzt erst wird die anwesende Sippschaft stutzig; jetzt erst «verwunderten sich alle» und es dämmert ihnen, dass hier nicht rührenderweise zwei alte Leutchen noch ein spätes Hinterherkind bekommen haben.

Zacharias hat dem Befehl des Engels gehorcht. So wie vor neun Monaten Ungehorsam ihm den Mund verschloss, so wird ihm nun auf seinen Gehorsam hin der Gebrauch der Zunge wieder freigegeben. Was er zuerst redet, steht nicht hier. Schwer genug wird es gewesen sein, für noch nie Dagewesenes geformte Menschenworte zu finden: «Und er redete und lobte Gott» (64). Sie haben nun erfasst, dass in diesem Geschehen Gott seine Hand drin hat. Wenn aber jeweiligen Gott zugreift, erfüllt Furcht die Beteiligten. An die Stelle der Verblüffung tritt jetzt die Gottesfurcht. Es ist ihnen nun allen nicht mehr ganz geheuer um diesen Sohn. Etwas wird aus ihm werden, sie wissen aber nicht, was. Es geht ihnen jetzt ähnlich wie jenen Zeugen des Pfingstgeschehens, als diese sich, wie Lukas anderswo erzählt, entsetzten, irre wurden, so dass einer zum anderen sprach: «Was will das werden» (Apg. 2)? Es ist jedenfalls nicht mehr bloss wohlwollende Neugierde, es ist bereits Furcht vor Gott, die sie hier zur Frage treibt: «Was, meinst du, wird aus dem Kindlein werden? Denn die Hand des Herrn war mit ihm» (65.66).

Der «Lobgesang des Zacharias», der daraufhin erfolgt, ist

mehr als nur eine Antwort auf die Frage nach der Zukunft des Kindleins Johannes. Es sei gleich vorausgeschickt, dass darin in auffälliger Häufung Worte und Wendungen erscheinen, an denen sich das natürliche Gefälle unseres Verstehens und Empfindens stösst und bricht. Zacharias «weissagt», das heisst, er redet, wie es bei Lukas jedesmal geschieht, wenn es ausdrücklich der Heilige Geist ist, der spricht, in Worten der Bibel. Ähnlich biblisch tönt es in der Rede des Petrus an Pfingsten, des Stephanus am Tage seiner Steinigung.

Es wäre doch nun zu erwarten, dass dieser Vater über seinen Sohn spräche. Aber nein, er spricht wie einer, der über das Nahe hinweg in weite Fernen schaut, weil er dort sieht, was ihm näher rückt als alles Naheliegende. Zacharias, unter Geistwirkung, weissagt vom Erlöser: «Der Herr, der Gott Israels, hat sein Volk besucht und erlöst.» Die Empfängnis Christi ist Zacharias bekannt. Die Erlösung naht, sie ist unterwegs, ja die Erlösung ist da. Gott hat sein Antlitz seinem Volk zugewendet. Endlich ist die gnädige Heimsuchung da, Gott «hat besucht und erlöst sein Volk» (67.68). «Und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils» (69). Im Alten Testament, wir denken vor allem an Daniel, Kapitel 8, pflegen Hörner ein Ausdruck der Tierheit, der Wildheit und der zerstörenden Gewalt zu sein, unheimliche Symbole, wie sie die Reiche dieser Welt mit besonderer Vorliebe in dem Wappen führen, meist Hörner des Unheils. Nicht umsonst wird später sogar der Teufel als Gehörnter dargestellt! Hier aber hat nun Gott auch ein Horn aufgerichtet, aber umgekehrt, ein «Horn des Heils» aus dem Hause und Geschlecht Davids.

«Dass er uns errettete von unseren Feinden und von der Hand aller, die uns hassen» (71). Israel ist gehasst. Dass es einen Judenhass gibt nicht nur wegen der menschlichen allzumenschlichen Fehler, die auch dieser Rasse anhaften, sondern in Wirklichkeit wegen des Dienstes, der diesem Volk von Anfang an auferlegt ist, das ist das tief Widergöttliche, Antichristliche, das allem grundsätzlichen Antisemitismus

anzuhaften pflegt. Um seines Dienstes willen ist Israel ein Fremdkörper in jedem Volk. Aber Israels Feinde sind nicht nur «ausserhalb dem Lager» zu suchen. Wer Israels Feinde sind, das wird erst noch offenbar werden, sobald das «Horn des Heils» zu stossen beginnt. Überraschungen werden dann nicht ausbleiben. Israel wird sich selber der erbittertste aller Feinde sein. Die Feinde werden Priestergewand tragen. Aber der nun gekommen ist «zu erlösen sein Volk», wird grösser sein als alle äusseren und inneren Feinde Israels. Nun ist in Erfüllung gegangen, was Gottes Barmherzigkeit schon zu der Väter Zeiten verheissen hat: Er gedenkt seines Bunds und er hält den Eid, den er einst einem Abraham geschworen hat. Erlöst, befreit hat er sein Volk – wozu? – zum Dienst. Einst in Ägyptenland war Mose vor Pharao hingetreten, um im Auftrag Gottes die Freigabe des Volkes zu fordern, «dass es mir diene», dass es unter den Nationen der Erde ein priesterliches Volk sei. Das ist der Stempel der echten «Freiheit eines Christenmenschen»: Freiheit zum Dienst (74.75).

Und es soll, es darf ein Dienst sein «ohne Furcht unser Leben lang». Ein Dienst ohne Furcht? Wieder möchte man fragen: «Wie soll das zugehen?» Zacharias gibt die präzise Antwort, wenn er nun darangeht, das Amt des Vorläufers zu beschreiben. Das Kindlein wird als Prophet des Höchsten vor dem Herrn hergehen und ihm den Weg bereiten. Und worin wird dieser Wegbereiterdienst bestehen? Darin, dass er das Volk einladen wird, alles, was uns Menschen von Gott trennt, die ganze tiefe Ursache der Angst, die wir vor Gott im Herzen tragen, hinzulegen. Auf's Heil wird Johannes prophetisch hinzeigen, auf's Heil, das ganz konkret in der «Vergebung der Sünden» besteht. Heil! Vergebung! Ein Leben ohne Furcht! Selige Gemeinschaft des Kindes mit dem Vater! Das wird der Sinn des Zeugendienstes, der Sinn der Busspredigt des Johannes sein (76.77).

Zacharias könnte das Heil, die Sündenvergebung und ein Leben ohne Furcht niemals anbieten, wenn es nicht – und nun

hören wir es noch einmal, dieses besondere Wort – die Barmherzigkeit Gottes wäre, welche diese ganze, nun nicht mehr nur angekündigte, sondern schon in voller Ausführung befindliche, einmalige Rettungsaktion beschlossen hätte. Was hier geschieht, kommt, wie es im Urtext wörtlich heisst, «aus den Eingeweiden der Barmherzigkeit Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe» (78). Die Erlösung kommt aus Gottes innerstem Antrieb, und das ist seine «herzliche Barmherzigkeit», wie Luther schön übersetzt.

Und es wird ein «Aufgang aus der Höhe» sein. Seltsam. Da ist wieder solch ein Brocken, der dem Lauf alles Vorstellbaren entgegensteht. Sonst ist jeder Aufgang einer aus der Tiefe. Die Bewegung allen Wachstums beispielsweise geht von unten nach oben. Sonne, Mond und Sterne, wie sie unseren Sinnen wahrnehmbar sind, «gehen auf» und «gehen unter». Nun aber soll ein «Aufgang aus der Höhe» uns besuchen, der nicht wie gewohnt unten beginnt, aufsteigt und wieder unten endet, sondern umgekehrt, dessen Aufgang oben sein wird, der herabkommen wird und dann wieder hinaufgeht. «Eine Wurzel aus dürrem Erdreich», so hiess es im Alten Bund (Jeremia 23; Sach. 3,6). Nun heisst es gar «ein Aufgang aus der Höhe» – «Sonne, stehe still im Tale Aja-lon»!

Aber noch sitzt das Volk in «Finsternis und Todesschatten», ist es doch «Weissagung», was uns im Lobgesang des Zacharias begegnet. Aber das Volk wird aufstehen und einen Weg gehen. Der Erlöser Israels «richtet unsere Füsse auf den Weg des Friedens» (79). «Siehe, wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten, die Frieden verkündigen!» Füsse – auch die Könige dieser Welt bedienen sich der Füsse ihrer Untertanen. Die Fusssoldaten waren einst die *piece de resistance* der Legionen Roms, die Infanteriebataillone waren der Stolz Napoleons, und noch liegt ein Nachbeben auf der armen Erde Europas, hervorgerufen durch die stolze

Wucht eines einst berühmt gewesenen Taktschritts. – Nun aber ist der Friedefürst da, und der wird sein Volk, das im Finstern sitzt, aufrufen, und «richten unsere Füße auf den Weg des Friedens». Er wird die Friedfertigen selig preisen, das sind diejenigen, deren Füße marschbereit sind im Dienste des Friedens. Er wird seine Boten bis an die Enden der Länder und der Zeiten senden, «gestieft an den Beinen zu treiben das Evangelium des Friedens».

Zuletzt kehrt der prophetische Blick noch einmal zurück zum «Kindlein». Sprechend und aufschlussreich ist dabei nicht nur, was hier steht, sondern auch, was verschwiegen wird. Kein Wort vom Tempel, von Jerusalem, von einem allfälligen Priesterdienst in den Fussstapfen des Vaters. Das Kindlein wuchs. Es freute sich offenbar guter Gesundheit und gedieh. Und es wurde «stark im Geist», für einen viel versprechenden Werdegang eher ein Grund zu Befürchtungen. Und er war in der Wüste, in der Einsamkeit der gottgewollten Absonderung. Und war dieses Warten im Urteil der gut meinenden «Nachbarn und Verwandten» – vielleicht – ein besorgniserregendes Nichtstun, so war es doch tausendmal mehr als alles, was Johannes, das «Kindlein», vernünftigerweise hätte unternehmen können, schlicht darum, weil es so der Wille Gottes war. Der Aufenthalt in der Wüste war ihm verordnet, «bis dass er sollte hervortreten vor das Volk Israel».

Christi Geburt

¹ Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. ² Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Kyrenius Landpfleger in Syrien war. ³ Und jedermann ging, dass er sich schätzen liesse, ein jeglicher in seine Stadt. ⁴ Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heisst Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war, ⁵ auf dass er sich schätzen liesse mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. ⁶ Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. ⁷ Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Lukas 2,1-7

Als «ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt eingeschätzt würde», als «Kyrenius Landpfleger in Syrien war», da – «begab sich's»: Der angekündigte Christus kam zur Welt. Wir wissen nicht, warum zu diesem Zeitpunkt. Menschlicherseits liessen sich ebenso viele Gründe dafür als dagegen anführen, warum es sich gerade damals begab. Für Rom und von Rom aus gesehen war es eine glückliche Zeit, eine Ära des Friedens. Der Geschichtsschreiber sagt dazu: «Vorbei war die Leidens- und Schreckens-Zeit der Bürgerkriege, die in zwei Menschenaltern die Grundfesten des Reiches erschüttert hatten. Das Friedenswerk war die beste Rechtfertigung des neuen Herrschers, dem die aufatmende Menschheit als ihrem Wohltäter und Erlöser, ja als dem Weltheiland, dem Gott auf Erden, zujubelte.» Augustus war ein ausgesprochener Friedenskaiser. Er sorgte für Ordnung und Sicherheit. Die Förderung des Strassenbaus lag ihm am Herzen, damit die Staatspost fahrplanmässig ihre fernen Ziele erreichte. Als Bauherr

verwandelte er Rom aus einer Hüttensiedlung in eine Marmorstadt. Die Stadtfeuerwehr, die er eingerichtet hatte, war sein Stolz. Und fürs ganze Riesenreich standen zeitweise ganze 25 Legionen, eine lächerliche Viertelmillion, unter Waffen. So war es von Rom aus gesehen durchaus kein Theater, als eines Tages der Senat draussen auf dem Marsfeld – ausgerechnet auf dem Marsfeld – dem Friedensgott einen Altar einweihte. Es war somit keine ausgesprochen schlechte Zeit, als der Erlöser zur Welt kam. Aber was dem einen seine Nachtigall ist, ist dem anderen seine Eule. Wohl kam diese Pax Romana nicht nur Italien, sondern den Völkern rings ums Mittelmeer herum zugute, aber diese mussten Frieden und Sicherheit um den teuren Preis der Freiheit und der Würde bezahlen. Sie waren unterworfenen Völker, ihre Länder besetztes Gebiet. Und die Pax Romana kostete Geld. Die 200'000 Lazzaroni auf den Strassen und Plätzen der Hauptstadt brauchten Unterhalt und Unterhaltung. Während in Rom Freibrot und ewiges Volksfest spendiert wurde, interessierte sich der kaiserliche Fiskalbeamte draussen in den Provinzen um neue und immer wieder neue Steuerquellen. Der Zöllner war, nicht nur in Palästina, eine sprichwörtlich verhasste Figur.

Und siehe, mitten in eine solche Steueraktion hinein, «als ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt eingeschätzt würde», begab es sich, dass draussen im besetzten Gebiet einer der unterworfenen Nationen der Mann zur Welt kam, von dem der alte Zacharias geweissagt hatte, dass er «erscheinen werde denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füsse auf den Weg des Friedens» (1,79). Dieser Verheissene wird nicht den Frieden Roms bringen, sondern den Frieden Gottes. Gott einzig aber weiss, warum das sich gerade zu dieser Zeit begeben musste. Er hätte es auch hundert Jahre früher oder tausend Jahre später können geschehen lassen. Gott ist uns keine Rechenschaft über Tag und Stunde seiner

Entschiessungen und Erfüllungen schuldig. Was während der Regierungszeit des Kaisers Augustus in Palästina sich begab, das ist so selbstherrlich wie die Erschaffung der Welt am Anfang der Zeit. Dass eben in jenen Tagen in Erfüllung gehen sollte, was Gott den Vätern und zuletzt der Maria angekündigt hatte, das allein ist wichtig.

Ein Mann mit Namen Joseph gehorcht der kaiserlichen Verordnung. Er gehört somit in seinem Volk nicht zur Partei der Zeloten, die in einer Art Kreuzzugseinstellung Roms verfluchte Fremdherrschaft bekämpfte. Joseph gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Sonst wissen wir von diesem Mann fast nichts. Er ist Bauhandwerker von Beruf. Matthäus weiss, was uns alles in Lukas Kapitel 1 Vernommene bestätigt, dass Maria eine Jungfrau war, als Joseph sie zum Weibe nahm, und dass Joseph auf ausdrückliches göttliches Geheiss hin sich ihrer annahm, damit sie vor den Menschen nicht zu Schanden werde. Joseph ist also nur vor der Welt der Vater dieses Kindes, nicht aber vor Gott. Wichtig ist, dass Joseph dem Hause und Geschlechte Davids angehört.

Warum Joseph seiner Frau die mindestens dreitägige Fussreise von Nazareth nach Bethlehem, in die alte Davidsstadt, im hochschwangeren Zustand zumuten muss, ist nicht ganz durchsichtig. Der Befehl der Staatsgewalt, auch wenn es sich um eine Besetzungsmacht handelt, wird kaum der einzige Beweggrund sein. Eher ist anzunehmen, dass Maria ihren angetrauten Mann unter einer göttlichen Weisung zur Davidsstadt begleitet. Dort angekommen, begibt es sich, dass offenbar durch die gewaltige Anstrengung unzeitig ausgelöst ihre schwere Stunde vorhanden ist. Eine überfüllte Wanderherberge aber ist kein geeigneter Ort zum Mutterwerden. So fliehen die beiden dorthin, wo die Tiere sich aufhalten; ob es ein grotteartiger Unterstand für Vieh war, wie die Überlieferung sagt, oder ein richtiger Viehstall, tut nichts zur Sache.

So begab es sich, dass man das Neugeborene in Ermangelung der Wiege in die Futterstelle legte. An diese Tatsache liessen sich viel feine und sinnige Gedanken knüpfen. Abseits von unserem Dorf, an einem buschbestandenen Bach, gab es eine etwas unheimliche Stätte, wo allerlei fahrendes Volk zu kampieren pflegte. Einmal brach der Winter früher als gewöhnlich herein. Am anderen Tag ging die Kunde durchs Dorf, die Zigeunermutter habe beim Bach drüben unterm Segeltuchdach einem Knäblein das Leben geschenkt. Das Barometer zeigte an jenem Morgen einen Tiefstand von 23 Grad unter Null. Einst wurde ich zu einem sterbenden Vagabunden gerufen, um ihm den letzten Trost zuzusprechen. Man führte mich in den Stall, wo er auf einer Strohhürde lag, eingehüllt in eine Pferdedecke. Weil in dieser Welt Menschen im Zigeunerwagen können geboren werden und unter der Pferdedecke im Stall sterben können, damit auch diese Ärmsten einen Erlöser haben, darum, so könnte man geistreich sagen, erblickt der Erlöser das Licht der Welt jenseits der menschlichen Gesellschaft, draussen bei den Tieren: «Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Und sie gebär ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge» (6,7).

Aber wenn wir meinen, mit tiefsinnigen Überlegungen verstanden zu haben, gerade dann haben wir es vielleicht nicht verstanden. Was hier unter allen Umständen begriffen werden muss, ist nämlich die schlichte Tatsache, dass wir es eben gerade hier mit dem Unbegreiflichen zu tun haben. Und zwar ist hier nicht nur der Begleitumstand, dass der Erlöser bei den Tieren zur Welt kommt, unbegreiflich, sondern dass er überhaupt zur Welt kommt. Unbegreiflich ist, dass er das Allermenschlichste auf sich nimmt, eine Geburt und einen Tod; dass der Erlöser der Welt Windeln braucht, und später gar ein Totenleintuch; dass er nicht als Engel auf die Welt kommt, sondern als Mensch, als unsereiner; und dass seine

Geburt so niedrig und so blutig vor sich geht wie jede andere Niederkunft. Die Legende tut nicht wohl, wenn sie völlig grundlos aussagt, Maria habe schmerzlos und unblutig geboren, Beweis dafür sei, dass sie imstande gewesen sei, das Kind selber zu wickeln. Es heisst hier geradezu auffällig betont menschlich und schlicht: «und sie gebar ihren ersten Sohn». Dass es das vom Erlöser der Welt heisst, das ist und bleibt das schlechthin Wunderbare.

Man hat auch schon etwa deutend gesagt, wenn einer ins Wasser falle, dann gebe es drei Arten des Verhaltens dem Verunglückten gegenüber; man könne ihm vom Ufer her erklären, wie er es anstellen möge, um sich zu retten; oder man könne ihm vom Ufer her einen Rettungsring zuwerfen, dass er sich daran halte; oder aber – man könne ihm ins Wasser hinein nachspringen, ihn anfassen und unter Einsatz des eigenen Lebens herausretten. Und dann kann man geltend machen, diesen letzteren Weg habe eben Gott gewählt, um die Menschheit zu retten; darum sei der Erlöser Mensch geworden, ganz Mensch, um damit ganz Erlöser zu sein. Er sei für die Verlorenen den Verlorenen gleich geworden. Aber auch mit dieser tiefsinnigsten Deutung wird das Wunder der Menschwerdung Christi nicht weniger wunderbar. Gott hätte Christus tatsächlich auch in einem Königsschloss können in die Welt kommen lassen, oder er hätte ihn nicht als Mensch, sondern als Engel können eingehen lassen in diese Welt, oder er hätte ihn überhaupt im Himmel behalten können und von dorthier können unser Erlöser sein lassen – warum denn nicht? Wäre er etwa dann weniger unser Heiland und Erlöser gewesen? Ist er es etwa, seitdem er zur Rechten des Vaters sitzt, weniger? Dass Christus auf diese Weise Mensch ward und dass er überhaupt zu uns auf die Erde kam, das ist und bleibt unerklärbarer, selbstherrlicher Wille dessen, der einst an Hiob die Frage stellte: «Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug?»

Gott, Gott hat es so gewollt, dass diese Welt ihren Erlöser,

der es von Ewigkeit her schon war, als Menschen sollte kennenlernen. Und er hat es so gewollt, dass dieser Erlöser als Judenkind zur Welt komme, und dass der Bauhandwerker Joseph aus Davids Geschlecht sein Adoptivvater werde und die Jungfrau Maria seine Mutter. Und Gott hat es so gefügt, dass dieses Kind unterwegs, bei den Tieren, geboren wurde, in Windeln gewickelt und in eine Futterkrippe gelegt ward, und dass das alles geschah eben zur Zeit, da ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging und da Kyrenius Landpfleger in Syrien war. Wer will da etwas Sinnvolleres tun als – gelten lassen, niederknien und anbeten?

Die Botschaft der Engel

⁸ Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. ⁹ Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. ¹⁰ Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird; ¹¹ denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. ¹² Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. ¹³ Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: ¹⁴ Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Lukas 2,8-14

«Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde» (8). Das tönt idyllisch. Will Lukas eine Schäfergeschichte erzählen? Es fehlen dazu freilich die Hirtenflöten und das «Stille Nacht, heilige Nacht». Aber die Traulichkeit wird jäh zerrissen. Auf einmal sehen sich die Hirten vor einen Jenseitigen gestellt, der ihnen gebieterisch gegenübertritt. Gleichzeitig wird die Nacht verschlungen von einem Licht, das Lukas «die Klarheit des Herrn» nennt. Das ist die so genannte Schechinah, der ewige Lichtglanz, in welchem Gott wohnt und zu welchem niemand hinzukommt. Das ist anderes Licht als das der Sonne, des Mondes und der Sterne; «Licht vom unerschaffnen Lichte» umleuchtet sie. Gottes ureigenstes, direktes Licht muss hervorbrechen in jener einmaligen Nacht. Das kommt so urplötzlich und so bedrohlich heran, dass die Hirten, die sonst nächtlicherweile auf allerlei Überraschungen gefasst zu sein pflegen, es mit der Angst zu tun bekommen. Es heisst ausdrücklich: «und sie fürchteten sich

sehr»: «Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr» (9).

Darauf sieht sich der Jenseitige genötigt, auf diese offenbar nicht beabsichtigte Nebenwirkung seines Erscheinens Rücksicht zu nehmen und ihnen mitzuteilen, dass sie sich nicht zu fürchten brauchen. Nicht grosse Furcht will er ihnen ja einjagen, sondern grosse Freude hat er ihnen zu verkündigen. «Euangelizesthai» steht hier im Urtext, das heisst: das Evangelium, die Frohbotschaft sagen. Zum ersten Male begegnen wir damit hier diesem Lieblingsausdruck des Lukas. Evangelium, das heisst in seinem ursprünglichen Wortsinn eine Freudenbotschaft, und zwar deswegen Freudenbotschaft, weil es sich um eine Siegesnachricht handelt. Mit strahlendem Angesicht, die Lanzenspitze mit Grün geschmückt, kommt der Eilbote zu Schiff, zu Ross oder zu Fuss und teilt der angstvoll harrenden Bürgerschaft mit, dass der Sieg errungen sei. Solch eine Siegesnachricht nannte man bei den Griechen ein «Evangelium» (Kittels Wörterbuch). Hier aber sind es nun Engel, welche vom Himmel herunter den Menschen die grosse Freudenbotschaft zurufen, die unerhörte Siegesnachricht, dass Gott auf die Erde gekommen ist. Eine «grosse Freude» wird das sein. Im Himmel ist diese Freude schon ausgebrochen, dort widerhallen die ewigen Räume bereits vom Jubel der Engel über das Ereignis – nun sollen Menschen hier auf Erden an diesem Himmelsjubel teilbekommen, nun sollen auch Menschen gleichsam hineingezogen und angesteckt werden von dem, was der Himmel nicht mehr für sich behalten will. Wahrlich, diese Freude ist gross, gross ist sie wegen ihres Gegenstandes, es ist jenseitige, himmlische, göttliche Freude über die Menschwerdung des Erlösers. Und sie soll «allem Volk widerfahren», das will zunächst begrenzt heissen, dem ganzen Judenvolk, aber durch die Vermittlung dieses Gottesvolkes soll sie allem, was Menschenantlitz trägt, aller Welt, zuteil werden.

Weil heute der Heiland der Welt, der Soter, der Retter, geboren ist, der Retter der Juden und der Heiden, darum ist die Freude gross. Lukas sagt es offenbar mit Absicht so, dass auch die Heiden es verstehen können, pflegen sie doch ihre Helfer und Wohltäter auch «Soter», Heiland, zu nennen; aber gleich folgt ein Wort, das unmissverständlich zeigt, dass es sich hier nicht um irgendeinen Auch-Heiland und Helfer handelt, sondern um denjenigen, der den Juden als der Christus, als der Gesalbte, als der Messias verheissen ist und als solcher der Herr ist, der Herr Israels, der Herr aller Völker, der Herr aller Herren, der Herr der Welt, der Herr schlechthin. Die Anzeige des Engelfürsten ist auffällig umfassend und zugleich höchst präzise in ihrem Wortlaut: «Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids» (10.11).

So hoch aber diese Aussagen über den Neugeborenen sind, so niedrig und so verborgen wird sein Aussehen sein. Da wird nichts zu sehen sein von einem Szepter und einer Krone, nichts von einer königlichen Wiege. Wer einen herrlichen Messias erwartet, wird sich ärgern: «Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen» (12).

Und wiederum plötzlich befindet sich da bei dem einen Engelfürsten «die Menge der himmlischen Heerscharen», (wörtl.) die «Menge des himmlischen Heeres»; das Wort, das hier steht, hat sonst kriegerischen Klang: Ein Heer, ein Heer von Engeln, das gefährlich werden kann, das mehr zu fürchten wäre als jede andere Heeresmacht – heute aber bestätigt dieses Heer die bereits ergangene Siegesbotschaft des einen Engelfürsten mit einem Gotteslob von einer Majestät und Hoheit, dass es, um es auszusprechen, schon der Jenseitigen selber bedarf. Was sie mitteilen, wäre im Munde eines Sterblichen eine unerlaubte Verstiegenheit. Und hoch über den Jubelchor dieses Engelheeres tönen immer wieder die drei Worte empor: Ehre – Friede – Wohlgefallen.

«Ehre sei Gott in der Höhe.» Dem alten Zacharias wurde eingegeben, ein «Aufgang aus der Höhe» werde sich ereignen. Daran knüpfen die Engel hier an. Sie zeigen in die Höhe. In der höchsten Höhe ist Gottes Ehre, nicht nur überm Sternenzelt und über den Wolken, sondern hoch auch über jenem Ort, wo die Engel sich aufhalten, jenseits all dessen, was wir uns an Höhen vorzustellen vermögen. Das will heißen, ohne dass ein Mensch etwas dafür oder dagegen tun oder sagen konnte, ist dies Ereignis geschehen. Von oben, von ganz oben her hat es sich ereignet, noch ganz anders von oben, als wenn die Sterne scheinen in der Nacht, als wenn am Morgen die Sonne aufgeht, noch ganz anders aus der Höhe, als wenn der Regen und der Tau vom Himmel fällt, als wenn ein Blitz hernieder fährt; von der Höhe her, von dorthen, wohin kein menschliches Verstehen oder Beeinflussen irgendwelcher Art möglich ist, so wie es Pfingsten und Ostern werden wird, von oben herab, direkt aus dem höchsten Himmel heraus, so ist es Weihnachten geworden. Die Ehre hat hier – «Ehre sei Gott in der Höhe» – Gott allein. Das ist der Ton, auf den von da an alles Tun und Reden des Christus gestimmt sein wird: «Ehre sei Gott in der Höhe». Bevor er jenen Taubstummen heilt, heisst es, habe er in die Höhe geblickt. Keinen Bissen Brot wird er essen, ohne dankend dem Vater in der Höhe die Ehre gegeben zu haben. Und dabei beachte man, dass dieses Wort von Gottes Ehre dem anderen, dem Wort vom Frieden, vorangeht, was wir bezeichnenderweise in der Regel zu übersehen pflegen. Gott will die Ehre haben, alleiniger Retter zu sein. Solange wir, Einzelne und Völker, nicht bereit sind, ihm diese Ehre zu lassen, so lange werden wir den Frieden auf Erden nicht sehen. So bleibt das Wort von der Ehre Gottes in der Höhe das erste Wort. Ein Geschlecht, das nicht an Gott glaubt, wird, kann und soll keinen Frieden haben: «Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht der Herr.» Darum «Ehre sei Gott in der Höhe».

«Und Friede auf Erden.» Seien wir uns klar: Dieser Friede, der da mit der Menschwerdung Jesu auf die Erde kam, ist eine Friedens- und Rechtsordnung Gottes; eine Neuordnung, wenn du willst; aber in Wirklichkeit ist es die ursprüngliche, die alte, die älteste, die erste Ordnung, die einst gegolten hat, die dann zerstört worden war und die hier nun wiederhergestellt wird. Und zwar sind es nicht nur einige kleine persönliche Unordentlichkeiten, die hier nun wieder in Ordnung gebracht werden, nein, es geht nicht an, den Frieden, den die Jenseitigen hier ausrufen, auf den Seelenfrieden zu reduzieren; dieser Gottesfriede rückt den Problemen, Nöten und Unordnungen der Völker auf den Leib. Ja, es ist bedeutsam und beachtenswert, dass die Geburt Christi ausdrücklich in Zusammenhang gebracht ist mit dem Kaiser in Rom; ob dieser davon etwas innewird oder nicht, ändert an der Tatsache selber nichts. So gilt die Friedens- und Rechtsordnung, die mit Christus auf die Erde gekommen ist, für die ganze, aus den Fugen geratene und aus den göttlichen Massen herausgefallene Welt. Mit der Menschwerdung Christi hat hier jene umfassende Neuordnung ihren Anfang genommen, welche Maria im Magnificat ankündigte, von welcher längst die echten Propheten weissagten. Da wird Gerechtigkeit sein unter den Menschen, und darum Friede, da werden die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen umarbeiten, da werden Löwen Stroh fressen, und da spielt der Säugling an dem Loch der Natter.

Diese Neuordnung hat mit Weihnachten begonnen. Das aber bedeutet die grundsätzliche Wende der Zeit. Deswegen gerät das jenseitige Heer in solch jubelnde Bewegung, nicht wegen weniger; Engelscharen singen und bewegen sich nicht um jeder Kleinigkeit willen. Weil sie die Tragweite jenes, nach menschlichen Massstäben und nach dem Augenschein von unten so ärmlichen Ereignisses erschauen, darum bricht ihr Jubel derart auf, dass darob die Himmel bersten.

Der Friede ist da. Nicht deswegen ist immer wieder Zwist in

den Häusern und Kriegsgeschrei auf der Gasse, weil etwa die Jenseitigen in jener Nacht gelogen hätten. Der Friede ist da. Wir haben ihn nur deswegen immer wieder nicht, weil wir zu grossartig sind, ihn hier zu suchen und aus dieser Hand anzunehmen. Damit kommen wir zum dritten Wort: «Und an den Menschen ein Wohlgefallen.» Gott hat beschlossen, an uns Wohlgefallen zu haben, obschon er eigentlich nicht anders könnte, als tiefstes Missfallen über uns zu empfinden. Aber nun soll sich das Missfallen in Wohlgefallen wenden. Freilich wird das nicht von selber geschehen; viel wird es brauchen; Christus – Christus braucht's! Für den Vater ist die Geburt seines Sohnes das Opfer, das er darbringt, damit er an uns Wohlgefallen haben kann. Aber nun hat er dieses Opfer gebracht, nun hat er sich seinen Sohn abgerungen. Darum braucht Lukas hier das Wort «Evangelium». Darum auch kann Luther zu dieser Stelle sagen: «Wer diesen Lobgesang versteht, versteht alles.» Und verstehen heisst hier: Stillwerden und anbeten, sich ganz beschenken und ganz verpflichten lassen.

Das Zeugnis der Hirten

¹⁵ Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Lasst uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat. ¹⁶ Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen. ¹⁷ Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war. ¹⁸ Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten. ¹⁹ Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. ²⁰ Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

Lukas 2,15-20

Der Dienst der Jenseitigen ist begrenzt. Ihnen sind bestimmte Aufträge zugewiesen, an die sie sich offenbar ohne Abstrich und Zutat zu halten haben. Sie sind ganz nur Beauftragte, ganz nur Gesandte, ganz nur Boten, «dienstbare Geister» nennt sie der Verfasser des Hebräerbriefes. Es ist nicht von ungefähr, dass der Volksmund diese biblische Bezeichnung für die Engel auf die Dienstboten übertragen hat. Kaum haben sich die Engel in jener Nacht dort auf dem Hirtenfeld östlich von Bethlehem ihres Auftrags entledigt, gehen sie wieder in die Unsichtbarkeit zurück, wie aus Scheu, sich länger als nötig zu säumen. Sie haben uns Menschen gegenüber etwas Scheues und Flüchtiges an sich, gleich Lebewesen, die sonst im Walde wohnen und draussen auf dem freien Feld immer nur für kurze Zeit gesehen werden. Sie sind jenseitige Geschöpfe, darum ist für sie kein Bleiben hier.

Zurück aber bleiben die Hirten. Hirten sind als erste Empfänger der göttlichen Geburtsanzeige ausersehen. Warum gerade Hirten? Und warum von allen Hirten, die damals in

jener Gegend ihrer Arbeit obliegen, gerade diese ganz bestimmten da? Wir wissen es nicht. Wir ahnen da nur wieder, wie ja übrigens in diesen ganzen Kapiteln, den Flügelschlag der göttlichen Erwählung. Es hat Gott so gefallen. Man kann zwar einiges zur Erklärung anführen; aber das majestätische Geheimnis der Erwählung bleibt. Es gibt hier sozusagen zwei Reihen des Erwägens: Einmal: Man hat den Eindruck, es habe in der Bibel mit den Hirten eine besondere Bewandtnis. Schon bei den beiden ersten Menschenbrüdern heisst es von Abel, er sei Hirte gewesen, während Kain Ackerbau treibt. Jakob ist Hirte, Esau aber geht über Feld. Israel ist in Ägyptenland ein Volk von Hirten. Mose hütet 40 Jahre am Rande der Wüste die Schafe Jethros. David und Amos sind von den Herden weg zum besonderen Dienst geholt worden. Wir kennen den 23. Psalm und Jesu Hirtengleichnisse, die Johannes überliefert. Die zweite Reihe der Erwägungen weist vor allem auf die Niedrigkeit dieses Berufes hin. Die Hirten gehören zum «am ha'arez», zum Volk des Landes, das keine Möglichkeit hatte, das Gesetz des Mose recht zu halten; darum waren sie verachtet und mehr als nur das, man hielt es nicht für möglich, dass Hirten der zukünftigen Verheissungen voll teilhaftig sein konnten. So erklärt sich wohl eine Bemerkung aus dem späteren Judentum, dahin gehend, dass man einem Hirten, der seines Lebens bedrängt sei, nicht Hilfe bringen müsse; ferner, dass ein Hirte in der Rechtspflege nicht vollgültiger Zeuge sein könne. Und ausgerechnet solch Namenlosen schickt Gott zuerst die Geburtsanzeige seines Sohnes; ausgerechnet Hirten wählt Gott zum höchsten Zeugendienst. Letzte sind hier Erste.

Die Engel gehen, zurück aber bleiben die Hirten und zurück bleibt die Nacht; zurück bleibt der Mensch mit seinen Fragen und Nöten. Es heisst im Urtext «Hirten-Menschen», ein Ausdruck unserer menschlichen Rat- und Hilflosigkeit, ein paar Hirtenleuten bleiben zurück in der Nacht. Und so gewaltig das Licht vorher leuchtete, so wuchtig liegt wieder die

alte Nacht auf Bethlehems Feldern. In der Nacht zurückgelassen, haben sich die Hirtenleutchen nun zurechtzufinden. Was war es gewesen? War es ein Traum? War es eine Erscheinung der Wüste? War es eine Halluzination, eine Sinnestäuschung, hinter welcher kein wirkliches Geschehen stand?

Jedenfalls tun wir gut, wenn wir nicht zu selbstverständlich hinnehmen, was da draussen in der Nacht bei den Hirten geschehen ist. Der Engel hat ihnen gesagt «ihr werdet finden das Kind in einer Krippe liegen»; diese Angabe nehmen die Hirten als Aufforderung, und sie gehorchen. Am Schluss des Gleichnisses vom reichen Mann und vom armen Lazarus sagt der Reiche am Orte der Pein, er habe noch fünf Brüder auf Erden, Gott möge ihnen doch einen Engel senden, der sie warne, damit sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen müssten. Aber es wird dort dem reichen Mann geantwortet: «Sie haben Moses und die Propheten», das heisst, sie haben die Bibel, Gottes Wort; «glauben sie denen nicht, so könnten Engel vom Himmel kommen, und sie würden doch nicht glauben». So steht es um uns Menschen. Wenn Jenseitige kommen, so will das noch lange nicht heissen, dass wir glauben. Und nun sind tatsächlich Engel vom Himmel zu den Hirtenleutchen gekommen, und siehe, sie glauben! Die Hirten glauben den Engeln deswegen, weil sie schon dem schlichten Bibelwort, auch ohne Engel, geglaubt hätten.

Aber immerhin brauchen sie ihre ganze Glaubenskraft, um zu tun, was jetzt geschehen muss, um zu gehorchen: «Lasst uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat» (15). Sie haben es nötig, sich selbst gegenseitig zu ermuntern. Sie geben sich sichtlich einen Ruck und der Entscheid des Glaubens fällt, «lasst uns nun gehen!». Sie gehen daraufhin, dass es ihnen «der Herr kundgetan hat». Ohne menschliche Garantien, auf Gottes Wort hin, gehen sie. Dabei wagen sie einen ganzen Einsatz, denn die Haftpflicht von Hirten für das

ihnen anvertraute Vieh ist hart und streng. Und nun lassen sie alles liegen und stehen, und eilen in die Nacht. Sie eilen wie weiland Maria nach ihrer Begegnung mit dem Engel in die judäischen Berge eilte. Es ereignet sich hier an ihnen etwas von dem was später bei den Jüngern, die ihre Netze verlassen.

Und die Hirten eilen nicht umsonst, sie dürfen finden. Dabei nehmen sie es genau, gleich Kindern, denen man ein Versprechen gegeben hat und die darauf beharren, dass dem so sei, wie ihnen gesagt worden ist. Sie finden alles genau, wie es ihnen angekündigt war, zuerst Maria, dann Joseph, und schliesslich auch das Kind und die Futterstelle: «Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen» (16). Was sie schauen, ist ein Kind, das aussieht wie hundert andere neugeborene in der Frauenklinik, eine Wöchnerin und einen Mann, dazu die für einen Aufenthalt von Menschen ungewöhnliche Umgebung, lauter Zeichen blutiger Niedrigkeit. Aber woran sie sich halten, das ist das Wort, das ihnen über diese Wöchnerin, über diesen Mann und vor allem über dieses Kind mitgeteilt worden ist. Das Wort ist gross und stark bei ihnen, das Wort, das aussagt, dass eben dieses Kind der Messias Israels und als solcher der Heiland aller Völker sei, der Verheissene aus dem Hause Davids.

Und sie wagen es, darüber zu sprechen: «Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kind gesagt war» (17). Das heisst, wo sie hinkamen, sagten sie aus, sie hätten den Messias gesehen. Nichts weniger als diese hoch alarmierende Nachricht breiten sie aus. Man wird sie nicht ernst nehmen, man wird denken, sie seien nicht recht bei Trost, aber sie breiten das gehörte Wort aus. Und was sie von diesem Kind aussagen, ruft bei allen, die es hören, Verwunderung hervor. Sie schütteln die Köpfe. Warum sollten sie nicht? Ist denn so etwas nicht zum Kopfschütteln, dass ein Judenbublein, das bei den Tieren in

nächtlicher Verborgenheit geboren wurde, der Erlöser der Welt sein soll, den Frieden und die grosse Freude auf die Welt soll gebracht haben, die allem Volk widerfahren wird?

Schon da hat's angefangen, das Verwundern. Es hat sich in der Folgezeit noch oft genug gezeigt, hat sich zum Entsetzen gesteigert. Und dies Entsetzen hat schliesslich dazu geführt, dass der Hohepriester seine Kleider zerriss und feststellte: «Er lästert Gott.» Und alle, die am Kreuz vorübergingen, schüttelten auch die Köpfe über ihn.

Der Besuch der Hirten war aber in erster Linie für Maria nötig. Für sie sind die Hirten die Bestätigung, dass dem so ist, wie ihr der «Starke Gottes» gesagt hatte, dass dies Kind trotz der völligen Unkenntlichkeit der ist, der kommen soll für alles Volk. Von Maria aber heisst es, «sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen» (19). Alle diese Worte sind nun wie Wintersaat in ihr Herz gelegt. Es wird ein langer Winter sein, ein stürmischer. Aber die Saat ist bestellt. Was im Gleichnis vom Sämann zuletzt steht: «und etliches fiel auf ein gutes Land und trug Frucht», das geschieht hier an Maria.

Und nun dünkt einen, die Hirten sollten nicht mehr in den Alltag zurück kehren wollen. Wenn man den Messias entdeckt hat, dann bleibt man doch bei ihm. Aber völlig unerwartet, offenbar auf höhern Befehl hin, heisst es von ihnen: «Sie kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war» (20). Man hat sich ein Kind in einer Futterkrippe zeigen lassen, und nun darf man Gott loben und preisen. Bald wird dies Kind ins Ausland verschwinden; man wird zehn, zwanzig, dreissig Jahre lang nichts mehr von ihm vernehmen – und hier loben und preisen diese paar Hirten-Leutchen Gott bereits dafür, dass er den Messias gesandt hat!

Und allein sind diese Hirten! Auf weiter Flur keine Gemeinde, die ihren Glauben teilt. Das eben ist Glaube. Ob

einer von ihnen noch erlebt hat, was dreissig Jahre später in Jerusalem geschah? Wir wissen es nicht. Die Hirten hüten wieder ihre Herden. Der Heiland aller Völker und der Messias Israels aber ist geboren und auf der Welt. Das genügt.

Jesu Aufnahme in die Gemeinde

²¹ Und da acht Tage um waren, dass das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen ward. ²² Und da die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetz des Mose kamen, brachten sie ihn gen Jerusalem, auf dass sie ihn darstellten dem Herrn ²³ (wie denn geschrieben steht in dem Gesetz des Herrn: «Allerlei Männliches, das zum ersten die Mutter bricht, soll dem Herrn geheiligt heissen») ²⁴ und dass sie gäben das Opfer, wie es gesagt ist im Gesetz des Herrn: «ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben.» ²⁵ Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon; und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels, und der heilige Geist war in ihm. ²⁶ Und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christus des Herrn gesehen. ²⁷ Und er kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, dass sie für ihn täten, wie man pflegt nach dem Gesetz, ²⁸ da nahm er ihn auf seine Arme und lobte Gott und sprach: ²⁹ Herr, nun lässtest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; ³⁰ denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, ³¹ welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ³² ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel. ³³ Und sein Vater und seine Mutter wunderten sich des, das von ihm geredet ward. ³⁴ Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird ³⁵ (und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen), auf dass vieler Herzen Gedanken offenbar werden. ³⁶ Und es war eine Prophetin, Hanna, eine Tochter Phanuels, vom Geschlecht Asser; die

war wohl betagt und hatte gelebt sieben Jahre mit ihrem Manne nach ihrer Jungfrauschaft ³⁷ und war nun eine Witwe bei vierundachtzig Jahren; die kam nimmer vom Tempel, diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. ³⁸ Die trat auch hinzu zu derselben Stunde und pries den Herrn und redete von ihm zu allen, die da auf die Erlösung zu Jerusalem warteten. ³⁹ Und da sie es alles vollendet hatten nach dem Gesetz des Herrn, kehrten sie wieder nach Galiläa zu ihrer Stadt Nazareth. ⁴⁰ Aber das Kind wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm. Lukas 2,21-40

Die Evangelien berichten, dass Jesus später «den Heiden überantwortet», das heisst, aus der Gemeinde ausgeschlossen, exkommuniziert worden sei. Diese Massnahme konnte nur erfolgen, wenn das Umgekehrte, wenn seine Aufnahme in die Gemeinde je erfolgt war. Um diesen denkwürdigen Akt, um die Hereinnahme Jesu unter die Schar derer, die von den Verheissungen Abrahams leben, geht es hier. «Und da acht Tage um waren, dass das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn er in Mutterleibe empfangen ward» (21). Jesus trug das Zeichen der Judenschaft an sich, er war ein Beschnittener und damit dem Gesetz verpflichtet. Lukas berührt diese Tatsache zwar nur kurz, aber sie ist ihm immerhin wichtig genug, dass sie der Erwähnung bedarf. Noch wichtiger aber ist ihm, dass bei dieser Gelegenheit dem seinerzeitigen Engelsbefehl nachgelebt und dem Kinde der Name Jesus gegeben wird. Er konstatiert damit einen doppelten Gehorsam: Es wird hier dem Gesetz Genüge getan, und es wird dem prophetischen, dem lebendigen Wort gehorcht, dem bereits geschriebenen, und dem noch ungeschriebenen gegenwärtigen Gotteswort.

Aber nicht nur die Beschneidung am achten Tag nach der Geburt wird genau dem Gesetz entsprechend vollzogen, sondern noch zwei weitere Vorschriften finden Nachachtung.

Einmal die Lösung der Erstgeburt. «Heilige mir alle Erstgeburt, denn sie ist mein», so heisst es 2. Mose 13,2. Alle männliche Erstgeburt an Vieh und Menschen ist in besonderer Weise Gottes Eigentum. Jeder erstgeborene Israelite müsste im Grunde ein Gottesdiener werden. Darum konnte und musste man ihn durch ein Opfer von Gott herauslösen. Diese sogenannte «Darstellung» wird für Jesus geleistet. Die Taxe ist hoch. Sie beträgt fünf Schekel, das ist ungefähr der zwanzigfache Taglohn eines damaligen Arbeiters. Schliesslich war da noch das Gesetz über die Reinigung der Wöchnerin zu respektieren. **Vor** dem Gesetz galt jede Wöchnerin als unrein. Das heisst, sie durfte, bei einem Knaben 33 Tage, bei einem Mädchen 66 Tage lang nicht an gottesdienstlichen Handlungen teilnehmen. Nach diesen Tagen brachten die Vermöglichen ein einjähriges Lamm dar, bei den Armen war die Opfergabe auf ein Paar Täubchen reduziert (3. Mose 12,2ff). «Und da die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetz des Mose kamen, brachten sie ihn gen Jerusalem, auf dass sie ihn darstellten dem Herrn und dass sie gäben das Opfer, wie gesagt ist im Gesetz des Herrn: ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben» (22-24). Wir vernehmen bei dieser Gelegenheit beiläufig, dass beim Erlöser der Welt für die Reinigung der Mutter die Armentaxe entrichtet wird. So hat sich der Herr und Erlöser durch seine Geburt nicht nur der Armut der Geschöpflichkeit unterworfen, sondern auch gleich die gesellschaftliche Armut angenommen und sich im Gehorsam dem Gesetz unterzogen. Diese doppelte Selbsterniedrigung des Herrn ruft Paulus den Galatern ins Gedächtnis, wenn er ihnen schreibt: «Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf dass er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, dass wir die Kindschaft empfangen» (Gal. 4,4,5).

Nun konnte dem Gesetz irgendwo im Land draussen Genüge getan werden, ohne dass man dazu extra nach Jerusalem

reiste. Jedoch die Reinigung der Maria und die Darstellung Jesu erfolgte auffälligerweise in Jerusalem, im Tempel selber. In Jerusalem, im Tempel, in dem Zacharias jene erste Offenbarung zuteil wurde, hat das heilige Geschehen angehoben, und wieder werden wir nach Jerusalem geführt! Der gekommene Messias soll ins Haus seines Vaters getragen werden. Da werden es wohl Priester und Leviten sein, welche die Reinigung der Mutter und die Lösung ihres erstgeborenen Sohnes vollziehen, aber man beachte, den eigentlichen, den prophetischen Dienst werden hier zwei Laien tun: Simeon und Hanna. Simeon, offenbar ein alter Mann, war fromm und gottesfürchtig. Hanna ist eine Witwe, die betet und fastet. Das ist an sich nichts Besonderes, beides gehörte damals in Jerusalem zum Üblichen, dass man fromm und gottesfürchtig ist, dass man betet und fastet. Aber nun heisst es hier: «Und siehe –». Und wenn in der heiligen Überlieferung jeweilen dieser Ausruf erscheint, ist etwas los und im Tun, es ist dann wie ein Finger, der auf Ausserordentliches zeigt. Wenn man sich aber fragt, was denn hier das Ausserordentliche sei, dann liegt es darin, dass Simeon «auf den Trost Israels wartete und der Heilige Geist in ihm war» (25) und dass Hanna «zu allen, die in Jerusalem auf die Erlösung Israels warteten, vom gekommenen Messias redete» (38).

Auf den Trost, auf die Erlösung Israels, auf den Messias wartet das Tempelpersonal zwar auch, wartet ganz Israel. Das ist gleichsam Israels Beruf, gehört sich fürs Gottesvolk. Aber es wartet nun schon eine ganze Menge von Jahren, und aus den Jahren sind Jahrzehnte geworden, Jahrhunderte, das erste Jahrtausend des Wartens ist schon überschritten. Diese reichlich lange Wartezeit hatte es bewirkt, dass das Warten eigentlich kein wirkliches Warten mehr war, mehr nur so eine heilige Tradition. Begreiflich, wer vermöchte mehr als tausend Jahre lang den Atem zu behalten, wirklich zu warten, oder gar im Ernst damit zu rechnen, es könnte plötzlich Ernstfall werden, eintreffen, noch bei Lebzeiten eintreffen,

was man in grossen Hoffnungsbögen über die weiten Räume der Jahrhunderte hinweg erhofft? So gleicht Israel damals einem jener künstlichen Wachtposten, wie man sie etwa vor alten Zeughäusern oder in Museen nachgebildet und in Lebensgrösse als Attrappe hingestellt sieht. «Und siehe –»! Da ist nun «ein Mensch mit Namen Simeon», der wartet auf den Trost Israels, und erwartet wirklich den seit tausend Jahren Angesagten, und da ist das steinalte Weiblein Hanna; und da sind noch einige andere, denen der Atem noch nicht ausgegangen, bei denen der lebendige Funke des Wartens nicht erloschen ist, die auf den Ernstfall sich bereit halten. Zu diesen «Stillen im Land», zu diesen Wachgebliebenen gehörten Zacharias und Elisabeth, Maria und Joseph, einige Hirten auf dem Feld, der Täufer und seine Jünger, auch jener Joseph aus Arimathias, in dessen Familiengruft der Herr später beigesetzt werden soll, heisst es doch ausdrücklich von ihm, er war «einer, der auch auf das Reich Gottes wartete», also auch ein am Leben gebliebener, auch ein noch nicht eingeschlafener Wachtposten Gottes. Das waren, wie Simeon, Leute, die sich nicht in der Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse erschöpften, sondern über den Horizont des Eigenen hinaus, den Blick aufs Grosse, aufs Ganze und aufs Letzte behielten. «Reichsgesellen» und «Reichsgegnossen» nennt sie eines unserer Adventslieder, «Wächter Zions», «Wächter sehr hoch auf der Zinne».

Übrigens dass es das gibt, dass trotz tausendjährigem (für uns ist es ja bald sogar ein zweitausendjähriges) Zuwarten und Ausbleiben der Verheissung der Atem, das heilige Feuer des Wachens und des Betens nicht ausgeht, das ist eines der Wunder, die Gott tat und tut. Dort wo Paulus später den Römern (Kap. 8) schreibt: «Wir aber hoffen dessen, was wir nicht sehen, und warten seiner durch Geduld», heisst es unmittelbar im nächsten Vers: «Der Geist hilft unserer Schwachheit auf.» Es ist der Heilige Geist, der die Gemeinde wach erhält. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass der Atem

bleibt und unter der Asche das Feuer brennt. So heisst es auch hier von Simeon, dem wach gebliebenen Wächter, erklärend: «Denn der Heilige Geist war in ihm.» Es ist der Heilige Geist, der den Simeon nun ermächtigt und beauftragt, aus der allgemeinen und unverbindlichen Unterweisung, dass dann einst am Ende der Zeiten ein Messias komme, herauszutreten und die konkrete und verbindliche Weisung zu geben: Er kommt. Man mache sich darauf gefasst: Er kommt.

Wo aber die Verkündigung aufhört, nur mehr in allgemeinen ewigen Wahrheiten sich zu ergehen, sondern zur konkreten Wahrheit wird, da tönt sie jeweilen für die Menschen fremd und anstössig. Ein solcher Verkünder wird zu allen Zeiten ein einsamer «Vogel auf dem Dach», wird zum Ärgernis, wenn nicht gar zum Gespött der Zeitgenossen. Dies Los und dieser Auftrag des einsamen Rufers, des Wächters hoch auf der Zinne, ist dem Simeon zuteil geworden. Oft hat er im Lauf der Jahre sich gefragt, ob er es wohl erleben werde? Und er hat von Gott die Zusicherung bekommen, er werde den Tod nicht erleiden, bevor er dem Erwarteten begegnet sei. Es steht nicht da, wie lange Jahrzehnte er seinen Wächterdienst ausgeübt hat; aber es will uns vorkommen wie ein Seufzer unendlicher Erleichterung, wie ein Aufatmen, wenn er endlich sagen kann: «Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden dahinfahren, wie du gesagt hast.» «Herr», im Urtext steht hier das Wort «despota»; das Wachbleiben, das Wachestehen war offenbar ein strapaziöser Knechtsdienst, so dass es dem Simeon zeitweise vorkommen wollte, als wäre Gott ein «despota», ein harter Herr.

Aber «siehe»! Jetzt «siehe»! Was seit tausend Jahren verheissen ist, wird jetzt erfüllt. Was Simeon und die paar Wachgebliebenen ohne zu sehen gehofft haben, «siehe», jetzt tritt der Ernstfall ein. Es geschieht an jenem Morgen, da Simeon, wie es heisst, «aus Anregen des Geistes» sich in den Tempel hinauf begibt. Da zeigt ihm der Heilige Geist,

seltsam, in einem Kind(!) das eben an jenem Tag im Tempel dargestellt wird, den Messias. Und wenn Simeon nun das Kind mit dem Namen Jesus, «Gott rettet», den Eltern aus den Armen nimmt und über ihm in den Jubelruf ausbricht: «Meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel», dann ist es, wie wenn alle Propheten und alle Gottesmänner der Vorzeit mitjubelten. Denn da war ja nun die Hoffnung der Propheten, Rufer und Wächter, erfüllt, die Hoffnung, die alle Völker der Erde einschliesst und hereinnimmt in das Heil und Licht, das Israel verheissen ist. «Herr, nun lässtest du deinen Diener im Frieden dahinfahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.» Nun hat er es erlebt. Jetzt will Simeon gern sterben. Was er jetzt geschaut hat, ist das, was er vorher glaubte, ohne zu schauen. Was kein Auge je gesehen hat, hat er jetzt gesehen. Ein Auge, das den Heiland Israels und der Völker gesehen hat, kann jetzt nichts Grösseres und nichts Besseres mehr sehen. Was ist all jener «goldne Überfluss der Welt», den ein Auge trinken kann, «was die Wimper hält», im Vergleich zu dem Einen, den hier Simeons Augen sehen! Jetzt sterbe ich gern! «Herr, nun lässtest du deinen Diener im Frieden fahren.» So will uns, was sich hier ereignet, vorkommen wie eine lang ersehnte Wachtablösung.

Die Eltern Jesu wundern sich über die Rede des alten Mannes. Der Verlauf der göttlichen Geburt und der seither verstrichenen Tage ist von einer derart nackten Niedrigkeit und blutigen Armut, dass zwischen den vorausgegangenen hohen Verheissungen und dem schlichten Eintreten der Erfüllung eine für Menschen kaum zu ertragende Spannung entstanden ist. Sein Vater und seine Mutter haben jedenfalls das Zeugnis des Simeon und der Hanna nötig. Dieses Zeugnis

lässt sie nun freilich auch nicht im ungewissen darüber, dass der Weg dieses Kindes, und damit auch ihr, seiner Eltern, Weg, ihnen nicht eitel Sonnenschein einbringen wird. Zwar wird es der Weg des Segens und des Heils sein, aber gerade deswegen der Weg des Kreuzes: «Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe (man beachte wieder dieses 'Siehe'), dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird (und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen), auf dass vieler Herzen Gedanken offenbar werden.» Widerspruch, Gegenwind, Sturm, und zwar nicht nur von der Welt her, von Babylon, Ägypten, Rom oder Moskau her, sondern auch von innen, von Israel selber her wird sich erheben, «Fall und Auferstehen vieler» wird sich an ihm ereignen. Viele werden an ihm zu Fall kommen und zerschellen. Aber viele werden mit ihm sterben und mit ihm auferstehen und so gerettet werden, denn sein Name ist Jesus, «Gott rettet».

Und Hanna «kommt nimmer vom Tempel, Tag und Nacht». An ihr ereignet sich ein Fasten, ein Warten und ein Beten ohne Unterlass. Und nun bezeugt sie vor Israels Öffentlichkeit ungeschützt und in heiliger Torheit, dass in diesem Kind die Verheissung der Väter erfüllt ist. Hanna ist ein steinalt Weiblein. Es fällt auf, wie stark in den Geschichten um die Geburt des Herrn das Alter vertreten ist. Das Alter mit seiner geschwächten Kraft, das Alter mit seinen blöden Augen. Seltsam geht Gott vor in der Auswahl seiner Wächter!

Daraufhin kehren die Eltern wieder heim, das heisst in ihre Wahlheimat, wo sie schon vorher ansässig gewesen waren, heim, und das heisst nach Nazareth – nach Galiläa –! Und es zeugt noch einmal von seiner Niedrigkeit, wenn es vom Erlöser heisst, «und das Kind wuchs», so wie es jede Menschenmutter mit Stolz und Genugtuung festzustellen pflegt. Das Kind gedeiht. Aber die Hauptsache bleibt: «Gottes Gnade war bei ihm» (40).

Zwölfjährig

⁴¹ Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest. ⁴² Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes. ⁴³ Und da die Tage vollendet waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. ⁴⁴ Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter Verwandten und Bekannten. ⁴⁵ Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wiederum gen Jerusalem und suchten ihn. ⁴⁶ Und es begab sich, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. ⁴⁷ Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten. ⁴⁸ Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. ⁴⁹ Und er sprach zu ihnen: Was ist's, dass ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, das meines Vaters ist? ⁵⁰ Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete. ⁵¹ Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. ⁵² Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. Lukas 2,41-52

Sowenig es an Weihnachten um eine Säuglingsgeschichte geht, sowenig will Lukas jetzt eine Knabengeschichte erzählen. Es wird hier zunächst schlicht ein weiteres Stück Gesetz erfüllt. «Dreimal des Jahres soll alles, was männlich ist unter dir, vor dem Herrn, deinem Gott, erscheinen, an der Stätte, die der Herr erwählen wird: Aufs Fest der ungesäuerten Brote (Ostern), aufs Fest der Wochen (Pfingsten) und aufs Fest der Laubhütten» (5. Mose 16,16). «Alles, was männlich ist», dazu gehört der jüdische Jungmann, wenn er sein

zwölftes Altersjahr vollendet hat; von da an ist er dem Gesetz gegenüber im vollen Umfang verpflichtet, wird damit ein «Sohn des Gesetzes». Wer zu arm ist oder zu weit weg wohnt, sieht zu, dass er, wenn immer möglich, einmal pro Jahr, es ist dann das gewöhnlich aufs Passah hin, nach Jerusalem pilgert. Solch ein Fest pflegt 7 volle Tage zu dauern. Oft bilden sich aus Ortschaften ganze Pilgerzüge. Vorsichtige Schätzung nimmt an, dass an solchen Tagen zu den 50'000 regulären Bewohnern Jerusalems hinzu noch wenigstens 100'000 Gäste kamen. Und nun vernehmen wir hier, dass man in Nazareth, in der Familie des Herrn, auch was diese Vorschrift anbetrifft, das Gesetz beobachtete. Man pflegte beim alljährlich einmaligen Pilgerzug von Nazareth nach Jerusalem dabei zu sein. Was uns hier erzählt wird, begab sich anlässlich derjenigen Jerusalem-Fahrt, da der Jesus-Knabe das Alter des geistlich majorennen Israeliten erreicht hatte. Es ist das, nebenbei gesagt, die einzig bekannte Notiz über die Zeit zwischen der Flucht nach Ägypten, worüber Matthäus berichtet, und zwischen seinem Hervortreten im Mannesalter.

Bei dieser Gelegenheit nun ereignet sich der an sich geringfügige Zwischenfall, so dass man sich fragen könnte, warum ihn Lukas überhaupt berichte; und doch wird er seine guten Gründe dazu haben. Nach dem Fest begibt es sich, dass der Knabe nicht heimkehrt; seine Eltern müssen ihn drei Tage unter Todesängsten suchen. Schliesslich finden sie ihn in einer der Lehrhallen, dort sitzt er «mitten unter den Lehrern». Lukas legt Wert darauf zu betonen, dass es sich nicht um einen Akt jugendlichen Ungehorsams handelt: «Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen untertan» (51).

Der Grund, warum Lukas die kleine Episode festhält, ist wohl darin zu suchen, dass die Begebenheit Einblick gewährt in die Lage, in der Jesus sich zwischen seiner Geburt und dem Beginn seiner eigentlichen Wirksamkeit, in seiner

Familie befindet. Da bewegt sich sein Leben in der Schlichkeit eines galiläischen Alltags. Er lebt und entwickelt sich wie jeder andere Junge in Nazareth. Und doch ist er schon diese ganze Zeit über der Eine, der er ist. Eingehüllt in Niedrigkeit ist seine Hoheit die ganze Zeit über immer schon vorhanden. Er «erniedrigte sich selbst und ward gehorsam», und doch kann er es nicht hindern, dass er nirgends ganz in die menschlichen Gewänder passt. Er ist ganz Kind, er ist ganz Knabe, er ist ganz Mann, er ist wahrer Mensch und hat seinen ganzen Lebenstag nie aufgehört, wahrer Gott zu sein.

Die Verlegenheit, die durch seine ewige Sohnschaft entsteht, das will uns Lukas hier offensichtlich sagen, ist schon von Jugend an, schon vor seinem Offenbarwerden, vorhanden. Das zeigt sich vor allem in dem kurzen Gespräch zwischen Mutter und Sohn, nachdem sie einander glücklich wieder gefunden haben: «Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist's, dass ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, das meines Vaters ist?» Und dann heisst es hoch bedeutsam: «Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen redete» (48-50).

Seine Eltern verstehen ihn nicht. Ist das verwunderlich? Umwittert nicht ein heiliges Nichtverstehen schon die Krippe? Verstand es ja doch Maria schon nicht, wie die Empfängnis dieses Kindes vor sich ging, und von der ersten Stunde seines Daseins an war er vom Unbegreiflichen begleitet. So unbegreiflich wie das Zusammentreffen mit Elisabeth ist der Besuch der Hirten und Magier und die Botschaft der Engel. Sie werden ihn auch später nicht verstehen, verstehen ihn überhaupt nie recht bis nach Ostern, wo sie endgültig erkennen werden, wer er ist. Eben dieses Fremde, dieses Geheimnisvolle ist es, das hier einen Augenblick offenbar wird. Wenn aber schon seine Eltern ihn nicht verstehen, dann erst recht nicht seine Verwandten und Bekannten. Etwas von der

Fremdlingschaft, die einst Vater Abraham auf sich hat nehmen müssen, als er aus seiner Verwandtschaft auswanderte, ereignet sich auch an Jesus und wird schon hier, am Zwölfjährigen, sichtbar. So wie bei der Beschneidung des Täufers die Verwandten nicht mehr begriffen, so auch hier. Sie «verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen redete». Er redet eine ihnen fremde Sprache. Und so ist er nicht nur der Unverstandene, er ist auch der Unbequeme und der Unbrauchbare. Man kann ihn nicht verwenden zur Mehrung der Familienehre, er lässt sich auch nicht einfach ins landläufige religiöse Brauchtum einspannen, etwa zur Belebung des Tempelbetriebes. Wo man Jesus «brauchen» wollte, da hat er sich noch immer als der Unbrauchbare erwiesen, als der Spielverderber, als die grosse Verlegenheit.

Wenn es vom Zwölfjährigen heisst: «Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten», dann ist es nicht ein Verwundern, wie wenn man ein Wunderkind und Jugendgenie bestaunt und feiert. So hat es die verharmlosende Legende verstehen wollen, die hier übertreibend behauptet, der Jesusknabe habe im Tempel die Lehrer belehrt. Lukas aber berichtet in einer gewissen herben Knappheit lediglich, der Knabe sei bei den Lehrern gewesen, habe ihnen zugehört, habe sie gefragt und habe ihnen geantwortet. Das Verwundern hat etwas von dem an sich, was wir nun in diesem Kapitel schon das dritte Mal wahrnehmen. Jedermann, der die Botschaft der Hirten hörte, verwunderte sich. Und als das prophetische Wort Simeons an die Eltern erging, verwunderten sie sich. Es ist jenes Verwundern, das später zum Ärgernis und zum hellen Entsetzen sich steigern wird. Hätten jene Lehrer in ihm einen Brauchbaren, sozusagen einen ihresgleichen, erkannt, dann hätten sie ihn sich vorgemerkt, hätten ihm ein Stipendium ausgesetzt und ein Studium ermöglicht. Aber die Dinge laufen hier eben nicht, wie das in einer Legende der Fall sein müsste, sondern sie verwundern sich bloss, und lassen ihn mit seinen

Eltern ziehen.

Nur für eines lässt sich Jesus brauchen, dafür, der Erlöser zu sein und den Erlöserweg zu gehen, den er in äusserster Fremdheit gehen wird. Da muss er sich brauchen lassen, da wo der Vater es will, zur Versöhnung der Schuld, zum Gang ans Kreuz, da «muss ich sein in dem, das meines Vaters ist». Aber gerade das Eine, das er sein muss, will und kann, begehrt man nicht von ihm. Dieser Tatbestand, dass er der Eine und Einmalige ist, wird beim kleinen Zwischenfall anlässlich der ersten Jerusalem-Fahrt des Zwölfjährigen offenbar. Darum wird die Episode von Lukas erzählt. Aber das Leben geht zunächst weiter, dieser Konflikt wird einmal unvermeidlich aufbrechen, jetzt aber noch nicht, seine Zeit ist noch nicht da: «Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen» (52).

Der Anfang in der Wüste

Als das Wort zu Johannes kam

¹ Im fünfzehnten Jahr des Kaisertums Kaisers Tiberius, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war und Herodes ein Vierfürst in Galiläa und sein Bruder Philippus ein Vierfürst in Ituräa und in der Gegend Trachonitis und Lysanias ein Vierfürst zu Abilene, ² da Hannas und Kaiphas Hohepriester waren: da geschah der Befehl Gottes zu Johannes, des Zacharias Sohn, in der Wüste. Lukas 3,1-2

«Hier öffnet sich nun gleichsam die Szene des Neuen Testaments» (Bengel). Unter den Evangelisten ist es einzig Lukas, der uns ein Bild von der Welt gibt, wie sie zur Zeit der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn aussieht. Es werden uns da eingangs eine Anzahl Namen genannt, deren zum Teil viel sagende Bedeutung wir uns einen Augenblick vergegenwärtigen wollen. «In dem fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius aber →» (1). Augustus, unter dessen Herrschaft Christus zur Welt kam, war im Jahre 14 unserer Zeitrechnung, allgemein betrauert, gestorben. Als sein Nachfolger kam sein Adoptivsohn Tiberius auf den römischen Thron. Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Tiberius, also im Jahr 29 unserer Zeitrechnung, da geschah es, dass Jesus seine Verborgenheit verliess. Das Heilige Land ist also immer noch, wie zur Zeit der Geburt Christi vor 30 Jahren, besetztes Gebiet. Einst gab es eine ägyptische, später eine babylonische, und nun eine römische Gefangenschaft. Tiberius herrscht zwar weniger grausam als seinerzeit der ägyptische Pharao und der babylonische Nebukadnezar, aber immerhin, ein für Israel fremder Herr ist auch er. Über dem Erbe der Väter, über dem Gelobten Land schwebt der römische Kaiseradler.

Im Jahre 4 vor Christi Geburt war in Jerusalem Herodes der Grosse, der Erbauer des dritten Tempels, gestorben. Die Römer hatten damals sein Reich unter seine Söhne verteilt, ein Vorgehen, das sie in Untertanengebieten anzuwenden

liebten nach dem Grundsatz «divide et impera», teile, um zu beherrschen. Judäa, Südpalästina, den religiös wichtigsten Teil, weil darin Jerusalem lag, hatten sie dem Herodes Archelaos gegeben. Dieser aber hatte vom Vater fast nur dessen kalte Grausamkeit geerbt. Herodes Archelaos ist uns bekannt als der Herodes des bethlehemitischen Kindermordes. Im Jahre 6 unserer Zeitrechnung setzten ihn die Römer ab und besetzten diesen Thron nicht mehr mit einem Herodianer, sondern mit einem römischen Regierungsstatthalter, der seinerseits wiederum dem Oberhaupt der römischen Provinz Syrien unterstellt war. Zur Zeit, da der Täufer und Jesus hervortraten, war das der uns bekannte Pontius Pilatus. Dieser verwaltete Judäa von 26 bis 36, also während der ganzen Wirksamkeit Jesu. Wir wissen, welche Rolle Pilatus im Prozess gegen den Herrn spielte. Im Jahre 36 hatte er sich wegen Unstimmigkeiten in Rom zu verantworten und kam nicht mehr auf seinen Posten zurück. Jedesmal wenn Jesus in Judäa und Jerusalem weilte, war also der römische Statthalter Pontius Pilatus seine direkte weltliche Obrigkeit. Den nördlichen Teil des Reiches, in dem Galiläa liegt, wo Jesus aufgewachsen ist und hernach am meisten wirkte, den gaben die Römer Anno 4 beim Ableben Herodes des Grossen dessen zweitem Sohn, der Herodes Antipas hiess. Dieser ist schwach und dazu grausam und schlau. Er ist derjenige Herodes, der Jesus sehen will, der am Karfreitag ihn mit einem weissen Mantel verhöhnt und von dem der Herr einmal sagt, er sei ein Fuchs. Er ist uns vor allem auch bekannt durch seinen Ehebruch mit Herodias, der Gattin seines Bruders, und als Mörder des Täufers. Auch zwei weitere Söhne des alten Herodes des Grossen hatten je einen Verwaltungsbezirk als kleine Schattenkönigtümer von den Römern erhalten; diese interessieren uns aber weniger.

Nun aber nennt Lukas hier auch die geistliche, die israelitische Obrigkeit jener Tage. Oberste geistliche Behörde war der 71-köpfige Hohe Rat. Dieser wählte auf Lebenszeit

einen Hohepriester, welcher den Vorsitz über den Rat führte. Die Lebenslänglichkeit dieses Amtes aber passte der römischen Besetzungsbehörde nicht. Der Vorgänger des Pontius Pilatus hatte beispielsweise den fähigen und überlegenen Hohepriester Hannas kurzerhand abgesetzt, weil dieser ihm eine zu bedeutende Persönlichkeit war. Daraufhin waren hintereinander 4 Hohepriester ein- und abgesetzt worden, bis dass im Jahre 18 einer kam, der untertänig und gleichzeitig schlau genug war, so dass er seinen Posten bis zum Jahre 36 behaupten konnte, und das war Kaiphas. Wenn Lukas hier von den beiden Hohepriestern Hannas und Kaiphas spricht, dann deswegen, weil Kaiphas der Schwiegersohn des Hannas war und weil der alte Ex-Hohepriester Hannas auch weiterhin aus dem Hintergrund ein sehr gewichtiges Wort mitredete. Kaiphas, eine Kreatur Roms, war der Hohepriester des Prozesses Jesu. Das entscheidende Wort hatte aber auch in diesem Prozess in Wirklichkeit die graue Eminenz im Hintergrund, der alte Hannas. So sah es in der Gemeinde aus.

Zu dieser Zeit geschah nun das Wort Gottes an Johannes den Täufer. Johannes befand sich, seit wann wissen wir nicht, in der Wüste. Wo anders als in die Wüste gehört ein Gottesmann hin, wenn es in Land, Volk und Kirche so aussieht? So weilt Johannes in der Wüste wie Elia zur Zeit der Isebel. Dort kommt das Wort Gottes zu ihm wie zu Mose, als dieser in der Wüste die Schafe Jethro's hütete, wie zu Amos, dem Kleinbauern und Wüstenrandbewohner von Thekoa. Da draussen hat Johannes auf ein Wort von Gott gewartet. Nur auf ein Wort? Gewiss, nur auf ein Wort, aber eben auf jenes Gottes-Wort, womit der Allmächtige am Anfang alle Dinge erschuf. Und nun kommt Gottes Wort wieder, nach langem, langem Schweigen «wortet» es wieder vom Himmel herab, so wie nach langer Regenzeit die Sonne scheint, so wie in der Nacht, wenn sie am stillsten ist, der Tau vom Himmel fällt. Gott redet, und da hört ein Mensch, dazu auserwählt vom Mutterleibe an, dem man damals auf Geheiss des

Engels den Namen Johannes gegeben hatte, und dieser Mensch wird nun zu Gottes Mund, zum Propheten.

Wir tun gut, in dem, was hier sich ereignen will, einen Vorgang zu sehen, der weit über alles hinausgeht, was Menschen von sich aus zu unternehmen vermöchten. So ist es keineswegs die Anstrengung oder gar Leistung des Täufers, was uns hier geschildert wird, sondern das ist nun der Anbruch einer Gottesstunde, ein Geschehen übergeschichtlicher Art, vergleichbar dem Anbruch eines Morgens. Wie überwältigt muss sich der einsame Wächter da in der Wüste draussen vorgekommen sein! Aber nun hat es sein dürfen, das lang und heiss erwartete Wort ist zu ihm gekommen.

Und er, Johannes, hat nun den Auftrag, das Wort zu den Leuten zu bringen. Wie soll das zugehen? Soll er eine Vortrags- und Predigttournee antreten? Soll er während einer der drei Festzeiten in Jerusalem auftauchen wie seinerzeit der Hirte Amos am Königshof? Nichts von alledem. Er soll warten, bis die Leute sich einstellen. Dazu soll er hingehen an den Rand der Wüste, an den Unterlauf des Jordan. Aber wer wird ihn dort hören? Ein kühner Jäger? Eine einsame Soldatenstreife? Einige reisende Kaufmanns-Karawanen, die sich durch lockenden Gewinn von keiner Gefahr abschrecken lassen? Hirten auf der Suche nach verlaufenen Tieren? Wer sonst noch? Da drum aber hat sich der Täufer gar nicht zu kümmern. Dass das Wort zu den Leuten komme und die Leute zum Wort, das ist doch keine Sorge mehr vom Moment an, da Gott sein Schweigen bricht, und wenn es Gottes Wort ist! Und dieses ist es nun!: «Da geschah das Wort Gottes zu Johannes, des Zacharias Sohn, in der Wüste. Und er kam in alle Gegend um den Jordan und predigte die Taufe der Busse zur Vergebung der Sünden» (2.3).

Der Rufer in der Wüste

³ Und er kam in alle Gegend um den Jordan und predigte die Taufe der Busse zur Vergebung der Sünden, ⁴ wie geschrieben steht in dem Buch der Reden Jesaja's, des Propheten, der da sagt: «Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Steige richtig! ⁵ Alle Täler sollen voll werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden; und was krumm ist, soll richtig werden, und was uneben ist, soll schlichter Weg werden. ⁶ Und alles Fleisch wird den Heiland Gottes sehen.» ⁷ Da sprach er zu dem Volk, das hinausging, dass es sich von ihm taufen liesse: Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, dass ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? ⁸ Sehet zu, tut rechtschaffene Früchte der Busse; und nehmet euch nicht vor, zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. ⁹ Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen. ¹⁰ Und das Volk fragte ihn und sprach: Was sollen wir denn tun? ¹¹ Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, tue auch also. ¹² Es kamen auch die Zöllner, dass sie sich taufen liessen, und sprachen zu ihm: Meister, was sollen denn wir tun? ¹³ Er sprach zu ihnen: Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist. ¹⁴ Da fragten ihn auch die Kriegsleute und sprachen: Was sollen denn wir tun? Und er sprach zu ihnen: Tut niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch genügen an eurem Solde. ¹⁵ Als aber das Volk im Wahn war und dachten alle in ihren Herzen von Johannes, ob er vielleicht Christus wäre, ¹⁶ antwortete Johannes und sprach zu allen: Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber ein Stärkerer nach mir, dem ich nicht genugsam bin, dass ich die Riemen

seiner Schuhe auflöse; der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.¹⁷ In seiner Hand ist die Wurf-schaufel, und er wird seine Tenne fegen und wird den Weizen in seine Scheuer sammeln, und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen.¹⁸ Und viel anderes mehr ermahnte er das Volk und verkündigte ihnen das Heil.¹⁹ Herodes aber, der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward um der Herodias willen, seines Bruders Weib, und um alles Übels willen, das Herodes tat,²⁰ legte er über das alles Johannes gefangen. Lukas 3,3-20

Er predigt am Jordan. Man stelle sich aber nicht eine kunstvoll aufgebaute Rede darunter vor; es handelt sich lediglich um die Übergabe, um die Vermittlung einer Nachricht, um eine Kunde. Diese lautet, der Messias, der seit alters verheissene und erwartete, sei im Herannahen, er werde kommen, sei schon unterwegs und bereits ganz nah. Wer ihm begegnen wolle, solle sich vorsehen; aber es pressiere, wer ihn nicht verpassen wolle, der tue gut, sich zu sputen. Es gehört zum Gehorsamsweg des auserwählten Propheten, dass er sich für diese ungeheuerliche Aussage nicht eigener, sondern schon vorhandener Schriftworte bedient. Es ist das Wort, auf dessen Erfüllung schon der greise Simeon vor 30 Jahren harnte, wenn es von ihm heisst, er habe zu denen gehört, die «auf den Trost Israels warteten». «Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet Jerusalem zu Herzen, dass ihr Frondienst ein Ende hat, dass ihre Schuld bezahlt ist» (Jesaja 40,1ff). Und dann ist an jener Prophetenstelle von einem «Prediger in der Wüste» die Rede, der Gottes Stimme ist, und diese Stimme fordert alles Volk auf, wegzuräumen, was dem Kommenden im Weg stehen könnte. Man soll die Sünde wegtun. Und dieses Wegtun der Sünde soll so geschehen, dass man sie ihm, dem wegbereitenden Vorläufer, beichtet und sich dann von ihm im Jordan taufen lässt. Dieser ganze Vorgang ist auf die grosse Freude gestimmt, wovon einst vor 30 Jahren die Engel sprachen. Der hat die

Predigt des Täuflers nicht verstanden, der nicht erkennt, dass es Frohbotschaft ist, die er hier ausruft: «Indem er nun noch viele andere Mahnungen gab, verkündigte er dem Volk frohe Botschaft» (18), wie Lukas selber, die Rede zusammenfassend, hervorhebt. Weil das frohe Ereignis unmittelbar bevorsteht, weil das Himmelreich nahe herbeigekommen ist, wie Matthäus sagt, darum soll jetzt jedermann bereit sein und Busse tun. Busse tun ist eine fröhliche Angelegenheit. Das Angebot der Jordantaufe ist ein freudig erwartungsvolles Reinemachen auf den Empfang des Königs hin; waschet euch, schmücket euch, der König kommt: «Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Steige richtig! Alle Täler sollen voll werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden; und was krumm ist, soll grad werden, und was uneben ist, soll schlichter Weg werden. Und alles Fleisch wird den Heiland Gottes sehen» (3-6).

Und nun geschieht es, dass sich diese Nachricht mit beinahe unwahrscheinlicher Schnelligkeit herumspricht. Wenn ein Wind dreinfährt, dann entsteht aus dem kleinsten Feuerlein bald ein Waldbrand. Die Leute in den Dörfern werden von der Botschaft munter, und auch in Jerusalem wird die alarmierende Kunde gehört, da unten am Jordan sei einer, der sage, das Himmelreich sei nah, der Messias stehe an der Schwelle, man müsse sich rüsten, oder man verpasse ihn. Und nun macht sich alles Volk auf den Weg, die Wüste, alle Hitze, alle Kälte, alle Obdachlosigkeit, alle Räubergefahr vermag sie nicht mehr aufzuhalten, man will nicht daneben kommen, wenn der Messias erscheint. Man muss sich das Eintreffen der Nachricht etwa in einem Dorf Palästinas vorstellen. Wie da die Diskussion anhebt, das Für und das Wider. Wie es da rasch Ergriffene gibt, Zurückhaltendere, Zweifler und auch Spötter. Und wie dann unaufhaltsam der Gedanke, es könnte doch schliesslich einmal der grosse Tag vorhanden sein und man könnte abseits gelassen werden, auch die zaghaftesten und auch die hartnäckigsten Gemüter

dazu bewegte, den Weg hinaus an den Jordan unter die Füße zu nehmen. Und nun gibt uns Lukas in ziemlicher Ausführlichkeit Einblick in die «Beichtgespräche», die da zwischen dem Täufer und denen, die sich wollen taufen lassen, vor sich gehen.

Dem etwas verdächtigen Massenandrang gegenüber erhebt er eine allgemeine Warnung vor Missbrauch. Sie sollen es sich mit der Zubereitung auf den Kommenden hin nur nicht zu billig vorstellen oder gar meinen, es sei schon mit einer Wallfahrt in die Wüste getan. Wie die Mutter, die am Samstagabend beim Reinigen ihrer Kinder etwa einmal hart zugreift, so fasst der Täufer die Kinder Israels an. «Otterngezüchte» nennt er sie, schlau und falsch wie Schlangen. Wir beobachten, nebenbei bemerkt, hier erstmalig das Lokalkolorit der Sprache des Täufers. Es existiert über Jericho in der Jordanebene eine alte Notiz, dahin gehend, es sei schade für diesen paradiesischen Ort, weil sich in seiner Umgebung viele Giftschlangen aufhielten. Ihr Otterngezüchte, alles falsche und heuchlerische Wesen wird jetzt aufgedeckt. Die Herzen werden jetzt durchleuchtet und untersucht, es fragt sich jetzt, ob die Busse ein blosses Mitläufertum, oder aber echt sei. Glaubet nur auch nicht etwa, ihr könnet euch auf eure Abstammung von Abraham verlassen und berufen. Diese steht selbstverständlich in Kraft; aber wenn sie zum Vorwand und Deckmantel eines unbussfertigen Herzens wird – und nun hören wir wieder die Sprache der Wüste – «Gott kann dem Abraham aus diesen (massenhaft herumliegenden) Steinen Kinder erwecken». Wer jetzt nicht Ernst macht, wird Zwang erleiden und das Kommen des Heils als schrecklichen Gerichtstag erfahren. Der Täufer braucht die gewaltigen Gerichtsbilder von der Axt, die den faulen Bäumen an die Wurzel gelegt ist, und von der Worfelschaufel, die Spreuer und Kern voneinander scheidet, Bilder der Wegräumung des Unnützen, das im Wege steht, Bilder der Säuberung und des Gerichts, das heilsam anfängt am Hause

Gottes (7-9).

An die aufrichtig Bussfertigen aber richtet der Täufer Worte der Unterweisung. Unter der geistgewirkten Vollmacht dieser Predigt bricht auch hier, ähnlich wie später am Tage der Pfingsten, die Frage über die Lippen der erschütterten Zuhörer: «Was sollen wir denn tun?» (10). Was sind denn «recht-schaffene Früchte der Busse»? Wallfahrt? Gebete? Almosen? Opfer? Darauf lautet die Antwort des Täufers: Keine Extraleistung, sondern was selbstverständlich und naheliegend ist, das sollt ihr tun. Seht da, da sind Leute in mangelhafter Kleidung herausgekommen, wer reichlich gekleidet ist, helfe ihnen aus, sofort. Und da hat es Leute ohne Verpflegung, wer reichlich mitgebracht hat in seinem Sack, der greife hinein, teile mit und tue wohl, jetzt gleich! Wenn der Messias kommt, dann hält man es nicht aus, Überfluss zu besitzen, während hart daneben der Darbende leer schluckend zuschaut. Und auch Zöllner sind da, verhasste Volksverräter. Und Soldaten, Herodianer, die im Dienste Roms Polizei- und Spitzeldienste tun. Was wird er denen sagen? Schleunigster Berufswechsel? Dazu ist jetzt die Zeit nicht. Sie sollen rechte Zöllner und rechte Soldaten sein, sollen nicht betrügen und nicht unnötig Gewalt üben. So soll jeder tun, was gerade fällig ist, und keiner suche zu weit. Knapp wie Kommandos lauten die Anweisungen des Vorläufers (10-14). Zu langen Erörterungen reicht die Zeit nicht.

Und nun kündigt er den Messias an. Der Wahn des Volkes, er, Johannes, könnte selber schon der Messias sein, ist menschlich nur zu begreiflich. Er aber weist von sich weg auf den Kommenden. Was er jetzt tut, das hält den Vergleich nicht aus mit dem, was geschehen wird, wenn er selber, der Verheissene, eintreffen wird. Dieser ist der Stärkere. Er wird mit Heiligem Geist und Feuer taufen. Eine Scheidung wird von ihm ausgehen. Wir denken wieder an Simeons Wort: «Dieser ist gesetzt zu einem Fall und Auferstehen für viele.» Es wird Zuspruch und Widerspruch sein, Ja, Ja, und Nein,

Nein. Mit einer Anspielung darauf, dass ein solcher Prediger nicht anders konnte, als sein unbestechliches Wort mit seinem Leben zu bezahlen (19.20), schliesst Lukas den Bericht über die Botschaft des Predigers in der Wüste.

Jesus kommt zur Taufe

²¹ Und es begab sich, da sich alles Volk taufen liess und Jesus auch getauft war und betete, dass sich der Himmel auftat, ²² und der heilige Geist fuhr hernieder in leiblicher Gestalt auf ihn wie eine Taube, und eine Stimme kam aus dem Himmel, die sprach: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Lukas 3,21-22

Der Bericht des Lukas über die Taufe Jesu ist auffällig knapp; dafür aber bringt er, als einziger der Evangelisten, eine kleine, aber besonders aufschlussreiche Einzelheit, nämlich, dass der Herr betend zur Taufe erschienen sei. Dieser Umstand deutet hin auf Bedrängnis. Jesus ist also nicht in dem Sinne Herr der Situation, dass er im voraus schon alles besäße und wüsste: Der Herr ist hier in der Lage, in der man betet. Er pflegt auch in der Folgezeit dann zu beten, wenn er um Klarheit ringt und wenn er jeweils an gewissen Wendepunkten seines Weges steht. Bevor er die Jünger beruft, oder bevor er in die eigentliche Passion eintritt, steht jeweils die Notiz, Jesus habe gebetet. Gebetet hat er nun also auch vor seiner Taufe.

Welcher Art mag die Not nur sein, auf die solches Beten hier schliessen liesse? Wenn wir schon aufs Vermuten angewiesen sind, so wird es am geratensten sein, an Heilands-, an Erlöser-Not zu denken. Mit Bestürzung und wachsendem Entsetzen hat er, zum Mann herangewachsen, die Welt und das Volk kennen gelernt, hat überall, wo sein Auge hinschaute und sein Ohr hinhorchte, das Zerstörungswerk der Sünde angetroffen. Gerade weil er selber dies Unheimliche Abgründige nicht in sich trug, fiel es ihm an den anderen auf, an allen, in grauenerregender Ausnahmslosigkeit. Diese Entdeckung trieb ihn ins Seufzen. Mit recht vermutet Friedrich Zündel, er werde oft und immer wieder Bibelworte wie die im 14. Psalm gelesen haben, wo es heisst, «aber sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes

tue, auch nicht einer». Und dann wird es ihm aus dem Herzen gesprochen sein, wenn jener Psalm mit den Worten schliesst: «Ach dass die Hilfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete!» Wieder und wieder hat er Ausschau gehalten und den Vater gefragt, ob es denn da keine Hilfe gebe? Wo diese Hilfe denn sei? Und wann sie denn komme?

Und in solcher Heilands-Bedrängnis erreicht ihn die Nachricht vom Auftreten des Täufers. Wie muss er da aufgehört haben! Für ihn ist der Täufer die Antwort des Vaters auf sein Seufzen und Flehen. «Ach dass die Hilfe aus Zion über Israel käme –!» Jetzt scheint die Hilfe im Herannahen zu sein. Wie weit seine Mutter mit ihm über das Geheimnis seiner Person geredet haben mag, wissen wir nicht. Nach der Geburt heisst es, sie habe die Worte in ihrem Herzen bewegt. Beim Zwischenfall mit dem Zwölfjährigen sehen wir, wie sie das Geheimnis keusch, nicht ohne innere Not, trägt und bewahrt. Jedenfalls hat sie gelernt, sich über Gottes Wege nicht eigene Gedanken zu machen.

Und nun taucht auch Jesus eines Tages am Jordan draussen auf. Lukas hält es für nötig, besonders zu erwähnen, dass Jesus zusammen mit allem Volk erscheint: «Und es begab sich, da sich alles Volk taufen liess und Jesus auch getauft ward und betete, dass sich der Himmel auftat» (21). Zusammen mit allem Volk – es könnte vor ihm ein Soldat in der Reihe stehen und hinter ihm ein Zöllner – kommt auch er. Man bedenke, dass der Weg zur Taufe für alles Volk eine Art Gang zur Bussbank ist, denn es handelt sich um Sünder-taufe. Es ist die Not begangener Schuld, die alles Volk zur Taufe treibt. Den Zimmermann von Nazareth treibt auch Sündennot. Aber von ihnen allen trägt Jesus die schwerste Last zum Jordan hinunter, denn er trägt zwar nicht eigene, wohl aber die Schuld aller (Friedr. Zündel). So wie wir ihn hier in Reih und Glied mit allen Übeltätern sehen, so sehen wir ihn dann bis zuletzt am Kreuz.

Und nun geschieht, während Jesus die Sündertaufe auf sich nimmt, dreierlei, das wir nicht von innen, sondern gleichsam nur von aussen, aus der Distanz, wahrzunehmen vermögen, denn der Vorgang als solcher vollzieht sich streng zwischen Vater und Sohn, es ist sogar fraglich, wie weit der Täufer hineinschaut. Einmal steht da, der Himmel habe sich aufge-tan. Es hat sich also während der Taufe etwas Ähnliches zu-getragen wie schon bei Anlass der Menschwerdung, und später unmittelbar vor dem Gang zum Kreuzesleiden, dort auf dem Berg der Verklärung, und wie später noch einmal und endgültig am Tage der Himmelfahrt: Der Himmel tut sich auf. Das heisst, er, der seit seiner Menschwerdung von seinem Herkunftsort getrennt ist, darf dort hineinschauen, wo er von Ewigkeit her daheim ist und wo er herkommt. Wir haben Grund anzunehmen, dass ihm seit seiner Selbsterniedrigung dieser Blick in den Himmel hinein keineswegs eine Alltäglichkeit ist, sondern dass dieses Ausserordentliche ihm hier zum ersten Male zuteil wird. Es mag das eine Antwort des Vaters auf sein Flehen sein. Zu dieser Antwort gehört ein Zweites. Der Heilige Geist kommt über ihn, in leiblicher Gestalt, einer Taube vergleichbar. Jesus war sicher zuvor schon berührt, bewegt und geführt durch den Heiligen Geist. Hier aber muss nun, anlässlich der Taufe, zusätzlich ein Besonderes geschehen sein, Ausstattung mit einer Geistesfülle, wie er sie vorher und bis dahin nicht kannte. Aber zum Wirken des Heiligen Geistes gesellt sich immer auch das Wort, und das ist das Dritte, das anlässlich der Taufe sich ereignet. Eine Stimme ruft aus dem Himmel heraus: «Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe» (22).

Es ist der Vater, der das ruft. Das ist nun das Direkteste und, wenn man so sagen darf, das Grösste, dass der Vater ihm persönlich antwortet, ihn gleichsam ausdrücklich und in aller Form begrüsst und ihm die Sohnesvollmacht erteilt. Man hat darum nicht ohne eine gewisse Berechtigung die Taufe des Herrn verglichen mit der Berufung der Propheten, nur

natürlich mit dem Unterschied, dass es eben dort Propheten sind, die berufen werden, hier ist es der Sohn, neben dem es einen zweiten nicht gibt. Oft hören wir später die Frage an ihn herantreten: «Aus was für Vollmacht tust du das?», oder «...sagst du das?» Hier vernehmen wir es. Er handelt und er redet aus der Vollmacht des Sohnes, mit der er bei Anlass der Taufe ausgerüstet wird. Was Maria heimlich in ihrem Herzen bewegte und von Anfang an ahnte, das vernimmt der Sohn hier direkt vom Vater im Himmel. Gott hat es so für nötig erachtet, auch wenn menschlicher Vorwitz einwenden könnte, eine schlichte Mitteilung und Einweihung ins Geheimnis von Seiten der Maria in Form einer mütterlichen «Aufklärung» hätte es auch getan.

Und auch wir wissen es nun, wer er ist. Wir glauben jetzt an einen Herrn, der nicht durch eigene Gewalttat oder von der Gunst der Menschen König wird, sondern von Gottes Gnaden allein. Wir glauben an einen Erlöser, der nach Gottes ewigem Rat und Willen Erlöser ist. So ist für uns die Taufe des Herrn mit ihren drei Begleiterscheinungen eine Stärkung des Glaubens an ihn und eine Aufforderung, diesem König anzugehören, mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben.

Ungefähr dreissig Jahre alt

²³ Und Jesus war, da er anfang, ungefähr dreissig Jahre alt, und ward gehalten für einen Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Eli's, ²⁴ der war ein Sohn Matthats, der war ein Sohn Levis, der war ein Sohn Melchis, der war ein Sohn Jannas, der war ein Sohn Josephs, ²⁵ der war ein Sohn des Mattathias, der war ein Sohn des Amos, der war ein Sohn Nahums, der war ein Sohn Eslis, der war ein Sohn Nangais, ²⁶ der war ein Sohn Maaths, der war ein Sohn des Mattathias, der war ein Sohn Simeis, der war ein Sohn Josechs, der war ein Sohn Juda's, ²⁷ der war ein Sohn Johannans, der war ein Sohn Resas, der war ein Sohn Serubabels, der war ein Sohn Sealthiels, der war ein Sohn Neris, ²⁸ der war ein Sohn Melchis, der war ein Sohn Addis, der war ein Sohn Kosams, der war ein Sohn Elmadams, der war ein Sohn Hers, ²⁹ der war ein Sohn des Jesus, der war ein Sohn Eliesers, der war ein Sohn Jorems, der war ein Sohn Matthats, der war ein Sohn Levis, ³⁰ der war ein Sohn Juda's, der war ein Sohn Josephs, der war ein Sohn Jonams, der war ein Sohn Eliakims, ³¹ der war ein Sohn Meleas, der war ein Sohn Menams, der war ein Sohn Mattathans, der war ein Sohn Nathans, der war ein Sohn Davids, ³² der war ein Sohn Jesse's, der war ein Sohn Obeds, der war ein Sohn des Boas, der war ein Sohn Salmas, der war ein Sohn Nahessons, ³³ der war ein Sohn Aminadabs, der war ein Sohn Rams, der war ein Sohn Hezrons, der war ein Sohn des Perez, der war ein Sohn Juda's, ³⁴ der war ein Sohn Jakobs, der war ein Sohn Isaaks, der war ein Sohn Abrahams, der war ein Sohn Tharahs, der war ein Sohn Nahors, ³⁵ der war ein Sohn Serugs, der war ein Sohn Regus, der war ein Sohn Pelegs, der war ein Sohn Ebers, der war ein Sohn Salahs, ³⁶ der war ein Sohn Serugs, der war ein Sohn Regus, der war ein Sohn Pelegs, der war ein Sohn Ebers, der war ein Sohn Salahs, ³⁶ der

war ein Sohn Kenans, der war ein Sohn Arphachsads, der war ein Sohn Sems, der war ein Sohn Noahs, der war ein Sohn Lamechs, ³⁷ der war ein Sohn Methusalahs, der war ein Sohn Henochs, der war ein Sohn Jareds, der war ein Sohn Jareds, der war ein Sohn Mahalaleels, der war ein Sohn Kenans, ³⁸ der war ein Sohn des Enos, der war ein Sohn Seths, der war ein Sohn Adams, der war Gottes. Lukas 3,23-38

«Und Jesus war, da er anfang, ungefähr dreissig Jahre alt und war, wie man annahm, ein Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Eli's» (23). Dem aufmerksamen Leser fällt hier das «ungefähr» auf. Lukas hat sich am Eingang seines Berichtes vorgestellt als einer, der «alles aufs genaueste erkundet habe», und nun hat er offenbar nicht in Erfahrung bringen können, genau aufs Jahr in welchem Alter das öffentliche Hervortreten des Herrn geschah. So sind wir für die Datierung des Geburts- und Todesjahres des Herrn auf ein «ungefähr» angewiesen, das heisst, man weiss es ungefähr auf drei Jahre genau. Dazu ist die Zeitspanne zwischen seinem 12. und 30. Altersjahr in der Überlieferung völlig ohne Angaben. Darum hat sich die Legende dieses «Niemandslandes» bemächtigt und hat da ihre mehr oder weniger wilde Phantasie betätigt. Aus indirekten Rückschlüssen dürfen wir über diese nachrichtenlose Zeit immerhin ein Zweifaches als gewiss annehmen. Einmal, dass Jesus ein Kind der Synagoge war. Er hat diese eigenartigste aller Schulen genossen. In dieser Schule lernte er nicht nur das eigene Leben, sondern auch das ganze Weltgeschehen, Israel und die Gesamtheit der Völker im Lichte der biblischen Verheissung sehen. Die Bibel war *das* Buch dieser Schule, Buch für alles, Lesebuch, Geschichts-, Geographie- und Gesangbuch in einem. Als Kind der Synagoge lernte Jesus die Bibel kennen. Ein Beispiel: Wie uns bekannt ist, musste die jüdische Jugend in Voraussicht auf die einstige Todesstunde hin den 22. Psalm auswendig lernen, in dem die Worte stehen: «Mein Gott,

mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Wir wissen, dass Jesus in seiner Todesstunde diesen Psalm gebetet hat. Das Zweite, was wir aus dieser Zeit sicher wissen, ist, dass Jesus den bürgerlichen Beruf eines Baufachmannes ausübte. Wenn man etwa hört, Jesus sei in der Stille aufgewachsen, dann ist das nicht besonders glücklich ausgedrückt. Als Bauhandwerker hat er jedenfalls wie selten in einem Metier Gelegenheit gehabt, die Menschen kennenzulernen und Einblick zu bekommen ins Alltägliche. Und zwar scheint es, dass es nicht gerade die besten Seiten des Menschen sind, die beim Bauen an den Tag treten. Ein Beamter, der sich ein Häuschen bauen liess, bemerkte letztthin etwas bitter: Wenn man noch nicht gewusst habe, wie schlecht die Menschen sein könnten, dann müsse man bauen. Auch die menschlichen Nöte treten beim Bauen zutage: Wenn das Haus abbrennt, oder wenn der Sturm und die Wasserflut das Haus, das nicht auf gutem Fundament gebaut ist, zu Fall bringt, oder wenn gar das Geld nicht mehr reicht, weil der Kostenvoranschlag nicht gründlich war. – Jesus sagt später einmal doch wohl aus eigener Anschauung, wer ein Haus oder einen Turm baue, der tue gut, vorher zu prüfen, ob er habe, es hinauszuführen. So hat er in diesen Jahrzehnten einfach Menschen- und Weltkenntnis sich erworben und gelernt, das Dasein im Lichte der Bibel zu sehen. Das ist gewiss.

Und nun heisst es hier, er sei ungefähr dreissig Jahre alt gewesen, als er hervortrat. Das ist kaum ein Zeitpunkt eigener Wahl. Ein Doppelpes mag den Herrn bestimmt haben, im Alter von zirka 30 Jahren an die Öffentlichkeit zu treten; einmal das prophetische Auftreten des Täufers, dann aber gibt es in der Thora, im Gesetz, eine alte Bestimmung, die lautet: «Und der Herr redete mit Mose und Aaron und sprach: Stelle die Gesamtzahl der Kahathiter unter den Leviten fest, Geschlecht für Geschlecht, Familie für Familie, vom dreissigten Jahr an und darüber bis zum fünfzigsten Jahr, aller, die dienstpflichtig sind – damit sie Dienst tun am heiligen Zelte»

(4. Mose 4,1-3). Es scheint so etwas wie eine heilige Tradition zu bestehen, die dahin geht, dass die Diensttauglichkeit in geistlichen Dingen sich zwischen dem dreissigsten und fünfzigsten Altersjahr bewegt. Auf alle Fälle nicht zu jung ist man zum «Dienst am heiligen Zelte» berufen. Wer in jüngeren Jahren, als Ausnahme von der Regel, in den geistlichen Dienst kommt, der empfindet das als eine Last. So Jeremia, der ausruft: «Ich bin zu jung», so Timotheus, für den Paulus sich bei den Gemeinden verwenden muss, damit sie ihn trotz seines jugendlichen Alters annehmen sollen. Jedenfalls geht mit dem Hervortreten des Herrn ums dreissigste Altersjahr herum wiederum wie bei der Darstellung im Tempel und wie bei der ersten Jerusalem-Fahrt des Zwölfjährigen ein Stück getreuer Beobachtung des Gesetzes nebenher.

Und nun leitet Lukas mit der Bemerkung übers Lebensalter des Herrn bei seinem Hervortreten den Bericht über den Stammbaum Jesu ein. Solche Stammbäume erscheinen in der Bibel oft. Sie haben einen ganz bestimmten Sinn, der sich vom Sinn der Stammbäume, die wir Menschen uns anlegen, grundsätzlich unterscheidet. Menschen besitzen sonst Stammbäume, um stolz zu sein auf ihr Herkommen, zur Mehrung der eigenen Würde und der Ehre ihrer Familie. Die biblischen Stammbäume aber dienen eindeutig und offensichtlich der Ehre Gottes. Und zwar ist es die unzerreissbare, lückenlose, nie versagende *Treue* Gottes, die hier durch die Stammbäume verkündigt werden soll. Wir erinnern uns da an die Eigenart Gottes, dass es in seinem Reich so zugeht, dass er nie handelt, ohne vorher gesprochen zu haben, dass sein Handeln immer ein Erfüllen dessen ist, was er vorher verheissen hat. Dieser für Gottes Handeln eigentümliche Grundsatz von Verheissung-Erfüllung ist schon von Amos erkannt, wenn er fragt: «Geschieht auch etwas, Gott sage es denn zuvor den Propheten seinen Knechten?» Und nun sagen uns die biblischen Geschlechtsregister vornehmlich, dass Gott seinen gegebenen Verheissungen von Geschlecht

zu Geschlecht, von den Vätern auf Kinder und Kindeskin-
der, ja bis ins tausendste Geschlecht die Treue hält. Auch in
Zeiten, wo man meint, der Faden des göttlichen Handelns
sei abgerissen, ist das nicht der Fall. So könnten die Namen
in den Geschlechtsregistern verglichen werden mit den gros-
sen Überlandmasten der Kraftwerke. Solch ein Name steht
wie solch ein Licht- und Kraftträger in einer Zeit, in einem
Jahrhundert vielleicht, und ist Träger des Offenbarungslich-
tes.

Und nun existiert sowohl bei Matthäus wie bei Lukas je ein
Stammbaum Jesu. Dabei besteht die Schwierigkeit, dass
beide nicht gleich lauten. Lukas überliefert viel mehr Na-
men, es sind deren über siebenzig. Die Kirche kann diesen Un-
terschied von Anfang an nicht übersehen haben, liess aber
das verschiedene Nebeneinander stehen, sei es, dass sie da-
mals noch mehr Einblick in die Zusammenhänge besass als
wir heute, oder dass sie gedacht hat, es werde zuletzt, bei der
Lüftung sämtlicher Geheimnisse, wenn unser Weissagen
dann nicht mehr Stückwerk sein wird, dann auch hier Klar-
heit werden. Und so halten auch wir es. Wir lassen die bei-
den Stammbäume stehen, ohne die Unebenheiten glätten zu
wollen. Die etwa unternommenen Erklärungsversuche
leuchten in keiner Weise ein. Die Hauptpfeiler stimmen üb-
rigens bei beiden Fassungen überein. Bei beiden geht es von
Joseph über David zu Abraham, dem Anfänger der Heilsge-
schichte mit dem Volke Israel. So treu ist Gott, dass er dem
Erzvater Wort hält über David bis zum Ziel aller Verheis-
sung, bis zu Christus. Eigentümlich ist nun aber bei Lukas,
dass er sich nicht mit einem Stammbaum bis zu den Anfän-
gen des Volkes Israel begnügt; Lukas hat das Bedürfnis, die
Offenbarungsspur über Abraham zurück bis zu den Anfän-
gen der Menschheit überhaupt, bis auf Adam zurück, zu ver-
folgen. Damit will er sagen, dass Gott seinen Heilsplan nicht
auf das Volk Israel beschränkt, sondern alle Völker ein-
schliesst. Dies gleiche gewaltige und umfassende Licht hat

schon dem alten Simeon geleuchtet, auch dem Apostel Paulus ist es aufgegangen, wenn er von Christus als dem «zweiten Adam» spricht. Durch den ersten Adam kam die Sünde in die Welt, durch den zweiten Adam wird die Vergebung kommen (Röm. 5,18-19; 1. Kor. 15,45).

Und noch ein Letztes: Es fällt die Stelle auf, wo Lukas seinen Stammbaum einfügt. Matthäus hat den seinigen an den Anfang des Evangeliums gesetzt, Lukas bringt ihn mit Bedacht erst am Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Der Herr beginnt nun sein eigentliches Erlöserwerk. Was damit anhebt, hat Sinn und Bedeutung für die ganze Erde, für alle Menschen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von Adam bis auf Jesus. Und das heisst faktisch vom ersten bis zum Jüngsten Tag.

Der arme Teufel

¹ Jesus aber, voll heiligen Geistes, kam wieder von dem Jordan und ward vom Geist in die Wüste geführt ² und ward vierzig Tage lang von dem Teufel versucht.

Lukas 4,1-2a

Ein Kampf hebt hier nun an, ein Sieg wird hier erfochten. – Vorher und seither ist an keinem Ort und von niemandem so gekämpft und so gesiegt worden. Es ist uns zwar bekannt, dass auch andere Grosse im Reiche des Geistes, ein Buddha, ein Konfuzius, ein Mohammed, gefährliche und schwere Versuchungen zu bestehen hatten; hier aber ist mehr als Konfuzius und Mohammed, mehr als Buddha, hier ist Christus. Worin dieser Kampf und Sieg, der seinesgleichen nicht hat, besteht? Dadurch, dass die Väter der Kirche die Predigt über die Versuchungsgeschichte innerhalb des Kirchenjahres an den Eingang der Passionszeit plazierten und anordneten, haben sie das Entscheidende über deren Deutung schon ausgesprochen: Es geht hier tatsächlich um Christi Passion. So vielerlei Geistreiches und Tiefes schon über die Versuchung Christi ausgesagt und geschrieben wurde – es geht hier eindeutig und ausschliesslich um das Eine: um Christi Erlösertat am Kreuz. Das heisst, es geht hier darum, ob Jesus von Nazareth der vom Vater eigens dazu in die Welt gesandte Retter der Welt ist und bleibt, oder ob er sich durch den Versucher von diesem hohen Auftrag abbringen lässt; es geht hier letztlich um nichts Geringeres als um die Frage, ob wir gerettet sind oder verloren gehen, ob es einen Sinn hat, für diese Welt an eine Rettung zu glauben, oder ob zuletzt alles kaputtgeht und aus ist. So geht es, wenn Grössen aus dem Reiche des Geistes versucht werden, um vieles. – Wenn aber der Erlöser der Welt versucht wird, geht es um alles. Man kann darum an diese Geschichte immer nur mit angehaltenem Atem herangehen.

Wie die Erlösertat Christi aussehen wird? In den Evangelien

ist das unmittelbar vor der Versuchungsgeschichte angedeutet, indem dort berichtet wird, wie Johannes der Täufer alles Volk zur Busse und Umkehr auffordert und die Bussfertigen zur Sündertaufe in den Jordan führt. Und wie eines schönen Tages in Reih und Glied mit allen Büssenden und Beichtenden auch Jesus von Nazareth erscheint, sich unter die Busse beugt und die Sündertaufe annimmt. Mit diesem Gang des Herrn zum Täufer ist der Einstieg in sein Erlöserwerk vollzogen, ist sozusagen der erste richtunggebende Schritt auf seiner Erlöserlaufbahn getan. Er, der Heilige, stellt sich an den Ort, wo die Abtrünnigen stehen, Jesus von Nazareth tut hier, was man nach dem Eingang des Psalters niemals tun dürfte, er «tritt auf den Weg der Sünder und sitzt, da die Spötter sitzen». Er, der Sohn, gesellt sich zu den Feinden des Vaters. Und der Vater hat sein Einverständnis zu diesem Tun gegeben, indem er ihm während der Sündertaufe den Heiligen Geist sendet und ihm zurufen lässt: «Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.» So besteht von allem Anfang an, das wollen die Evangelien sagen, zwischen Vater und Sohn völlige Klarheit und Einigung darüber, dass das Erlöserwerk des Sohnes hier auf Erden das Sünderkreuz ist. Der Vater hat Wohlgefallen an dem Sohn, der zur Sündertaufe geht. Das Ziel und Ende des Weges, auf den sich Jesus mit der Jordantaufe begibt, ist das Kreuz auf Golgatha. Etwas anderes wäre nicht die Erlösung, zu deren Vollzug der Vater den Sohn in die Welt gesandt hat.

Von hier aus wird es nun ebenfalls klar, um was es dem Teufel geht, was dieser hintertreiben will, wozu er den Herrn zu versuchen gedenkt. Dabei ist schon jedem auch nur oberflächlichen Leser aufgefallen, dass es gar nicht massive Sünden sind, durchaus nicht grobschlächtige Vergehen moralischer Art, zu denen der Teufel, rein äusserlich gesehen, den Herrn zu verleiten versucht. Nichts von Betrug und Ehebruch, keine Rede von Mord und Totschlag. Ein kompetenter unter den Auslegern (Bengel) sagt geradezu: «Dieser

Teufel ist ein hoher Geist.» Wenn man sich ihn entmythologisiert, in Menschengestalt und Sichtbarkeit vorstellen möchte, dann müsste es wohl am ehesten etwa ein edler, hochkultivierter Bibelgelehrter sein. Es handelt sich hier jedenfalls um Versuchung «auf höchster Ebene». Christus versuchen ist keine Kleinigkeit. Das Unternehmen muss dem Teufel einige Krämpfe verursacht haben. Die Teufel glauben nämlich auch und zittern. Der Teufel zittert hier um Eines: Jesus vom Weg zum Kreuzopfer abzubringen. Um dies Eine zu erreichen, wird er gezwungen sein, die ganze ihm zur Verfügung stehende List zum Einsatz zu bringen. Man ist beinahe versucht, die Glaubenskühnheit dieses Teufels geradezu zu beneiden und zu bewundern. Den Retter der Welt zum Ungehorsam verleiten will der! Menschenunmögliches, nein, Teufelsunmögliches hält er für möglich! Und doch – bei all seiner grossen Macht und vielen List – dummer Teufel – armer Teufel!

Bei Anlass der Taufe hat Jesus die Ausrüstung mit dem Heiligen Geist und die Berufung zum Messias erhalten; Jesus steht und handelt nun unter Geistwirkung, «voll des Heiligen Geistes». Lukas sagt, er sei von der Taufe weg in der Wüste hin und her geführt worden; ebenso steht es bei Matthäus, bei Markus aber steht geradezu das Wort, Jesus sei von der Taufe weg durch den Heiligen Geist in die Wüste gejagt, getrieben worden, was auf ein gewisses Zaudern des Herrn schliessen lässt. Offenbar war, als er Nazareth verliess, sein ursprünglicher Plan die baldige Rückkehr nach Hause. Statt heim in seinen bürgerlichen Beruf nötigt ihn aber nun die Anregung des Geistes in die Wüste. So heisst es auch von Mose beim Empfang der Zehn Gebote: «Er war allda bei dem Herrn 40 Tage und 40 Nächte und ass kein Brot und trank kein Wasser» (2. Mose 34). Auch von Elia hören wir, als dieser den Kampf mit Ahab und Isebel zu bestehen hatte: «Und er stand auf und ass und trank, und ging durch die Kraft der Speise 40 Tage und 40 Nächte bis an den Berg

Gottes Horeb» (1. Kön. 19). Und so heisst es nun auch vom Herrn: «und ward vierzig Tage lang von dem Teufel versucht. Und er ass nichts in diesen Tagen» (2).

Die Tatsache, dass der Herr versucht wird, ist gelegentlich einmal als befremdlich empfunden worden, gehört doch sein Versuchtwerden zur Niedrigkeit seiner Menschwerdung. Darüber äussert sich der Mann des Hebräerbriefes in zwei bedeutsamen Worten: «Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unseren Schwachheiten, sondern der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde» (Hebr. 4,15). Diese göttliche Solidarität mit unserer menschlichen Versuchlichkeit unterstreicht das andere Wort: «Denn worin er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden» (Hebr. 2,18).

Dass der Teufel den Herrn versucht, will aber entfernt nicht sagen, dass der Teufel Macht über ihn habe. Sämtliche Evangelisten werden wissen, warum sie gerade an dieser Stelle betonen, dass es nicht der Teufel, sondern der Heilige Geist ist, der im Verlauf dieses ganzen abgründigen Geschehens von A bis Z die Führung innehat. Es gehört zum Wesen dessen, was in der Bibel Versuchung heisst: Gott steht hinter der Versuchung, Gott lässt sie nicht nur zu, Gott ordnet sie geradezu an. Der Herr des Handelns und Geschehens ist Gott. Dem Teufel sind dabei die Zeiten gesetzt. In der Bibel hat der Teufel nie selbständige Bedeutung, ist nie, auch nicht im entferntesten, Gottes Partner. Satan ist Gott untertan und läuft an kurzer Leine.

Versuchtwerden, «es mit dem Teufel zu tun bekommen», ist übrigens an sich durchaus nicht ein ehrenrühriges Widerfahrnis. Im eigentlichen Sinn versucht kann nur der Gläubige, der Begnadete, werden, hat doch Versuchung den Sinn, dass der Glaube «gefeckt», von Gott unter Zerreißprobe genommen wird. Je mehr Gnade einem Menschen zuteil wird,

um so mehr ist er dem Versuchtwerden ausgesetzt. So folgt auch im Herrngebet bezeichnenderweise unmittelbar nach der hohen Bitte um Vergebung die Bitte um Bewahrung vor den Anläufen des Versuchers. In den Psalmen wird an einer Stelle solche Versuchung seltsamerweise geradezu begehrt: «Erforsche mich und erfahre, wie ich's meine» (Psalm 139). Und Jakobus legt dem Gläubigen einmal nahe, es als eitel Freude zu erachten, wenn er versucht werde. Der Mann des 139. Psalmes und Jakobus wissen eben, dass man den Teufel zwar nicht fahrlässig unterschätzen, aber doch auch nicht fürchten darf, als wäre er der Herr aller Dinge. Der Gläubige kann, wie Abraham und Hiob, die Versuchung bestehen, nicht weil er, der Mensch, wohl aber weil Gott stärker ist als der Teufel. So schauerlich es ist, wenn ein Mensch es mit dem «Leibhaftigen» zu tun bekommt – Gott bewahre jeden davor –, so ist es doch nie hoffnungslos und darf nicht letztlich tragisch genommen werden. Wenn es von den widergöttlichen Mächten heisst «der im Himmel wohnt lachet ihrer, der Herr spottet ihrer», dann gilt das auch vom Teufel und seinen Helfershelfern. Ein letztes feines Lachen Gottes liegt, wie wir noch sehen werden, auch über der Versuchung Christi.

Die Versuchung zum Wohltäter

^{2b} Und er ass nichts in diesen Tagen; und da sie ein Ende hatten, hungerte ihn darnach. ³ Der Teufel aber sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, dass er Brot werde. ⁴ Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es steht geschrieben: «Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Wort Gottes.»

Lukas 4,2b–4

Es gehört, wie schon gesagt, zum Menschsein des Herrn, dass er kurz nach Empfang der Taufgnade und unmittelbar vor Antritt seiner öffentlichen Wirksamkeit versucht wird. So lässt Gott es zu, so ordnet er es an. Drei von diesen Versuchungen sind durch die Berichterstatter besonders erwähnt. Es ist nicht anzunehmen, dass es die einzigen waren, aber es werden die wesentlichsten sein. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit der ersten der drei Versuchungen zu und nennen sie «Versuchung zum Wohltäter». Im Blick auf die Örtlichkeit bezeichnet man sie auch etwa als die Versuchung in der Wüste.

In Römer 8 weist Paulus darauf hin, dass Notzeiten für die Gläubigen Versuchszeiten sind. Dort wo er die verschiedenen Nöte aufzählt, die «uns von Gottes Liebe scheiden wollen», erwähnt er neben Trübsal, Terror, Schwert, Blösse, Gefahr auch den Hunger. In Fortsetzung seines Weges zur Busse, seines Ganges zur Sündertaufe, schreitet Jesus nachher vom Jordan weg weiter seinen Büsserweg in die Wüste hinaus. Und wie ihn nach vierzigtäglichem Fasten der Hunger mit Macht befällt, ist scheinbar zufällig der Teufel auf dem Plan mit dem Vorschlag: «Bist du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, dass er Brot werde» (3). Der Teufel packt dort zu, wo wir Menschen am augenfälligsten und am demütigendsten an der Schwäche und Notlage der ganzen Kreatur teilhaben. Wenn der Fuchs, wenn der scheue Hühnervogel sich am heiterhellen Tag unter Todesängsten der

menschlichen Siedlung nahen, wenn der Steppenwolf sich sogar am Menschen vergreift, dann tun sie das nicht aus lauter Übermut und Vergnügen, sondern getrieben von ihrer kreatürlichen Notwendigkeit, weil ihr Tyrann sie dazu peitscht; und ihr Tyrann ist ihr Magen, von dem es nicht umsonst heisst, er «knurre», wenn ihm die Nahrung fehlt. An dieser demütigenden Abhängigkeit vom Magen hat der Mensch teil. Die Tyrannei des Magens tritt beim Menschen sogar nicht erst dann ein, wenn der Hunger da ist, sondern schon, wenn er als zukünftige Möglichkeit droht. Wer kennt nicht die unheimliche Gewalt der Sorge? Und nun, im Moment, da der Herr seine demütigende Abhängigkeit vom natürlichsten aller Bedürfnisse innewird, naht sich ihm der Teufel mit der Frage, ob einer wie er, ob Gottes Sohn sich eine derart gemeine Behandlung müsse gefallen lassen? Bist du Gottes Sohn, bist du es wirklich, so mach Gebrauch von der Möglichkeit, dich und die ganze Menschheit von diesem menschenunwürdigen Zwang der Bedürfnisse zu befreien.

Macht dazu hätte er schon. Der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken könnte, vermöchte auch aus Steinen Brot zu schaffen. Aus fünf Broten und zwei Fischen hat er später 5000 Männer gespeist. Aber Jesus soll nicht auf diese Weise selber loswerden und die Menschen befreien wollen von der Knechtschaft der Natur. Es gehört zu seinem Kreuzesgehorsam, dass er hungert und dürstet und dass er auf Extravergünstigungen, die ihm kraft seines Messiasamtes zufallen könnten, verzichtet. Am Kreuz soll er die Niedrigkeit und Demütigung des Leibes tragen. Was ihm hier der Teufel zuschiebt, ist wie eine Möglichkeit, dem Kreuz auszuweichen.

Hier ist nun aber nicht nur der Herr, hier sind wir mitgefragt: Lösung der Brotfrage, Abschaffung des Welthungers – wenn schon von der Erlösung der Menschheit die Rede ist, wäre nicht doch das der springende Punkt? Wer sich ernsthaft auf die Völkerprobleme besinnt, dem legt sich die Frage der

Lösung des Hungerproblems wie ein Alpdruck auf die Seele. Wäre nicht Abschaffung des Hungers die erste und dringlichste Aufgabe eines Erlösers? Müsste er nicht an diesem neuralgischen Punkt das Menschenelend anpacken? Wäre nicht da, in der Magengegend, die eigentliche Erlösungsbedürftigkeit des Menschen? Hat nicht der Teufel einfach recht, wenn er auf diese Stelle am Leib der Menschheit den Finger legt? Ist es nicht so, dass, wer da helfen würde, der hätte wirklich geholfen, wäre ein wahrer Menschenfreund, ein wahrhaftiger Wohltäter der Menschheit?

Welch eine furchtbare Geissel der Welthunger ist, das weiss man doch heute. Eben macht das Buch einer brasilianischen Negerin seinen Rundgang durch die Welt, das «Tagebuch der Armut» von Maria Carolina de Jesús. «Die grosse Gestalt dieses Buches ist der Hunger.» Die Verfasserin, eine Ledige, die in einem der rund hundert Elendsviertel von Sao Paulo durch tägliches Papiersammeln ihre drei ausserehelichen Kinder ernährt, findet in der Beschreibung des Hungers erschütternde Töne: «Der Schwindel des Hungers ist schlimmer als der des Alkohols. Der Schwindel des Alkohols macht uns singen. Aber der Hunger macht uns zittern. Ich stellte fest, wie schrecklich es ist, nur Luft im Magen zu haben... Ich beschloss, eine mittlere Tasse Kaffee zu trinken und ein Brot zu kaufen. Welch überraschende Wirkung die Nahrung in unserem Organismus hat! Bevor ich ass, sah ich den Himmel, die Bäume, die Vögel – alles gelb; nachdem ich gegessen hatte, wurde alles vor meinen Augen normal..., ich fing an schneller zu arbeiten. Der Körper wog nicht mehr. Ich fing an, schneller zu gehen. Ich glaubte, im Raum zu schweben. Ich fing an zu lächeln, als wohnte ich einem schönen Schauspiel bei. Und gibt es überhaupt ein schöneres Schauspiel, als zu essen zu haben? Mir schien, ich ässe zum ersten Male in meinem Leben.» So redet eine vom Hunger, die ihn kennt. Kein Zweifel, wenn Jesus da seine Erlöserhand anlegte, er dürfte für alle Zeiten der Anerkennung

durch die Menschheit gewiss sein. Kein Zweifel, der Versucher hat recht mit seinem: «Bist du Gottes Sohn, so sprich zu diesem Steine da, dass er Brot werde.»

Jeder andere würde auf diesen Vorschlag des Teufels eintreten. Jesus tut es nicht. Warum nicht? Nicht, dass ihm die Wichtigkeit der Brot- und Magenfrage unbekannt wäre. Wer die Evangelien kennt, der ist beeindruckt davon, wie andauernd und intensiv ihn die Frage des sozialen Elends beschäftigt. Die soziale Frage ist ihm wichtig genug, sie in der Mitte seines Gebetes, das er den Völkern schenkte, zu verankern. Aber so wichtig ihm die Detailfrage des Welthungers ist – die eigentliche Not, die eigentliche Erlösungsbedürftigkeit des Menschen liegt nun doch nicht in der Magengegend, sondern ein wenig höher oben im menschlichen Körper, beim Herzen und im Kopf. Dass es wie in Sao Paulo und in jeder Stadt der Welt Menschen gibt, die vor Überfluss ersticken, und um die Ecke herum in der anderen Gasse welche, die den Hunger wie eine chronische Krankheit erleiden, das ist nicht Schicksal, das ist Schuld, das ist Ausdruck und Wirkung der Sünde. Um unseres Herzens Härteigkeit willen gibt es hungernde Stadtbewohner, hungernde Völker, Hungerernteile. Die wirkliche Bekämpfung des Welthungers fängt somit im Herzen an – und in Köpfen. Menschen, deren Herzen frei geworden sind vom verruchten Nurausdenken, deren Herzen überfließen von der Liebe Gottes, sind es, die heute not tun, nicht nur heute, aber heute dringlicher denn je. Nicht schon die Lösung der Brotfrage, sondern erst die radikalste aller Revolutionen, das Umdenken in den Köpfen, die Busse, und die Heilsgewissheit in den Herzen als Folge der Vergebung der Schuld, vermag den Menschen zu helfen. Wenn es heute auf der Erde hungernde anderthalb Milliarden gibt, dann ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dass wir noch nicht oder nicht mehr Christen sind, dass wir die am Kreuz vollbrachte Vergebung unserer Schuld längst nicht mehr oder gar noch nicht realisieren. Da ist der Punkt. Und von

diesem Punkt möchte der Teufel den Herrn wegstreuen. Und da sagt Christus nein. Nicht, weil er die soziale Frage gering achtet, sondern weil er ihr radikal beikommen will, nicht nur via Magen, sondern via Kopf und Herz. Darum pariert er den Vorschlag des Versuchers mit den Worten: «Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Wort Gottes.»

So lehnt er es ab, nur Wohltäter zu sein, weil er mehr, unendlich viel mehr zu sein vom Vater in die Welt gesandt worden ist. Und wir können da nur sagen: Gott sei Dank hat er das teuflische Ablenkungsmanöver erkannt. Menschliche Helfer und Wohltäter sollen und können die Befreiung von der Hungersnot sich zum Ziel setzen. Ein Erlöser Gottes aber, der nur das täte, würde uns Menschen betrügen. Der Wohltäter gab es schon viele, Erlöser aber gibt es einen.

Die Versuchung zum Gewalthaber

⁵ Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick ⁶ und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, welchem ich will. ⁷ So du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein. ⁸ Jesus antwortete ihm und sprach: Es steht geschrieben: «Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen.»

Lukas 4,5-8

Die Evangelien schliessen damit, dass Jesus von einem Berg aus gen Himmel fährt, weil «ihm übergeben ist alle Gewalt im Himmel und auf der Erde». Diese Gewalt ist ihm übergeben, weil er zuvor sich entäussert und erniedrigt hat, und weil er zuvor gehorsam war bis zum Kreuzestod (Phil. 2). Somit hängt das ganze Erlöserwerk daran, dass Jesus das Kreuz auf sich nimmt. Und nun lesen wir da: «Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben und ich gebe sie, wem ich will. So du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein» (5-7). Ein Riesenangebot, ein Reich ohne Kreuz. Dem Teufel ist also auch Macht übergeben, und er kann diese Macht auch weiter verleihen. Das ist aber nicht eine Macht zur Erlösung, wie der Herr sie ausübt, sondern es ist eine Macht zum Verderben, eine Macht, die ins Elend führt, weil es nur eine Macht dieser Welt ist. Im Himmel hat der Teufel nichts zu suchen. Im Himmel ist er kleinlaut und machtlos, wie wir aus Hiob wissen, vom Himmel her hat er darum auch nichts zu verschenken. Nur auf dieser Erde ist ihm, zu Versuchungszwecken, viel Macht und viel List gegeben, «auf Erd ist nicht seinsgleichen» (Luther). Er ist ein Fürst, aber ausdrücklich «ein Fürst dieser Welt». Er geht hier auf Erden

«umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge» (Petrus). Darum, weil es nur eine weltliche und diesseitige Macht ist, darum ist sie vergänglich. Und darum ist der Teufel, mag er noch so viel Macht anzubieten haben, schliesslich doch immer wieder ein Blender und Bluffer, ein Lügner und ein Mörder von Anfang an.

Macht ohne Kreuz, Macht, die nicht von Christus, sondern vom Teufel kommt, bietet sich dem Gläubigen an auf Schritt und Tritt. Und solche Macht ist böse. In Jeremias Gotthelfs Berner Erzählungen findet sich die kleine Geschichte «Vom russischen Knaben». Dieser hatte kurz hintereinander Vater und Mutter verloren und war allein mit einem halbjährigen Schwesterlein und einer Hündin, die eben Junge geworfen hatte, zurückgeblieben. Und nun hatte der sechsjährige Junge über dem Unglück den Kopf nicht verloren, sondern erhielt sein Schwesterlein einen halben Winter lang in völliger Abgeschlossenheit von jeder fremden Hilfe durch Hundemilch am Leben. Die Begebenheit war dann bekannt geworden und durch Zufall war sie dem grossmächtigen Zaren zu Ohren gekommen, worauf dieser sich für den seltsamen Fall interessierte, dem Jungen seine Huld erwies und in seiner Hofschule zum Edelmann heranbilden liess. Dazu sagt Gotthelf, und um dieser Bemerkung willen haben wir hier die kleine Geschichte angeführt: «Armer Knabe, dir steht vielleicht Schweres bevor, und unendlich wöhlher wäre dir gewesen, man hätte dich in deiner armen Freiheit gelassen. Der Kaiser meinte es gut. Er gab dir der Welt Lohn; aber eben der ist's, der so viele Herzen bricht. Der Welt Lohn ist oft der Seele Verderben, oft des Leibes und der Seele Untergang.»

Mit dieser Nachschrift verrät Gotthelf sein tiefes Wissen ums Wesen von Erfolg, Reichtum und Macht, die Instrumente zu sein pflegen in der Hand des Teufels. Es ist etwas dran, wenn der Volksmund einen Menschen, der «Glück» gehabt hat und zu Ansehen und Einfluss emporgekommen

ist, einen «Teufelskerl» nennt. Und es ist etwas dran, wenn aus früheren Zeiten von erfolgreichen Menschen erzählt wird, sie seien «mit dem Teufel im Bund» gewesen. Der Teufel kann Gelingen und Emporkommen schenken. Er kann tatsächlich Gunst erweisen. Das Angebot, das Geschenk ist eines seiner Mittel. Mit dem Geschenk fängt in Goethes Faust die Verführung Gretchens an.

Mit schenkender Gebärde naht sich nun der Teufel dem Herrn. Und es ist das grösste Bestechungsgeschenk, das er hier anbietet, weil er weiss, wer es ist, dem er sich hier naht, und weil hier für ihn alles auf dem Spiele steht, «alle Reiche der ganzen Welt und ihre Herrlichkeit will ich dir geben». Und die Gegenleistung, die er verlangt, ist lächerlich gering, «so du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein».

Die Gründung eines Weltreiches ohne Kreuz, das ist das Angebot. Herodes Antipas, Kaiser Tiberius in Rom, sie müssten sich ihm beugen. Der Teufel liesse sogar so etwas wie ein wenig Himmel noch einmarkten. Vertreter des Himmels, Schriftgelehrte würden seine Vertrauensleute, Pharisäer seine Parteigänger, Priester seine Hofprediger, der Tempel sein Weltnationalheiligtum sein. Der Name Gottes könnte in goldenen Initialen am Eingang der Verfassung des Weltkirchenstaates stehen, die Ratssitzungen könnten füglich mit Psalmengesang beginnen, Weltkonzilien und Weltsynoden würden unter Anrufung der höchsten Namen begonnen, ein christliches Weltreich, aber ohne Kreuz. Die Welt ein einziger Kirchenstaat! Er dürfte durchaus ein frommer König sein. Nur eines dürfte er nicht sein, ein Gekreuzigter. Nur nicht der Opfergang zur Sühne der Sünde am Kreuz. Vielleicht würde ihm der Teufel als äusserstes Entgegenkommen das Kreuz als Symbol gestatten, als Symbol, das man am Hals tragen und auf die Kreuzzugsfahne sticken würde. Nur eines nicht – das wirkliche Kreuz.

Wenn wir recht sehen, dann ist diese Versuchung zum

christlichen Machthaber heute besonders aktuell. Die Forderung nach Zusammenschluss aller Konfessionen, und Einigung aller christlichen Kirchen, will nicht verstummen. «Christen aller Länder vereinigt euch.» Die Frage ist aber, zu welchem Zweck diese Kircheneinigung dienen soll. Nicht wenige von den Rufern nach Kircheneinigung lassen es immer wieder durchblicken, es gelte, stark zu sein dem gemeinsamen Feind gegenüber, Einigkeit mache stark. Christliches Weltreich, oder wenigstens eine Hälfte der Welt christlich geeint. So ist ein machtvolleres Weltkirchenreich der heimliche oder offen ausgesprochene Traum mancher Christen.

Gewiss ist Einheit ein legitimes christliches Anliegen, hat doch der Herr selber, bevor er ans Kreuz ging, im Hohepriesterlichen Gebet (Johannes 17) vor dem Vater die Bitte ausgesprochen «auf dass sie alle eins seien». Aber der Zweck wahrer christlicher Einheit ist nicht Macht und Grösse. Es ginge hier lediglich darum, die Schande der Entzweiung zu beseitigen. Die Schmach, dass wir als Christen gespalten und entzweit sind, fällt auf Gott. Dass «der Zertrennung Schande» beseitigt werde, das wäre gut motivierte oekumenische Gesinnung.

Jeder andere, ja ich glaube wir alle, wären auf den Supervorschlag des Versuchers, die Gründung eines christlichen Weltreiches ins Auge zu fassen, eingetreten. Jesus aber lehnt mit den Worten ab: «Es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen.» Er geht nicht an den Ort der maximalen Machtentfaltung, der maximalen Ausdehnung, der maximalen Herrlichkeit und Pracht, er wählt den Ort maximaler Raumknappheit, maximaler Ohnmacht und maximaler Schmach – er geht ans Sünderkreuz. Gerade so, dass er auf dieser Erde vor den Machthabern und Gewaltigen nicht zählt und nichts gilt, hat ihm der Vater zuletzt, dort auf dem Berg der Himmelfahrt, alle Gewalt im Himmel und auf der Erde übergeben. Und wir können noch einmal nicht genug danken dafür, dass Christi Kampf mit

dem Teufel für ihn siegreich verlief. Christliche Gewalthaber gab es viele, aber Gekreuzigten, dem alle Gewalt übergeben ist, gibt es nur einen.

Die Versuchung zum Heiligen

⁹ Und er führte ihn gen Jerusalem und stellte ihn auf des Tempels Zinne und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so lass dich von hinnen hinunter; ¹⁰ denn es steht geschrieben: «Er wird befehlen seinen Engeln von dir, dass sie dich bewahren ¹¹ und auf den Händen tragen, auf dass du nicht etwa deinen Fuss an einen Stein stossest.» ¹² Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesagt: «Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.» ¹³ Und da der Teufel alle Versuchung vollendet hatte, wich er von ihm eine Zeitlang. Lukas 4,9-13

«Und er führte ihn gen Jerusalem und stellte ihn auf des Tempels Zinne» (9). Lukas ändert die Reihenfolge der Versuchungen ab. Offenbar sieht er im Gang nach Jerusalem so etwas wie den Höhepunkt. Gott wird schliesslich Jesus nach Jerusalem führen; hier, am Anfang seiner Wirksamkeit, ist es der Teufel, der ihn nach Jerusalem führt. Hier sieht Jesus sich, zusammen mit dem Versucher, an einen ungewöhnlichen Ort gestellt. Sie stehen auf des Tempels Zinne, wo eine gewaltige Mauer senkrecht in die Tiefe stürzt und wo erst weit unten der Talboden ist. An diesen ausweglosen Ort führt ihn der Teufel. Offenbar auf die Frage, wie man von hier wieder herunterkomme, oder was das überhaupt bedeuten solle, erhält Jesus die Antwort: «Bist du Gottes Sohn, so lass dich von hinnen hinunter» (9) Wenn er wirklich Gottes Sohn sei, dann gelte für ihn die Verheissung: «Er wird befehlen seinen Engeln von dir, dass sie dich bewahren und auf den Händen tragen, auf dass du nicht etwa deinen Fuss an einen Stein stossest» (10.11).

Das ist die Versuchung zum eigenmächtigen Handeln, die Versuchung zur ungehorsamen Selbsthilfe, die vor allem dann an uns Menschen herantritt, wenn wir in Situationen geraten, da wir keinen Ausweg mehr sehen. Wenn wir Menschen uns in einer Sackgasse befinden, können tatsächlich

Gedanken an uns kommen, die zu Kurzschlusshandlungen verleiten. Wer beruflich nicht mehr weiter sieht, möchte kurzerhand draus laufen; wer wirtschaftlich auf dem Nullpunkt ist, gibt den letzten Fünfliber für ein Lotterielos; wer es in der Ehe nicht mehr meint aushalten zu können, läuft zum Richter in der Meinung, das sei ein Ausweg. Der Gedanke an Selbstmord gehört in die Nähe dieser dritten Versuchung, oder im Völkerleben die Auslösung eines Krieges. Der bern-deutsche Ausdruck für kopflose Tat «drein springen» gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Das ist die Versuchung zur ungehorsamen Selbsthilfe. Jesus hat diese Versuchung bestanden, für sich und für alle, die hier anfällig sind: «Worin er gelitten hat und versucht wurde, kann er helfen denen, die versucht werden.»

Das eigentlich Bedeutsame an dieser Versuchung liegt aber darin, dass in ihr der Teufel gleichsam den Glauben nachäfft. Es liegt etwas darin, das dem Glauben zum Verwechseln ähnlich sieht. Auch der Glaube ist ja ein Wagnis, auch der Glaube hat eine abenteuerliche Seite, auch er ist ein Schritt ins Ungewisse, ein Gang ins Pfadlose, ein Sprung von der Zinne. Abraham soll jede Sicherung verlassen und in ein Land gehen, das «ich dir zeigen will». Der Weg des Mose durchs Rote Meer und durch die Wüste könnte, menschlich gesprochen, ebenso gut ein Weg ins Massengrab sein wie ins Gelobte Land. So ist auch der Ruf an die Jünger zur Nachfolge bürgerlich gesprochen ein Schritt ins Ungesicherte. Und ist etwa die Aufforderung an Petrus, über den Schiffsrand hinaus aufs Wasser zu treten, kein Abenteuer? Die Ähnlichkeit dieser Versuchung mit dem Glauben wird vom Teufel noch unterstrichen durch die Wahl des Ortes: Jerusalem, der Tempel, und durch die Wahl eines Verheissungswortes aus den Psalmen.

Und doch ist ein entscheidender Unterschied zwischen Glauben und dem, was hier der Teufel dem Herrn zuschiebt. So sehr der Glaube auch ein Wagnis ist, so ist er doch stets

ein Gehorsam. Was der Teufel hier Jesus zumutet, ist aber gerade nicht Gehorsam, nicht Gott befiehlt ihm ja diesen Sprung von der Tempelzinne, das befiehlt ihm ein Fremder, ein Unbefugter. Auf Befehl eines Fremden aber, oder gar aus Eigenwillen, den man mit Glauben verwechselt, auf ein Abenteuer eingehen in der Annahme, Gott helfe hinterher dann schon, Gott könne doch nicht anders als dann helfen, das ist nicht Glaubensgehorsam. Die Schrift nennt das «Gott versucht». Nichts aber liegt dem gläubigen Menschen näher als dieser eigenwillige Missbrauch der göttlichen Verheissungen. Wir planen und handeln, und nachträglich soll Gott seinen Segen geben. Wir gehen Wege, wozu uns Gott niemals ermuntert hat, und hilft er uns dann nicht aus der Verlegenheit, dann klagen wir darüber, dass er unsere Gebete nicht erhört und seine Verheissungen nicht erfüllt. So in den Tiefen meisterlos ist unser Wesen. Dabei vertauschen wir, oft ohne es zu merken, die Rollen: Anstatt dass Gott befiehlt und wir gehorchen, befehlen wir und nötigen Gott zum Gehorsam.

Eine kleine Erinnerung aus der Jugendzeit: Wir waren beim Kirschenpflücken, der Bauer und ich. Sein sechsjähriger Junge, ein eigenwilliges Kind, war bei uns. Das Leiternsteigen war ihm vom Vater streng untersagt. Und nun geschah es, dass, während wir zu einem kleinen Imbiss unterm Baum sassen, das Kind in einem unbewachten Augenblick die Leiter bestieg, von hoch oben dem Vater voll Übermut zurief: «Vater, halt mich!» und ohne die Antwort des Vaters abzuwarten, in die Tiefe sprang. Der Vater, bleich vor Schreck, war gerade noch rechtzeitig genug zur Stelle, um den Kleinen in seine Arme aufzufangen. Würde Jesus hier dem Teufel gehorchen, dann würde er genau dasselbe tun, er würde den Vater zwingen, ihn vor dem Zerschellen zu bewahren. Aber der Herr erkennt die Versuchung: «Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesagt: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.» Damit geht der Herr auch aus

dieser dritten Runde als Sieger hervor.

Es geht in allen drei Versuchungen um den Glaubensgehorsam. Jesus hat in der Taufe die mündliche und ausdrückliche Zusage erhalten: «Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.» Diesem Wort glaubt er. Der Teufel aber stellt ihm diesen Zuruf des Vaters in Frage. Dreimal hebt er an: «Bist du Gottes Sohn...» Dreimal will der Teufel ihn dazu verleiten, vom Vater einen Beweis zu erzwingen, dass er wirklich Gottes Sohn ist. Wie wenn das Wort, der schlichte Zuruf des Vaters nicht voll genügte! Und dreimal antwortet Jesus unter Berufung aufs Wort: «Es steht geschrieben – es steht geschrieben – es ist gesagt.» Das Wort genügt ihm.

Versuchung zur Selbsthilfe. Das eigentlich Teuflische an diesem Höhepunkt des Versuchungskampfes ist damit noch nicht genügend in Sicht getreten. Hinter der Selbsthilfe erst lauert, wie hinter aller menschlichen Leistung, die Selbstgerechtigkeit. Damit erst kommen wir hier den Dingen auf den Nerv: Der Teufel will ihn zu einer Glanzleistung des Gottvertrauens verlocken, das heisst dazu, einer zu sein, den man um seines wunderbaren Gottvertrauens willen als Heiligen verehren könnte. Es ist obendrein erst noch nicht gewöhnliche Werkgerechtigkeit, die Falle ist hier so raffiniert gestellt, dass sogar der Glaube als Verdienst getarnt daherkommt. Glaube als Leistung. «Bist du Gottes Sohn, so lass dich hinunter. Er wird befehlen seinen Engeln von dir, dass sie dich bewahren und auf den Händen tragen, auf dass du nicht etwa deinen Fuss an einen Stein stossesest.» Vollkommener Glaube, Glaube als Heldentat, würde vielen zum strahlenden Vorbild werden. Er würde einen Kreis edler, ebenfalls solcher Vollkommenheit entgegenstrebender Menschen um sich sammeln. Der gläubige Sprung von der Tempelzinne wäre ein feiner Start zur Bildung eines Heiligenmythus. Eine Gedenktafel am Ort, wo der gläubige Absprung erfolgte, wäre ihm gesichert. Und um diese Hochleistung des

Glaubens – es müsste schon alles krumm gehen, wenn dem nicht so wäre – würde sich eine kirchenartige Anhängerschaft einfinden, eine Kirche der idealen Gesinnung, der Menschen guten Willens, eine Kirche der Guten, eine Kirche der Besseren, eine Kirche der Besten, der Beispielhaften, eine Elitekirche, deren Glaube kühn, deren Liebe rein und deren Hoffnung stark wäre, ganz im Sinn und Geist ihres hochedeln Begründers, des Heiligen von Nazareth. Wie wohl, wie weit und frei will einem da werden! Wer in aller Welt möchte auf diese Weise nicht Christ sein? Das, genau das, schwebt uns ja vor, so müsste eine Kirche, die unserem Traum entspräche, sein. So ist in einem gewissen Sinn die Versuchung auf der Tempelzinne «unsere», die Versuchung der Kirchenleute.

Nur eines dürfte der hochherzige Kirchenstifter, der Heilige von Nazareth, nicht: Ans Kreuz von Golgatha dürfte er nicht gehen. Die Geschmacklosigkeit, Torheit und Anstössigkeit aller Zeiten, sich zur Sühne für die armen Sünder ans Kreuz hängen lassen, das wäre der Bildung eines blühenden Heiligenmythos entschieden abträglich. Und eben da steckt er wieder, der Pferdefuss, da ist es, das Haar in der Suppe – die Sünder –, was geschähe mit den Sündern? Wo hätten diese Platz in einer Kirche der hochgemuten Gläubigen, der Elite des Glaubens, der «grossen Heiligen»? Was hätten arme Sünder zu suchen unter Leuten, die «mit ihrem Gott über die Mauer springen»? Dass aber den armen Sündern geholfen werde, ist des Vaters erstes und vordringliches Anliegen. So ist es der klare Wille des Vaters, dass der Sohn für die armen Sünder ans Kreuz gehe und da seinen Fuss nicht nur an einen Stein stosse – von Nägeln werden dort seine beiden Füsse samt seinen beiden Händen durchstossen werden. Und von diesem Willen des Vaters abweichen, und wäre es in der reinsten Absicht und mit den heiligsten Beweggründen, wäre Ungehorsam. Darum pariert der Herr das teuflische «es steht geschrieben» mit seinem göttlichen «Es ist gesagt: du

sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen». So bricht der Herr aus dem goldenen Gefängnis einer Idealkirche von Heiligen aus und lässt sich in Reih und Glied mit zwei Verbrechern ans Kreuz hängen. Als Heiland der Sünder, als Retter der Verlorenen muss er dort sein, wo die Kranken sind, die des Arztes bedürfen. Mit andern Worten: Christliche Wohltäter in Ehren, christliche Machthaber, wir wollen kein Wort gegen sie verlieren, christliche Elitekirche, sie lebe hoch – aber Christus geht ans Kreuz und gründet die Kirche der begnadeten Sünder. Sünderheiland ist sein Beruf. Alles andere wäre Ungehorsam und Gott versucht. Der Eine will seinem Beruf treu bleiben. Gott sei Dank.

Ich möchte mit dem Hinweis auf eine kleine Begebenheit noch einmal ins Licht rücken, was das heisst, dass der Herr ans Kreuz geht. Vor einigen Wochen kam ich in eines der öffentlichen Spitäler unserer Stadt in ein Zweierzimmer. Da lagen zwei junge Männer mit Ski-Beinbrüchen. Ein Buch, das zwischen ihren beiden Betten auf dem Nachttisch lag und aussah wie eine Bibel, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Wie ich näher hinsehe, ist es der Koran. Getaufte Christen, die in einem Berner Spital als Krankenlektüre den Koran auf dem Nachttisch liegen haben! Ich sagte ihnen nicht, sie sollten solch ein Buch nicht lesen. Wenn es dazu dient, ihnen menschliches Verständnis für Andersgläubige zu vermitteln, dann tut es einen guten Dienst. Es strömt jetzt viel derartiger Lesestoff vor allem von den Weltreligionen des Ostens her zu uns herüber und herunter. Aber eines musste ich ihnen doch sagen: Ihr werdet im Koran und ähnlichen Büchern viel Hohes und viel Tiefes und viel Edles und Wahres lernen können – nur Eines werdet ihr darin nicht finden: das Zeugnis des für uns gekreuzigten und auferstandenen Christus. «Dass er für alle meine Sünden vollk  mmlich bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat», das liest man nur in der Bibel.

«Und da der Teufel alle Versuchung vollendet hatte, wich er

von ihm eine Zeitlang» (13) (Luther), «bis die Zeit wieder kam» (Schlatter), man wird am besten tun sinngemäss zu übersetzen «bis zu gelegener Zeit». Der Teufel gibt sich immer noch nicht geschlagen. Er wird sich, und zwar immer im Zusammenhang mit Jesu Weg zum Kreuz, noch oft melden. Dabei wird er sich seltsamer Formen und Tarnungen bedienen. Einmal naht er sich in Gestalt der Nächsten, der Brüder, ja der eigenen Mutter, die ihn mit der Begründung, er sei von Sinnen, heimholen und von seinem Passionsweg zurückrufen wollen (Mark. 3,20.21). Dann verkleidet er sich in die Gestalt des Petrus, seines ersten Jüngers, so dass Jesus diesem sagen muss: «Weiche von mir, Satan, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist» (Matth. 16,21 bis 23). Auch in Gethsemane naht ihm noch einmal die Versuchung zum Ungehorsam. Von der Härte dieses Kampfes und von der Herrlichkeit dieses Sieges ahnen wir etwas, wenn wir bei Johannes (12,27-32) lesen: «Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre deinen Namen! Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt und will ihn abermals verklären. Da sprach das Volk, das dabeistand und zuhörte: Es redet ein Engel. Jesus antwortete und sprach: Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um euretwillen. Jetzt geht das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestossen werden. Und ich, wenn ich erhöht sein werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.»

Erstes Wirken in Kapernaum

In Nazareth verworfen

¹⁴ Und Jesus kam wieder in des Geistes Kraft nach Galiläa; und das Gerücht erscholl von ihm durch alle umliegenden Orte. ¹⁵ Und er lehrte in ihren Schulen und ward von jedermann gepriesen. ¹⁶ Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbat und stand auf und wollte lesen. ¹⁷ Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und da er das Buch auftrat, fand er den Ort, da geschrieben steht: ¹⁸ «Der Geist des Herrn ist bei mir, darum dass er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, dass sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, ¹⁹ und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn.» ²⁰ Und als er das Buch zutat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf ihn. ²¹ Und er fing an, zu sagen zu ihnen: Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren. ²² Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn? ²³ Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt, hilf dir selber! Denn wie grosse Dinge haben wir gehört, zu Kapernaum geschehen! Tu auch also hier, in deiner Vaterstadt. ²⁴ Er sprach aber: Wahrlich ich sage euch: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande. ²⁵ Aber in der Wahrheit sage ich euch: Es waren viele Witwen in Israel zu Elia's Zeiten, da der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate, da eine grosse Teuerung war im ganzen Lande; ²⁶ und zu deren keiner ward Elia gesandt denn allein gen Sarepta der Sidonier zu einer Witwe. ²⁷ Und viele Aussätzige waren in Israel zur Zeit des Propheten Elisa; und deren keiner ward gereinigt denn allein

Naeman aus Syrien. ²⁸ Und sie wurden voll Zorn alle, die in der Schule waren, da sie das hörten, ²⁹ und standen auf und stiessen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebaut war, dass sie ihn hinabstürzten. ³⁰ Aber er ging mitten durch sie hinweg. Lukas 4,14-30

Nach der Versuchung begibt sich Jesus zwar aus der Wüste und aus der Gegend um den Jordan herum nach Galiläa zurück, aber nicht sofort heim nach Nazareth und zu den Seinen, sondern an andere Orte, unter anderem auch nach Kapernaum, das zwar in Galiläa liegt, aber unten am See Genesareth, während Nazareth sich weiter im Innern befindet, zwei knappe Gehstunden von Kapernaum entfernt. Lukas sagt, Jesus sei «in des Geistes Kraft» aus der Versuchung hervorgegangen (14). Wie sich diese Kraft auswirkt, sagt Lukas zunächst nicht, wir vernehmen es aber indirekt aus der Bemerkung «und das Gerücht erscholl von ihm durch alle umliegenden Orte» (14). Die Kraft des Geistes wirkt sich in seiner Predigt und in seinen Taten so aus, dass man anfängt in der Öffentlichkeit von ihm zu reden. Johannes berichtet als einziger von den Evangelisten aus jener allerersten Zeit von einer Tat im galiläischen Kana anlässlich einer Hochzeit (Joh. 2).

So bekommen die Mitbürger in Nazareth, noch bevor Jesus zu ihnen zurück kehrt, allerlei Erstaunliches über ihn zu hören. Halb ungläubig, halb neugierig nehmen sie davon Notiz. Jedenfalls können sie das Vernommene nur mühsam zusammenreimen mit dem Bauhandwerker und Josephssohn, wie sie ihn nun fast dreissig Jahre gekannt haben. Nachdem aber die Wunderberichte sich hartnäckig mehren, müssen sie schliesslich annehmen, dass doch etwas dran sei. Ein Seltsamer sei er ja eigentlich immer schon gewesen, der Spross aus Josephs Haus. So werden manche in jenen Tagen gedacht haben. Aber dass er anderswo sich zu erkennen gibt und seine Vaterstadt zu meiden scheint, müssen sie fast als eine

Beleidigung empfinden.

Und eines Tages kommt er, er selber. Sein Auftauchen in Nazareth wird für seine Mitbürger zu einer Sensation ersten Ranges. Diese Tatsache kommt am darauffolgenden Sabbat zum Ausdruck. Man erwartet allgemein, dass Jesus vom Recht jedes erwachsenen Israeliten Gebrauch machen wird, indem er öffentlich die Bibel lesen und eine Botschaft dazu sagen wird. Die Spannung in der dicht besetzten Synagoge, man spürt es dem Bericht des Lukas an, ist beinahe mit Händen zu greifen: «Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in ihre Schule nach seiner Gewohnheit» (16). Jesus beugt sich wie seine Eltern von Kind an unter Gesetz. Der Sabbat sieht ihn in der Synagoge. «Und stand auf und wollte lesen» (16). Wer sich zum Worte meldet, hebt nicht den Finger hoch, sondern steht auf. Der Synagogendiener reicht ihm daraufhin eine Schriftrolle. Es ist die Schrift des Jesaja, die er sich hat reichen lassen. Sonst liest man an einem Sabbat einen Abschnitt aus der Thora, aus den 5 Mosesbüchern – Jesus aber verlangt den Propheten. Hier schlägt er die Stelle auf, die heute in unserer Bibel am Eingang des 61. Kapitels zu finden ist. Und Jesus liest. Dass er das kann, ist aussergewöhnlich. Das Schrifthebräisch ist für den damaligen Durchschnittsjuden Fremdsprache. «Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und da er das Buch auf-tat, fand er den Ort, da geschrieben steht...» (17). Die Stelle, die er aufschlägt, ist hochgradig messianisch, das heisst, sie beschreibt, welche Wirkungen es haben wird, wenn einst der Endzeitkönig kommt: «Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, dass er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zersto-senen Herzen, zu predigen den Gefangenen, dass sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn» (18.19). Nach der Lektüre tut er das Buch zu, händigt es dem Diener aus und setzt sich. Und

«aller Augen, die in der Synagoge waren, sahen auf ihn» (20). Fiele eine Stecknadel zu Boden, man würde es jetzt hören. Was er ihnen sagt, fasst Lukas in einen einzigen Satz zusammen. Es ist wie seinerzeit beim Auftreten des Täufers weniger eine Predigt als vielmehr eine Mitteilung. So wie es dort hiess: «Das Himmelreich ist nah, macht euch bereit», so heisst es nun hier: «Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren» (21). Was in der Schrift Sabbat um Sabbat für die ferne messianische Zeit in Aussicht gestellt wird, das ist heute, das heisst am heutigen Sabbat, erfüllt. Was ist erfüllt?

Vor ihnen sitzt derjenige, von dem es im Prophetenbuch heisst: «Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, dass er mich gesalbt hat.» Durch den Geist des Herrn ist Jesus der Gesalbte, der Messias. Diese Salbung hat am Jordan unten stattgefunden. Das ist nun erfüllt. Und dann heisst es vom Messias: «Er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen.» Das ist das Allererste. Das ist es auch, was er später dem zweifelnden Täufer als das besondere Zeichen der angebrochenen messianischen Zeit erwähnt: «und den Armen wird das Evangelium gepredigt». So lautet auch die erste Seligpreisung, die den Armen gilt. In der Bibel wird die Armut nicht verklärt, sondern sie gilt als besonders harte Not, deren sich der Messias vorab annehmen wird. Armut ist schrecklich. Sie drückt und demütigt, sie macht klein und verbittert. Wer es hart hat, wird leicht hart. Sie prägt den Charakter und stempelt das Wesen. Sie gräbt ihre Krallen ein nicht nur in den Leib, sondern vor allem in die Seele. Armut ist mit so viel Demütigung, Hintansetzung und Schutzlosigkeit verbunden, dass hier das Wort von Adalbert von Chamisso gilt: «Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleib auf ewig dir ins Mark gesenkt.» Kein Wunder setzt die messianische Verheissung und Hilfe an dieser Stelle ein. «Er hat mich gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen», das heisst, die Armen werden von Gott angesehen. Gott nimmt den Menschen ohne Ansehen der Person ernst.

Jeder Ärmste ist vor Gott ein vollwertiger Mensch. Es gibt hier keine «Minderen» und «Besseren» mehr, keine Unter- und Über-Menschen. Das ist die gewaltige Botschaft des Evangeliums, das ist es, was in der Welt damals die Armen, vorab die Frauen, die Kinder und die Sklaven, aufhorchen machte (man lese daraufhin 1. Kor. 1,26ff). Es gibt von nun an Adlige in geflickter Hose, Fürsten an Geist und Hoheit unter den Handlangern des Lebens, Unabhängigkeit des Urteils im Bauernkittel, Königinnen an Anmut und seelischem Takt in abgeschafften Muttergestalten. Das ist die unabsehbare Tragweite der Tatsache, dass da einer gekommen ist, zu verkündigen das Evangelium den Armen – ausgerechnet den Armen!

Gewiss, Jesus schafft die Armut nicht ab; aber er hat faktisch die Gewalt der Armut gebrochen. Was Maria einst schaute: «Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässt die Reichen leer», diese stille und zugleich Welt wendende Revolution hat damit nun eingesetzt, dass den Armen das Evangelium gepredigt wird. Den Armen in jeglicher Form. Der Geist, der mächtig genug ist, um den Armen das Evangelium zu bringen, vermag den Gefangenen in der Zelle zu befreien, den Blinden in seiner Blindheit zu erleuchten, den Zerschlagenen mitzuteilen, dass sie frei und ledig sein sollen. Ein neues Jahr ist damit angebrochen, nicht nur eines jener Jubeljahre, wovon das Alte Testament erzählt, sondern ein wahrhaft neues, ein «angenehmes Jahr des Herrn». Und das alles ist bereits jetzt in Kraft gesetzt, obschon es noch nicht geschaut werden kann, erst noch geglaubt werden muss: «Heute ist diese Schrift erfüllt» – noch nicht vor euren Augen, aber immerhin bereits «vor euren Ohren».

Die Bürger von Nazareth sind anfänglich begeistert: «Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich der Gnadenworte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn?» (22). Aber nun wollen sie für diese hohen Aussagen greifbare Belege. Zunächst scheinen sie

noch zu glauben, dass er es schaffen, den Beweis erbringen wird. Nicht nur auswärts soll er sich ausweisen, sondern auch hier, daheim. Wenn er es in Kapernaum konnte, dann soll er es hier nun auch tun, nach dem Sprichwort «Arzt, hilf dir selber», arzne zuerst bei dir daheim! (23). So verlangen sie ihm den Ausweis ab, er solle sich rechtfertigen, aus was für Vollmacht er so rede. Er aber lehnt Zeichenforderungen ab. Ja er sagt ihnen unzweideutig, dass die messianische Zeit, wenn Israel nicht glauben wird, an Israel vorbei anbrechen kann. Wie war es zur Zeit Elias? Viele Witwen gab es damals in Israel, aber nur die Witwe von Sarepta, die Ausländerin, hat Hilfe erfahren. Viele aussätzige Israeliten harrten damals der Hilfe, aber nur der Ausländer und Heide, der Syrer Naeman, hat Gottes Hilfe gesehen (26.27).

Schliesslich ist die Wirkung dieser Predigt so, dass das Verheissungswort des alten Simeon bereits hier in aller Deutlichkeit anfängt in Erfüllung zu gehen: «Dieser ist gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler.» Sie geraten in Zorn, ärgern sich über ihn und versuchen ihn zu töten. «Aber er ging mitten durch sie hinweg.» So endet sein erster und unseres Wissens letzter Besuch, seine erste und letzte Predigt in seiner Vaterstadt Nazareth.

Der Dämonische in Kapernaum

³¹ Und er kam gen Kapernaum, in die Stadt Galiläas, und lehrte sie am Sabbat. ³² Und sie wunderten sich seiner Lehre; denn seine Rede war gewaltig. ³³ Und es war ein Mensch in der Schule, besessen mit einem unsaubern Teufel; der schrie laut ³⁴ und sprach: Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiss, wer du bist: der Heilige Gottes. ³⁵ Und Jesus bedrohte ihn und sprach: Verstumme und fahre aus von ihm! Und der Teufel warf ihn mitten unter sie und fuhr von ihm aus und tat ihm keinen Schaden. ³⁶ Und es kam eine Furcht über sie alle, und sie redeten miteinander und sprachen: Was ist das für ein Ding? Er gebietet mit Macht und Gewalt den unsaubern Geistern, und sie fahren aus. ³⁷ Und es erscholl sein Gerücht in alle Örter des umliegenden Landes.

Lukas 4,31-37

«Und er kam gen Kapernaum, in die Stadt Galiläas» (31). Es sind vier Städte, die im Leben und fürs Werk des Herrn eine besondere Bedeutung erlangen. Da ist einmal Bethlehem, die alte Davidsstadt, die in Erfüllung alter Verheissungen sein Geburtsort werden muss. Da ist Nazareth, die Stätte seiner Kindheit und seines Heranwachsens, wir würden heute sagen, seine Vaterstadt. Durch sein erstes Auftreten daselbst zieht er die bleibende Feindschaft seiner Mitbürger auf sich. Mit knapper Not, unter Gottes sichtlichem Machtschutz, entrinnt er hier der verführten Tötung. Da ist Jerusalem, «des grossen Königs Stadt», die Stadt des Tempels, der Ort mit den beiden Hügeln Zion und Morija, von viel Verheissung umstrahlt. Hier finden die grossen Auseinandersetzungen statt, hier wird er sterben, hier auferstehen, und hier wird es Pfingsten werden. Und dann eben nun «Kapernaum, die Stadt Galiläas». Nach der Verwerfung in Nazareth wendet er sich Kapernaum zu. Diese Stadt am See Genezareth hat

seine meisten Taten gesehen, so dass Matthäus einmal geradezu sagen kann: «Da trat er ins Schiff und fuhr wieder herüber und kam in seine Stadt» (Matth. 9,1). «Seine Stadt» wird sie mit viel Recht genannt. Wir wissen aber auch, dass Jesus über diese «seine Stadt» zuletzt ein besonderes Wehe hat ausrufen müssen, gerade weil Kapernaum mehr Zeichen und Wunder gesehen hat als jeder andere Ort.

«Und lehrte sie am Sabbat» (31). Ähnlich wie in Nazareth sehen wir den Herrn auch hier am Sabbat in der Synagoge. Da ergreift er in grosser Schlichtheit, wie irgendein anderer der vielen Wanderlehrer, das Wort, «und lehrte sie». Vom Inhalt seiner Lehre wird diesmal nichts erwähnt. Vielleicht liest er hier das gleiche Wort wie zuvor in Nazareth, jedenfalls wird das Gespräch in ähnlicher Richtung verlaufen, indem Jesus ein prophetisches messianisches Verheissungswort verliest und dann lehrt, dass diese Schrift nun erfüllt ist vor ihren Ohren. Es wird hier nur die Wirkung seines Wortes beschrieben: «Und sie verwunderten sich seiner Lehre; denn seine Rede war gewaltig» (33). Verwunderung. Wo immer Jesus als der Herr hereinbricht in diese Zeit und Welt, da heisst es – da hiess es schon von seiner Geburt an – Verwunderung. Schreck, Ärgernis, Verlegenheit, Erstaunen und Freude, je nachdem ist die eine oder die andere dieser Empfindungen vorherrschend.

Und seine Rede ist gewaltig. Wir tun gut, hier von allem abzusehen, was man sonst unter einer gewaltigen Rede versteht. Gewaltiger StimmAufwand, gewaltige seelische Einwirkung und suggestive Kraft, gewaltig in der Schönheit der Form, gewaltig im Sinn von Gelehrsamkeit, Sachkenntnis und Gedankenreichtum – all diese üblichen Massstäbe erweisen sich dem Reden Jesu gegenüber als unzulänglich. So sehr all diese menschlichen allzu menschlichen Redegaben bei Jesus auch dabei gewesen sein konnten, die Gewalt seiner Rede liegt anderswo. Wir müssen dabei an das denken, was dieser Rede vorausging und was ihr nachfolgte. Voraus

ging die Ausrüstung mit der Kraft des Heiligen Geistes und mit der Vollmacht des Sohnes; seiner Rede nachfolgend pflegten sich Zeichen und Wunder zu ereignen. Sein Lehren, so schlicht es gewiss war, war ein Hereinbruch der jenseitigen und zukünftigen Wirklichkeit. Es war etwas an dieser Rede wie damals, als es hiess: «Und Gott sprach: es werde, und es ward.» Die anderen Evangelisten fügen den Nachsatz hinzu «und nicht wie die Schriftgelehrten». Lukas lässt diese gezielte Bemerkung weg. Man hat daraus geschlossen, dass Lukas sich weniger mit den geistlichen Führern des Volkes als vielmehr mit den Mächten und Gewalten dieser Welt, vor allem mit dem Mammon, auseinandersetzt. Man könnte aus dem Weglassen jener Bemerkung durch Lukas aber auch ganz einfach den Schluss ziehen, dass Lukas die Einmaligkeit und Einzigkeit der Rede Christi so stark empfand, dass es ihm gar nicht in den Sinn kam, sie, weder im zustimmenden noch im ablehnenden Sinn, mit dem Reden irgendwelcher Zeitgenossen zu vergleichen. Es kann sein, dass er solch ein Vergleichen überhaupt als unbillig empfunden hat. Natürlich, selbstverständlich redet niemand wie Jesus, denn er allein und kein anderer ist der Messias, ist der Sohn, der Eine.

Das Zeichen nun, das an jenem denkwürdigen ersten Tag des Wirkens in der Synagoge von Kapernaum sich ereignet und das die Gewalt seiner Botschaft aktualisiert, ist die Heilung eines Dämonischen: «Und es war ein Mensch in der Schule, besessen mit einem unsauberen Teufel» (33). Wir haben gehört, dass der «Fürst dieser Welt» nach seiner dreimaligen Niederlage in der Wüste den Herrn verliess, wie es dort heisst, «bis zu gelegener Zeit». Es ist hier nicht der Fürst jenes dunklen Reiches, der sich persönlich an Jesus heranmacht, aber es besteht bestimmt ein Zusammenhang zwischen jener Niederlage des Obersten aller Teufel und diesem neuerlichen Zusammenstoss des Herrn mit Vertretern jener geschlagenen Macht.

Da es die erste derartige Begegnung mit Besessenen ist, der wir hier beiwohnen, tut eine kleine Überlegung darüber not. Es ist eine überraschende Tatsache, dass wir im Alten Testament fast keinen Besessenen begegnen. Einer der wenigen Fälle von Besessenheit ist Saul, von dem es (1. Sam. 16,14) heisst: «Der Geist aber des Herrn wich von Saul, und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig.» «Ein böser Geist vom Herrn»! Das will beachtet sein, denn es geht hier darum, dass der Teufel und sein Reich keine Person und Macht unabhängig und gar neben oder gegen Gott ist: «Ich bin der Herr und keiner mehr! Der ich das Licht mache und schaffe das Dunkel, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut» (Jes. 45,6.7). Nun ist es eine zunächst hoch befremdliche Beobachtung, dass mit dem Aufbruch und Hereinbruch des Herrn die Fälle von Besessenheit sich auf einmal geradezu häufen und summieren. Mit der überheblichen Erklärung, es handle sich dabei um zeitgebundene, überholte Anschauungen, ist nichts erklärt. Näher liegend scheint uns die Annahme, dass zwar die Besessenheit zu allen Zeiten vorhanden ist, aber dass sie durch die Menschwerdung des Herrn, durch seine blossе Anwesenheit und vor allem durch sein Reden und Wirken mächtig alarmiert, aufgeschreckt und aktiviert wird. Vermehrter Widerstand, der sich dem Reiche Gottes entgegenstellt, hat immer den Sinn, dass die Kräfte des Reiches Gottes mächtig am Werke sind. In gottfernen Zeiten dagegen schlummern die Teufel und haben es gut.

Diese Tatsache zeigt sich nun auch an jenem Sabbatmorgen in der Synagoge von Kapernaum. Man kann sich fragen, wie der Besessene überhaupt unbemerkt konnte hereingekommen sein. Es ist aber durchaus möglich, dass er sich bis zur Stunde gar nicht in besonders auffälliger Weise als Besessener benommen hat, vielleicht wusste er selber bisher gar nicht, dass und in welchem Ausmass er besessen war, so dass er erst unter der Vollmacht der Rede Jesu gleichsam

entlarvt und mobil gemacht worden ist. Auf einmal schreit er auf, das heisst, es schreit aus ihm heraus. Es ist ein Wehgeschrei, das Klageheulen eines Besiegten, Verfolgten, Bedrängten und Bedrohten. Und was er hervorstösst, ist höchst aufschlussreich: «der schrie laut und sprach: Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth?» Es ist also nicht nur einer, sie sind in einer Mehrzahl, sie kennen Jesus und nennen ihn beim vollen Namen. «Du bist gekommen, uns zu verderben.» Seine Nähe ist ihnen unerträglich, sein Licht bereitet ihrem lichtscheuen Wesen Pein. Und drauf erfolgt der Zwischenschrei eines einzelnen: «Ich weiss, wer du bist: Der Heilige Gottes» (34). Tatsächlich wittern und erkennen die Besessenen auch andernorts als erste die Gegenwart des Herrn. Aus ihren Äusserungen bebt das ohnmächtige Zittern eines geschlagenen Heeres, das noch Nachhutgefechte liefern kann. Es ist offenbar wahr, was Jakobus sagt: «Die Teufel glauben auch und zittern.»

Jesus aber lässt sich nicht erweichen: «Und Jesus bedrohte ihn und sprach: Verstumme und fahre aus von ihm» (35). Jesus bedroht nicht den Besessenen, sondern den Teufel, den Besitzenden, den fremden Eindringling. Dieser hat in der edlen Wohnung eines Menschen nichts zu suchen. Und Jesus befiehlt ihm zweierlei; einmal, zu verstummen, den Mund zu halten, und dann, den Besessenen unverzüglich zu verlassen. Daraufhin entspinnt sich für Augenblicke ein heftiger Kampf. Der Besessene wird hin und her gezerrt und dann mitten unter die Anwesenden hingestreckt, aber, fügt Lukas bei: «und tat ihm keinen Schaden». So ist der Mensch nicht nur nicht beschädigt, sondern befreit. Die Vollmacht des anwesenden Erlösers ist an ihm offenbar geworden. Und dieses erste Zeichen hat in Kapernaum seine Wirkung. Die Leute werden aufmerksam: «Und es kam eine Furcht über sie alle, und sie redeten miteinander und sprachen: Was ist das für ein Ding? Er gebietet mit Macht und Gewalt den unsauberen Geistern, und sie fahren aus» (36). Bald redet man in der

ganzen Gegend davon.

In Simons Haus

³⁸ Und er stand auf aus der Schule und kam in Simons Haus. Und Simons Schwiegermutter war mit einem harten Fieber behaftet; und sie baten ihn für sie. ³⁹ Und er trat zu ihr und gebot dem Fieber, und es verliess sie. Und alsbald stand sie auf und diente ihnen. Lukas 4,38.39

«Und er stand auf aus der Schule und kam in Simons Haus» (38). Mit Simon ist der nachmalige Jünger Petrus gemeint. Es gibt in Kapernaum somit ein «Haus Simons». Wir tun gut, uns darunter nicht eine römische Villa vorzustellen; Simon, der Fischer, wird eine Hütte bewohnen. Und Simon, das vernehmen wir hier ebenfalls nebenbei, hat eine Schwiegermutter. Damit stossen wir auf den bedeutsamen Umstand, dass Simon verheiratet ist. Man könnte vermuten, Petrus sei nur während jener Anfangszeiten, bevor er ein eigentlicher Jünger Jesu wird, verheiratet gewesen und habe später seine Ehe aufgelöst. Tatsächlich hat er zeitweise Haus und Familie in Kapernaum verlassen; aber ebenso sicher ist, dass er auch nachdem er Jünger wurde, verheiratet geblieben ist und später auf seinen Reisen sogar seine Frau als Begleiterin mit sich hatte. Ja wir wissen, dass Petrus mit seinem Verheirateten-Stand nicht etwa eine Ausnahme darstellt. Die Ehe ist bei den Aposteln und bei den Vorstehern der christlichen Urkirche die Regel. Wir haben darüber gute und eindeutige Nachricht aus den Ausführungen des Apostels Paulus im ersten Brief an die Korinther: «Haben wir nicht auch das Recht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen wie die anderen Apostel und des Herrn Brüder und Kephas (d. h. Petrus)?» (1. Kor. 9,5).

Es verhält sich sogar so, dass Paulus in der apostolischen Zeit mit seiner Ehelosigkeit einen gewissen Anstoss erregt, weil er als Ausnahme dasteht. Er muss sich wegen seines Ledigbleibens geradezu rechtfertigen. Zwar, führt er aus, wolle er keinem Gläubigen die Ehelosigkeit als Joch, als

Strick um den Hals legen. Er hütet sich wohl, im Stande der Ehelosigkeit ein höheres Gesetz zu sehen. Aber er möchte umgekehrt sich auch die Freiheit wahren, auf die Ehe zu verzichten. Es wäre ebenso verkehrt, das Heiraten zur Bedingung, zum Gesetz zu erheben, wie wenn ein Apostel und Reichsgottesarbeiter nicht anders könnte, als in die Ehe zu treten. Wohl erteilt er den korinthischen Vätern (1. Kor. 7,32ff) den seelsorgerlichen Rat, wenn es sich zwanglos ergebe, die Töchter, damit sie ganz dem Herrn dienen könnten, in Anbetracht der Arglist der Zeit nicht zu verehelichen: «Welcher (Vater von Töchtern) verheiratet, der tut wohl; welcher aber nicht verheiratet, der tut besser.» Wie fern es ihm aber liegt, aus der Ehelosigkeit, die er als Begnadung für seine Person als einziger unter den Aposteln übt, ein Gesetz zu machen, wird klar aus seinem ersten Brief an seinen jungen Mitarbeiter Timotheus. Es handelt sich dort um Leute, die «vom Glauben abfallen», die «aufrührerischen Geistern und Teufelslehren anhängen». Von diesen Teufelslehrern und Verführern der Herde sagt er dort «die da gebieten, nicht ehelich zu werden» (1. Tim. 4,3). Während so Paulus ledig blieb, ist Petrus von Anfang an verheiratet und ist später verheiratet geblieben, jeder in voller Freiheit nach der persönlichen Führung, die ihnen zuteil geworden ist.

So kommt es, dass das Haus Simons in Kapernaum Jesu Absteigequartier wird. Seit seiner Vertreibung aus Nazareth «hat des Menschen Sohn nicht, wo er sein Haupt hinlege», und lebt buchstäblich von Gastfreundschaft. Es ist eine gute jüdische Sitte, dass man vor allem Lehrern des Gesetzes freie Station gewährt. Wir wissen neben diesem Hause Simons in Galiläa (vgl. Matth. 17,24f.) auch um ein Haus in Judäa, das Haus der drei Geschwister in Bethanien, das ihm offen stand, sooft er in Jerusalem weilte.

Wie sie nun an jenem Sabbat-Abend ins Haus des Simon kommen, vernehmen sie hier, dass die Schwiegermutter erkrankt ist. Das ist ungeschickt, denn die Männer sind

offenbar hungrig und hätten ein Abendbrot erwartet, und nun ist zufolge der Verwirrung durch den Krankheitsfall die Zurechtweisung des Nachtmahls unterblieben. Lukas redet von einem Fieber, das gross sei, ein nicht harmloser Fall, der offenbar die Hausgenossen mit Besorgnis erfüllt. In ihrer Bedrängnis wenden sie sich an den Gast: «Und sie baten ihn für sie.» Es werden Petrus und seine Frau gewesen sein, die ihn baten. In dieser Bitte liegt eine gewisse Demut. Sie sehen es nicht für selbstverständlich an, dass er sie heilt, denken nicht, sie, die Gastgeber, hätten vorab diese Gunst verdient. Sie halten es für nötig, ihn ausdrücklich zu bitten: «Sie baten ihn für sie.»

Für uns ist diese schlichte Anmerkung von einer gewissen grundsätzlichen Bedeutung. Wenn bei uns die Schwiegermutter oder ein anderes Glied der Familie krank wird, dann telefonieren wir dem Arzt und avisieren die Krankenkasse. Es ist nicht unrichtig, das zu tun. Aber die Selbstverständlichkeit, mit der wir in Krankheitsfällen das Beten unterlassen, die Selbstverständlichkeit, mit der wir Krankheit als eine rein medizinisch-technische Angelegenheit betrachten, die mit Gebet und Gott angeblich nichts zu tun hat, ist bestimmt nicht in Ordnung. Die Kranken einer Christengemeinde müssten wissen, dass für sie gebetet wird. Die Fürbitte für die leidenden Glieder muss wieder ein vordringliches Anliegen einer Gemeinde werden.

Und nun berichtet Lukas, dass Jesus das Fieber anredet, wie wenn es ein Lebewesen oder eine persönliche Macht wäre: «Und er trat zu ihr und gebot dem Fieber, und es verliess sie» (39). In gleicher Weise tritt Jesus später dem Sturm auf dem See entgegen. Wenn Jesus dem Teufel in der Wüste gegenüber auch den falschen Gebrauch seiner Erlöservollmacht ablehnte, so heisst das doch offensichtlich nicht, dass er auf den rechten Gebrauch derselben verzichtet hätte. Er ist der Gebieter über die ganze Schöpfung, er gebietet den Menschen und Mächten, dem Feuer und dem Wasser, hier

gebietet er dem Fieber; denn auch ein Fieber ist nicht ein Zustand ausserhalb des Herrschaftsbereiches Gottes.

«Und alsbald stand sie auf und diene ihnen» (39). Sie steht auf und hilft, ihnen das Abendbrot bereiten, wie wenn Lukas sagen wollte: Dazu ist sie gesund geworden. Man wird nicht gesund, damit ein Mensch mehr auf Erden lebt, sondern um aufzustehen und zu dienen.

Die Nacht in Kapernaum

⁴⁰ Und da die Sonne untergegangen war, brachten alle, die Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, sie zu ihm. Und er legte auf einen jeglichen die Hände und machte sie gesund. ⁴¹ Es fuhren auch die Teufel aus von vielen, schrieen und sprachen: Du bist Christus, der Sohn Gottes! Und er bedrohte sie und liess sie nicht reden; denn sie wussten, dass er Christus war. ⁴² Da es aber Tag ward, ging er hinaus an eine wüste Stätte; und das Volk suchte ihn, und sie kamen zu ihm und hielten ihn auf, dass er nicht von ihnen ginge. ⁴³ Er sprach aber zu ihnen: Ich muss auch andern Städten das Evangelium verkündigen vom Reich Gottes; denn dazu bin ich gesandt. ⁴⁴ Und er predigte in den Schulen Galiläas. Lukas 4,40-44

«Und da die Sonne untergegangen war –» (40). Das war ein heisser Tag der Arbeit und des Kampfes, jener erste Sabbat in der Synagoge von Kapernaum, und anschliessend daran im Hause Simons. Nun, da die Sonne untergegangen ist und die Menschen sich zur Nachtruhe anschicken, wartet seiner neue Arbeit. Der Kampf geht weiter: «da brachten alle, die Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, sie zu ihm» (40). Es war nicht, wie wir modern empfunden anzunehmen geneigt sind, die orientalische Sommerhitze, welche die Leute bewog, bis nach Sonnenuntergang mit ihren Kranken zu warten. Die Leute haben auch nicht etwa den Schutz der Nacht abgewartet, wie Nikodemus, der nicht gesehen werden will und darum in der Deckung einer Sturmnacht zu Jesus kam; nein, der Grund, warum Lukas den Sonnenuntergang erwähnt, liegt in der Tatsache, dass es sich um einen Sabbattag handelt. Mit Sonnenuntergang ist die Sperre, die über den Sabbat verhängt ist, die darin besteht, dass man nicht Lasten tragen darf, aufgehoben. Wir erinnern an den drohenden Vorwurf, den jener Geheilte am Teich Siloah sich deswegen zuzieht, weil er am Sabbat sein Bettgestell, das ihn 38 Jahre

lang getragen hatte, durch die Stadt trägt (Joh. 5). Ja die Anklage wegen Sabbattheiligung wird bald genug gegen den Herrn selber laut werden, weil er am Sabbat Kranke heilt. Eben auf diese Sabbatbestimmung nehmen die Leute in Kapernaum Rücksicht, indem sie bis nach Sonnenuntergang zuwarten.

Aber nun stellen sie sich ein, nun gibt es kein Zurückhalten mehr. Am Morgen dieses denkwürdigen Tages haben die Bewohner der Stadt und der Umgebung die Synagoge gefüllt. Sie alle waren Augenzeugen der Heilung jenes Dämonischen. Damit wurden Hoffnungen, die längst erstorben und begraben waren, jäh zu neuem Leben erweckt. Man kann sich die unmittelbare Auswirkung jener ersten Krankenheilungen nicht dramatisch genug vorstellen. Wir Menschen, die wir so leicht geneigt sind, uns ins Unabänderliche zu fügen, die wir uns an ein gewisses, ungefähr sich gleich bleibendes Mass von Elend und Not in der Welt gewöhnen, die wir uns im Lauf der Jahrhunderte einrichten auf ein Dasein im Jammertal, die wir mit Sünde, Tod und Teufel und wie diese Störer und Zerstörer der ursprünglichen Gottesordnung alle heissen mögen, uns abgefunden haben, die wir es sogar fertig bringen, mit dem Tode, dem lieben und harmlosen «Freund Hein», zu fraternisieren – wir Menschen dieser Welt und dieses Äons sehen uns von einer Stunde zur anderen vor die Tatsache gestellt, dass da einer lebt, der vor aller Augen, am heiterhellen Tag die erste, die gute, die ursprüngliche Ordnung Gottes wiederherstellt, der den Teufel besiegt und es mit dem Tod aufnimmt.

Dieses erste Auftreten des Herrn kann darum nicht anders wirken denn als Alarm. Von der Synagoge her braust es durch die Gegend wie ein Sturmwind, der Fenster eindrückt und Türen, längstverschlossene Türen öffnet: «Da brachten alle, die Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, sie zu ihm.» Seltsame, ungeheuerliche Prozession des Leids und des Elends, die sich da dem Orte zu bewegt, wo der Herr

abgestiegen ist. Seltsame Szenen, die einen Vorgeschmack des Jüngsten Tages geben, da die Toten aus den Gräbern steigen, hat das Haus Simons in jener Nacht geschaut. Und er nimmt sie alle an, ihre Zahl muss beträchtlich sein, und Lukas bemerkt mit Staunen und sichtlicher Ergriffenheit: «Und er legte auf einen jeglichen die Hände und machte sie gesund» (40).

Unter den Kranken besonders erwähnt und damit von ihnen unterschieden werden wiederum die Besessenen. Weit in der Nachbarschaft hört man ihr grässliches Schreien durch die Nacht, und die ausfahrenden Teufel bekennen, dass Jesus der Christus, der Sohn Gottes sei: «Es fuhren auch die Teufel aus von vielen, schrien und sprachen: Du bist Christus, der Sohn Gottes; denn sie wussten, dass er Christus war» (41). Dies Zeugnis könnte ihm willkommen sein, etwa im Sinne seiner Antwort an seine Feinde später, am Palmsonntag, als die Pharisäer ihn aufforderten, er solle doch dem Volk und der Jugend Schweigen gebieten, als er ihnen antwortete: «Wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien.» Wenn Israel nicht erkennt, was die Stunde geschlagen hat, dann müssen es halt die Teufel aussprechen. Aber Jesus nimmt überraschenderweise das Zeugnis der Teufel nicht an, sondern gebietet ihnen Schweigen: «Und er bedrohte sie und liess sie nicht reden» (41). Offenbar wollen die Teufel sich an den Herrn anbieten und wollen damit Verwirrung schaffen. Nun wissen wir, wie oft Jesus aus Heilandserbarmen heraus in der Folgezeit falschen Schein auf sich nahm und sich mit Zöllnern und Sündern kompromittierte; aber Gemeinschaft mit den Teufeln? Nein! «Und er bedrohte sie und liess sie nicht reden.»

«Und da es Tag ward, ging er hinaus an eine wüste Stätte» (42). Wie lang er in die Nacht hinein und über Mitternacht hinaus am Werk und im Kampfe stand, steht nicht hier; wir dürfen annehmen, dass sich seine Beanspruchung durch die herandrängenden Elendsmassen bis ins Morgengrauen

hinauszog. Am Morgen früh nach diesem Sabbat sucht er «eine wüste Stätte» auf. Das ist immer ein Ort des Gebets. Wenn wir hörten, er habe seine Hände auf einen jeglichen unter ihnen gelegt und habe sie alle gesund gemacht, dann tönt das so einfach, wie wenn er es mir nichts dir nichts gekonnt hätte. Aber Jesus ist kein Zauberer. Er ist der Eine, der Sohn. Und der Sohn ist dem Vater untertan. Und zu seinem Gehorsam gehört sein Eingang in die menschliche Beschränkung und Niedrigkeit. Und dazu gehört, dass er alles, was er hat, vom Vater zuvor erbittet. Und was er tut und lässt, wird zuvor mit dem Vater besprochen. Zu diesem Zweck sein Rückzug in die Wüste.

Und dann steht da eine weitere beachtenswerte Bemerkung. Es heisst, die Leute hätten nach ihm gesucht, seien ihm auf die Spur gekommen, seien ihm nachgegangen und hätten ihn an der Stätte des Gebets aufgefunden. Die Bevölkerung von Kapernaum hat eine Bitte an ihn: Er möge bei ihnen bleiben, solle jetzt nicht von ihnen gehen. Man begehrt offenbar zweierlei von ihm. In erster Linie möchten sie noch mehr Heilungen von ihm haben, und dann wollen sie ihn gewiss auch noch mehr hören: «Und das Volk suchte ihn, und sie kamen zu ihm und hielten ihn auf, dass er nicht von ihnen ginge» (42). Es geschieht hier etwas Ähnliches wie dort bei den Samaritern nach der Begegnung mit dem Weib am Jakobsbrunnen; auch die wollen ihn bei sich zurückbehalten.

«Er sprach aber zu ihnen: Ich muss auch anderen Städten das Evangelium verkündigen vom Reiche Gottes; denn dazu bin ich gesandt» (43). «Dazu»! Das hat doppelte Bedeutung, eine mehr positive und eine negative. Zunächst ist er gesandt, das Evangelium, die Botschaft vom Sieg, die Freudenkunde, welche einst die Engel über den Feldern Bethlehems ausriefen, durch ganz Israel zu tragen. Er handelt damit, man möchte sagen, nach bestimmten Weisungen und Instruktionen. Er ist gekommen und dazu gesandt, um nicht über die Grenzen Israels hinauszugehen. Ein Ausschweifen

in die uferlosen Weiten des Römerreichs hat er immer von sich gewiesen. Aber auch das geht nun doch nicht, dass ihn eine einzelne Stadt oder Gegend des Gelobten Landes gleichsam für sich pachten könnte, so dass die anderen Orte zu kurz kämen. Wenn er schon nicht über Israels Grenzen hinausgeht, so möchte er doch innerhalb dieses ihm zugewiesenen Wirkungsfeldes möglichst alle Dörfer und Städte erreichen. Darum lehnt er ein weiteres Zuwarten in Kapernaum hier zunächst ab. Er ist zu allen verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.

Dann aber hat das «Dazu» noch den anderen Sinn, dass er nicht in erster Linie zum Krankenheilen gesandt ist. Jesus beugt hier der Möglichkeit vor, dass man ihn zum Wundertäter machen könnte. Die Verkündigung des Evangeliums vom Reich, das ist und bleibt seine Hauptlinie, nicht die Wunder. Die Heilungen bleiben Nebenlinie. Sie sind lediglich mitfolgende Zeichen, die seine Rede bestätigen und unterstreichen, nicht mehr als das. Diese Abwehr gegen die Wundersucht glauben wir herauszuspüren aus der Art und Weise, wie er sich der Bevölkerung von Kapernaum nach jener ersten Begegnung zunächst eine Zeitlang entzieht. Es könnte sein, dass dieses Volk wohl seine Wunder von ihm begehrte, ihn selber aber und seine Botschaft im tiefsten Grunde doch ablehnte. Das ist dann tatsächlich auch eingetroffen. Christus aber ist gekommen, das Evangelium zu verkünden, die Botschaft vom Kampf und Sieg auszurufen, vom Sieg über Tod und Teufel, vom Sieg des Reiches, vom Durchbruch der Herrschaft Gottes. Glauben sie das, dann können sie ihn getrost ziehen lassen.

Petri Fischzug

¹ *Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, dass er stand am See Genesareth*
² *und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze.* ³ *Da trat er in der Schiffe eines, welches Simons war, und bat ihn, dass er's ein wenig vom Lande führte. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff.* ⁴ *Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, dass ihr einen Zug tut!* ⁵ *Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.* ⁶ *Und da sie das taten, beschlossen sie eine grosse Menge Fische, und ihr Netz zerriß.* ⁷ *Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiff waren, dass sie kämen und hülften ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also dass sie sanken.* ⁸ *Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.* ⁹ *Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, ihn und alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie miteinander getan hatten;* ¹⁰ *desgleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gesellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen.* ¹¹ *Und sie führten die Schiffe zu Lande und verliessen alles und folgten ihm nach.* Lukas 5,1-11

Der Tag und die Nacht in Kapernaum haben Jesus in eine gewisse Bedrängnis versetzt. Es muss nun etwas geschehen. Es ist uns nicht bekannt, um welchen Gegenstand sich die Zwiesprache des Sohnes mit dem Vater an jener «wüsten Stätte» drehte; aber wir können aus dem, was nun folgt, rückschliessend ahnen, um was es dort ging. Jesus kann die Arbeit nicht mehr allein bewältigen. Er muss daran denken,

sich nach Gehilfen umzusehen, die seine Lehre hören und bewahren, Zeugen seiner Taten sind und die später das Werk fortsetzen. Nicht etwa, dass er bis dahin völlig allein gewesen wäre. Es gab schon bisher Menschen, die ihn gelegentlich begleiteten. Der vierte Evangelist lässt uns auch hier wie so oft in diese verborgenen Zusammenhänge hineinblicken. Johannes erzählt, dass Jesus seine ersten Gehilfen zum erstenmal beim Täufer angetroffen hat. Vom Täufer her entschliessen sich einige, Andreas und Petrus werden dort mit Namen genannt, sich zu Jesus zu halten (Joh. 1,35-42). Dort von Jesus beeindruckt, laden sie ihn zu sich nach Kapernaum, stellen ihm zuerst ihre Wohnstätte zur Verfügung; aber seine eigentlichen Jünger, seine ständigen Nachfolger sind sie noch nicht. Immer noch gehen sie ihrem Beruf als Fischer nach. Das soll nun ändern. Sie sollen nun seine Jünger werden, wozu es für sie freilich noch einer speziellen Berufung bedarf.

Es steht nicht hier, wie viel Zeit seit jenem ersten denkwürdigen Sabbat in Kapernaum verstrichen ist; es muss etliche Wochen später gewesen sein, dass Jesus abermals in Kapernaum weilte. Und wieder bedrängt ihn das Volk: «Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, dass er stand am See Genezareth und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze» (1). Auffällig ist, dass wir ihn diesmal nicht in der Synagoge sehen. Ob es ein Werktag ist oder aus welchem anderen Grunde – Jesus weilt am Seestrand und so viel Volks um ihn her, das ihn zu hören begehrt, dass er sich der Menge erwehren muss. Nicht weit von der Stelle reinigen einige Fischer ihre Netze, um sie vor der nächsten Ausfahrt in der Nacht darauf am Strand zum Trocknen hinzuhängen. Jesus kennt sie. Simon ist unter ihnen und Andreas, sein Bruder. Und nun bittet er Petrus, den er hier noch mit seinem ursprünglichen Namen Simon anruft, ihm sein Boot zu leihen. Ein Handlangerdienst.

Christus nimmt Handlangerdienste von uns an, es braucht nicht immer ein Fischerboot zu sein, das wir ihm leihen können, es könnte ein Klavier sein, oder ein wenig freie Zeit, oder ein Kinderbettlein, oder ein offener Platz am Mittagstisch, oder ein Auto. Es gibt Christen, die ihr Leben lang davon träumen, einmal etwas Hundertprozentiges für Christus zu vollbringen, Christen, die es nach Missionsfahrten in ferne Länder und nach Märtyrerkronen gelüstet; und sollten sie dem Herrn nur – «ein Boot leihen», wie hier Petrus, dann tun sie es nicht.

Für den Fischer Simon bleibt es nun freilich nicht bei gelegentlichen Handlangerdiensten. Sonst wäre Simon beim Fischen alt geworden, und er hätte dann Kindern und Enkeln erzählen können, wie er einmal in jungen Jahren den Rabbi von Nazareth in seinem Boot gehabt habe, so wie ein Autochauffeur etwa noch nach Jahr und Tag erzählt, einmal habe er den Kaiser von Japan in seinem Wagen geführt. Aber nun ereignet sich hier ein Eingriff ins Leben des Simon. Es fängt an jenem Morgen am Seestrand unten schlicht damit an, dass Simon eine Predigt hört. Selbstverständlich ist das nicht, wenn man die ganze Nacht zuvor gearbeitet hat. Man möchte den Menschen sehen, der am Samstag Nachtdienst hatte und am Sonntag die Predigt hört. Simon aber hört so gut, dass die Predigt ihre Wirkung nicht verfehlt. Für ihn geht aus jener Predigt ein Befehl des Herrn hervor und seinerseits die Bereitschaft zum Gehorchen. Jesus, anstatt ihm für den Handlangerdienst zu danken, stellt eine weitere Forderung an ihn: Er soll auf die Höhe des Sees hinausfahren und seine nun bereits gereinigten Netze noch einmal auswerfen. «Da trat er in der Schiffe eins, welches Simons war, und bat ihn, dass er's ein wenig vom Lande führte. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, dass ihr einen Zug tut» (3.4).

Ein harter Befehl. Er widerspricht steil jeder Erfahrung und

jeglichem Sachverständnis. Jetzt am Tag, dazu draussen auf der Höhe, soll es Fische geben, während es in der erfahrungsgemäss günstigen Zeit und am günstigen Ort keine gab? Es ist immer eine harte Sache, wenn ein Berufsmann, der sein Metier kennt, sich von einem Nichtfachmann muss dreinreden lassen. Simon verhehlt seine diesbezüglichen Bedenken denn auch keineswegs. Menschlich gesprochen wird der Fischer Simon sich vor seinen Berufskollegen jetzt eine Blamage holen und für sein ganzes übriges Leben deswegen sich das Gespött des Strandes von Kapernaum zuziehen: «Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen» (5).

Man beachte, was Jesus hier dem Simon noch nicht befiehlt: Er mutet ihm noch nicht zu, seinen Beruf aufzugeben; es ist vorerst nur seine Berufserfahrung, seine Berufskennntnis, sein Handwerkerstolz, was hier von ihm abverlangt wird. Dass wir Christen unseren Beruf für den Herrn drangeben, das steht im Bereiche der Möglichkeit, ist aber nicht die Regel. Die Regel ist, dass wir innerhalb unseres Berufes Christus dienen. So wie Simon hier zunächst ein Fischer Christi wird, so will uns Gott zum Lehrer Christi, zum Politiker Christi, zum Bauer Christi, zum Kaufmann Christi machen. Christus segnet den Simon zunächst in seinem Beruf. Und Simon lässt sich segnen: «aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen». Es ist also nicht der Verleider über seine bisherige Beschäftigung, der Simon bald veranlassen wird, seinen Beruf zu wechseln, nein, Simon erlebt nun eben einen Höhepunkt seines bisherigen Standes; wenn es einmal in seinem Leben eine helle Lust war, Fischer zu sein, so an diesem Tag.

Sie tun jetzt einen Fang, über den man am Ufer des Sees noch Kindern und Kindeskindern erzählen wird. Sie fangen so viel Fische, dass sie ihren Kameraden winken müssen: «Und da sie das taten, beschlossen sie eine grosse Menge

Fische, und ihr Netz zerriss. Und sie winkten ihren Gesellen, die im anderen Schiff waren, dass sie kämen und hülften ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also dass sie sanken» (6.7). In Psalm 8, im Schöpfungspsalm, der zugleich auch ein Christuspsalm ist, heisst es vom Menschensohn: «Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan; Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere, die Vögel unter dem Himmel und die – Fische im Meer und was im Meer geht.» Dies Verheissungswort geht hier vor Simons Augen durch Christus in Erfüllung, die «Fische im Meer und was im Meer geht, alles ist ihm unter die Füße getan».

Aber nicht der wunderbare Fischzug ist Höhe und Mitte dieses ganzen Geschehens, sondern was nun im Anschluss daran sich ereignet. Die Herrlichkeit der gehörten Frohbotschaft und die überschwengliche Freundlichkeit der dazu erfahrenen Güte hat Simons Zusammenbruch zur Folge. Simon ist hier dem lebendigen Gott begegnet. Dabei ergeht es ihm wie dem jungen Jesaja im Tempel. Vor der Heiligkeit Gottes wird ihm sein sündhaftes Wesen offenbar. So wie dort der Prophet in den Ruf ausbricht: «Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk unreiner Lippen», so sinkt hier Simon vor Christus in die Knie und bittet ihn: «Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch» (8). Ihn und seinen Bruder Andreas, desgleichen die beiden Zebedäussöhne Jakobus und Johannes war über diesen Fischzug ein Schrecken angekommen, ein heiliger Gottesschreck (9). Jesus aber wendet sich an Simon mit den Worten: «Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen» (10). Er wird zwar auch künftighin Fischer bleiben; nur der Gegenstand wird ändern, es werden nicht mehr Fische, es werden Menschen sein, die er fangen wird. Jetzt, nachdem der Herr Petri sündhaftes Herz in seine barmherzige Hand genommen hat, wird Petrus bestimmt ein solcher Menschenfischer sein dürfen, wie er

Gottfried Keller vorschwebt, der sich einmal über die Christujüngerschaft dahin äussert: «Wer Menschenfischer sein will, muss sein Herz an die Angel hängen.» Ja, Petrus wird von jetzt an zusammen mit dem, den er eben als seinen Herrn, als seinen Kyrios angeredet hat, das grosse Schleppnetz über Israel und alle Völker auswerfen, und wahrlich, um die Beute muss ihm dabei nicht bange sein.

Zuletzt geschieht es – fast beiläufig wird es vermerkt –, dass Simon und seine Gesellen alles verlassen und ihm nachfolgen (11). Damit lassen sie die Ihrigen nicht im Stich, geben sie nicht der Verarmung und dem Hunger preis. Für sie wird gesorgt sein. Zunächst werden sie vom Erlös der unerwarteten Beute leben. Nachfolge ist nicht schmerzlicher Verlust. Der heimat- und mittellose Rabbi aus Nazareth, dem die vier jungen Männer von Stund an nachfolgen, indem sie alles verlassen, ist ein reicher Herr.

Der Aussätzige

¹² Und es begab sich, da er in einer Stadt war, siehe, da war ein Mann voll Aussatz. Da der Jesum sah, fiel er auf sein Angesicht und bat ihn und sprach: Herr, willst du, so kannst du mich reinigen. ¹³ Und er streckte die Hand aus und rührte ihn an und sprach: Ich will's tun; sei gereinigt! Und alsobald ging der Aussatz von ihm. ¹⁴ Und er gebot ihm, dass er's niemand sagen sollte; sondern «gehe hin und zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, wie Mose geboten hat, ihnen zum Zeugnis». ¹⁵ Es kam aber die Sage von ihm immer weiter aus, und kam viel Volks zusammen, dass sie hörten und durch ihn gesund würden von ihren Krankheiten. ¹⁶ Er aber entwich in die Wüste und betete. Lukas 5,12-16

An den zahlreichen Berichten über Heilungen fällt auf, dass bestimmte Krankheiten immer wiederkehren. Vorab sind es Dämonische und Aussätzige, dann Gichtkranke, die Blinden, die Lahmen, die Tauben. Es fehlen die modernen Krankheiten. Es besteht aber kein Zweifel, dass, wenn Jesus heute durch unsere Dörfer und Städte zöge, Heilungen von Krebs, Tuberkulose, Alkoholismus und Nervenleiden erwähnt würden.

Einen besonderen Platz nimmt nun in der Bibel der Aussatz ein. Er ist das älteste von allen erwähnten Leiden. Als Geißel und als Krankheit Ägyptens steht Aussatz für Israel im Zusammenhang mit der ägyptischen Gefangenschaft (2. Mose 15,26; 5. Mose 7,15). Das Bild dieser Krankheit ist grausiger als alles, was man sich vorstellen kann, die Schmerzen, die auszustehen sind, unsäglich. Haut und Haare, Muskeln und Gelenke, Zähne und Knochen, vor allem die Schleimhäute jeglicher Art sind von ihr angefressen. Aber nicht weniger drückend daran sind die Leiden seelischer Art. Die Krankheit gilt als beinahe unheilbar. Dazu ist sie derart ekelerregend und ansteckend, dass Verbannung,

Ausstossung aus der Gemeinde darüber verhängt ist. Die ganzen umfangreichen Kapitel 13 und 14 im 3. Mosesbuch sind dem Aussatz gewidmet: «Es soll aber der Aussätzige zerrissene Kleider tragen, die Haare frei flattern lassen und den Bart verhüllen, und er soll rufen: Unrein, unrein! Abgesondert soll er wohnen, seine Wohnstätte soll ausserhalb des Lagers sein» (3. Mose 13,45.46). Die Absonderungspflicht ist zweiseitig, man darf nicht mit ihm, er nicht mit einem, verkehren. Der Entscheid, ob Ausschluss oder Rückkehr in die Gemeinschaft stattfinden soll, liegt beim Priester, der in diesem Fall die Funktion der Sanitätspolizei ausübt (3. Mose 13,15-17).

Aber Aussatz ist nicht nur ansteckend und schmerzlich, was diesem Leiden eine besondere Note und ein solch unheimliches Gewicht verleiht, das ist die Tatsache, dass sie den damit Behafteten als Gezeichneten, als von Gott bestraften besonderen Sünder in den Augen der Mitmenschen verächtlich macht. Mirjam wird mit Aussatz gestraft (4. Mose 12), desgleichen Gehasi, der Diener Elisas (2. Kön. 5). Dem entspricht denn auch, dass in den Reinigungsvorschriften vor allem die Darbringung des Schuld- und Sühn-Opfers breit beschrieben ist (3. Mose 14,12-20). Der Makel der Sünde und des Verfluchtseins, der dieser Krankheit anhaftet, wirkt noch nach in dem Wort «Siech», womit im alemannischen Sprachraum ein böser Schimpf ausgesprochen wird. Eine eventuelle Heilung von dieser Krankheit gilt, begreiflicherweise, nun umgekehrt als Wunder besonderer Art. Jesus sieht darin geradezu eines der messianischen Zeichen. In seiner Antwort an den Täufer wird die Heilung von Aussätzigen besonders erwähnt (Matth. 11,5). In der Aussendungsrede sagt er den Jüngern zuerst allgemein «Macht die Kranken gesund», und dann fährt er fort: «Reinigt die Aussätzigen, weckt die Toten auf, treibt die Teufel aus» (Matth. 10,8), und das sollen sie tun, weil «das Himmelreich nahe herbeigekommen ist».

Und ein mit dieser Krankheit Geschlagener kommt nun zu Jesus: «Und es begab sich, da er in einer Stadt war, siehe, da war ein Mann voll Aussatz» (12). Wie es möglich wurde, dass der zu Jesus kam, wird nicht weiter ausgeführt. Sicher ist, dass hier dieser Mann sowohl wie Jesus, dass beide einen unerlaubten Weg gehen. Wege zu Jesus sind oft sonderbar. Wir denken an den Weg des Gichtbrüchigen, der grossen Sünderin, der Frau mit dem Blutgang, den Blinden am Wegrand; solch ein verzweifelter Durchbruch zu Jesus hin hat auch hier stattgefunden. Der Aussätzige wirft sich vor Jesus auf die Erde. Was er spricht, ist zu beachten: «Herr, willst du, so kannst du mich reinigen» (12). Der Mann ist kühn, kühn im Glauben, wenn man die Ausmasse der Zerstörung bedenkt, die der Aussatz anrichtet. Man vergleiche die Art, wie der Vater jenes epileptischen Knaben Jesus anredet: «Kannst du was, so erbarme dich unser und hilf uns.» Der Aussätzige sagt hier nicht «kannst du was», sondern er setzt ohne weiteres voraus, dass er «es kann», am Können fehlt es dir nicht. Das ist Glaube. Aber, vielleicht will Jesus aus irgendeinem Grunde nicht, vielleicht weil er, der Aussätzige, so unerlaubt die verbotene Begegnung erzwungen hat und Jesus damit in die doppelte Gefahr brachte, angesteckt oder angezeigt und bestraft zu werden. Oder vielleicht hat er andere Gründe. Der Aussätzige ist bereit, sich in Demut seinem Entscheid, ob er will oder nicht, zu beugen. Es ist jedenfalls keine blosser Formalität, wenn er ihn anredet mit: «Herr».

Und nun sehen die Umstehenden, die sich offenbar in Deckung gebracht haben und aus respektvoller Entfernung zuschauen, nun sehen sie, dass er den Aussätzigen anrührt. Man merkt aus dem Bericht des Lukas noch ihr helles Entsetzen, wenn es da heisst: «Und er streckte die Hand aus und rührte ihn an» (13). Was wird nun geschehen? Wird die Krankheit des Aussätzigen die Gesundheit Jesu überwältigen, oder umgekehrt? Wird die Gesundheit Christi stärker sein als die Seuche des Ärmsten? Und nun geschieht es, sie

erleben es hier zum ersten Male mit angehaltenem Atem, nun begibt es sich, dass sie ihn sagen hören: «Ich will's tun; sei gereinigt!» Was sonst nur der Priester nach gründlicher Untersuchung und nach Feststellung völliger Genesung aussprechen darf, das spricht hier der Herr dem Aussätzigen zu: «Sei gereinigt.» Damit wankt hier die alte Erde. Letzte Zeit bricht herein. Wenn Lukas den Bericht mit der Feststellung abschliesst: «Und alsobald ging der Aussatz von ihm» (13), dann ist der Messias da.

Das heisst, es folgt noch ein Nachspiel. Jesus gebietet dem Geheilten die peinliche Innehaltung des Gesetzes. Er soll hingehen, um sich vom Priester nach Darbringung der vorgeschriebenen Opfergaben die Befreiung vom Aussatz bestätigen zu lassen. Er soll das tun «zu einem Zeugnis über sie», das heisst, sie sollen erfahren, wer ihn geheilt hat, sie sollen vernehmen, dass derjenige auf den Plan getreten ist, der Aussatz heilt. Und kann das jemand anders sein als der Messias? Sie sollen für ihre Unzugänglichkeit und Herzenshärte keine Entschuldigung haben. Im Gericht wird dieser Aussätzige Zeuge sein, dass sie das messianische Zeichen, Heilung von Aussatz, gesehen haben. Bis zur genauen Erfüllung der Gesetzesvorschrift aber soll er schweigen. Das heisst «zu einem Zeugnis über sie».

Markus hat an dieser Stelle noch die Notiz: «Und Jesus bedrohte ihn und trieb ihn alsbald von sich und sprach zu ihm: Siehe zu, dass du niemand davon sagest» (Mk. 1,43.44). Jesus muss ihn bedrohen. Und was er vorher dem Kranken gegenüber nicht tat, das tut er nun nachträglich dem Genesenen, er jagt ihn fort. Das Schweigegebot des Herrn übertritt er: «Er aber, da er hinauskam, hob er an und sagte viel davon und machte die Geschichte ruchbar.» Und die Folge dieser menschlich verständlichen, aber doch übelzeitigen Schwatzhaftigkeit bleibt nicht aus. Markus sagt: «also, dass er hinfort nicht mehr konnte öffentlich in die Stadt gehen» (Mk. 1,45). Damit stehen wir vor der grotesken Tatsache, dass der

Geheilte, dem vorher der Zutritt zur Stadt verboten war, nun hinein darf; über den Arzt aber, der ihn geheilt hat, ist als Busse Stadtverweis verhängt. Damit fängt bereits hier an wörtlich in Erfüllung zu gehen, was der Prophet sagt: «Er nahm auf sich unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt» (Jes. 53). Zum Greifen deutlich steht hier das Kreuz vor uns.

Nun verstehen wir auch, dass es nicht nur ein begreifliches Bedürfnis nach Einsamkeit und Ruhe ist, was Jesus nach der Heilung des Aussätzigen neuerdings in die Wüste treibt. Während das Volk jubelt, verweilt sein König in der Zwiesprache mit dem Vater. Und Gegenstand des Gesprächs ist, wenn hier nicht alles trägt, der Messias, der leiden muss. Das ist der hohe und ernste Hintergrund der abschliessenden Bemerkung: «Er aber entwich in die Wüste und betete» (16).

Der Gichtbrüchige

¹⁷ Und es begab sich auf einen Tag, dass er lehrte; und es sassen da die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da gekommen waren aus allen Märkten in Galiläa und Judäa und von Jerusalem. Und die Kraft des Herrn ging von ihm, und er half jedermann. ¹⁸ Und siehe, etliche Männer brachten einen Menschen auf einem Bette, und der war gichtbrüchig; und sie suchten, wie sie ihn hineinbrächten und vor ihn legten. ¹⁹ Und da sie vor dem Volk nicht fanden, an welchem Ort sie ihn hineinbrächten, stiegen sie auf das Dach und liessen ihn durch die Ziegel hernieder mit dem Bettlein mitten unter sie, vor Jesum. ²⁰ Und da er ihren Glauben sah, sprach er zu ihm: Mensch, deine Sünden sind dir vergeben. ²¹ Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an, zu denken und sprachen: Wer ist der, dass er Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben denn allein Gott? ²² Da aber Jesus ihre Gedanken merkte, antwortete er und sprach zu ihnen: Was denket ihr in euren Herzen? ²³ Welches ist leichter: zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle? ²⁴ Auf dass ihr aber wisset, dass des Menschen Sohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben (sprach er zu dem Gichtbrüchigen): Ich sage dir, stehe auf und hebe dein Bettlein auf und gehe heim! ²⁵ Und alsbald stand er auf vor ihren Augen und hob das Bettlein auf, darauf er gelegen hatte, und ging heim und pries Gott. ²⁶ Und sie entsetzten sich alle und priesen Gott und wurden voll Furcht und sprachen: Wir haben heute seltsame Dinge gesehen.
Lukas 5,17-26

«Und es begab sich auf einen Tag, dass er lehrte; und es sassen da die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da gekommen waren aus allen Märkten in Galiläa und Judäa und von Jerusalem» (17). Wir gehen kaum fehl, wenn wir die besondere und ausführliche Erwähnung der Pharisäer und

Schriftgelehrten in Zusammenhang bringen mit dem zuletzt berichteten Ereignis: Die Heilung eines Aussätzigen hat als weithin sichtbares Fanal gewirkt. Die Phariseer sind rechtgläubige Laien, die offenbar hauptsächlich aus den Ortschaften Galiläas herbeigeeilt sind, die Schriftgelehrten sind bibelgläubige Theologen von der Hochschule in Jerusalem. Jesus hat somit hohen Besuch. Die Frommen und die Gelehrten sind eigens dazu aufgebeten und hergesandt worden, um Jesu Lehren und Tun unter die Lupe zu nehmen. Die Kirchenleitung ist aufmerksam geworden auf ihn. Die Volksmassen sind in Bewegung und der Nachrichtendienst hat nach Jerusalem gemeldet, dass es nachgerade an der Zeit wäre, das Wächteramt auszuüben. Diese religiösen Sachverständigen sitzen nun im zum Bersten vollen Raum. Noch ist es nicht so weit, dass sie ihr Urteil abgeschlossen haben. Das Gespräch über ihn und mit ihm steht noch offen. Noch geben sie sich Mühe, sich von ihm ein Bild zu machen. Es ist Demut, dass Jesus sich diese oberkirchenrätliche Kontrolle gefallen lässt. Zudem hat er ihren Besuch nicht zu scheuen. Sie haben nicht nur das Recht, sie haben schliesslich die Pflicht, die Geister zu prüfen. Aber seltsam berührt es einen schon, den Herrn und Erlöser hier wie einen Schüler im Examen zu sehen.

«Und es begab sich auf einen Tag, dass er lehrte; und die Kraft des Herrn ging von ihm aus und er half jedermann» (17). Wir haben uns das so vorzustellen, dass er bald die Stimme erhebt und sich an alle Anwesenden wendet, bald leiser mit einem Einzelnen sich unterhält. Dabei merken die Leute, dass eine Macht da ist. Es ereignen sich im Verlauf der Gespräche Heilungen. Dieser Vollmacht, die von seiner Lehre ausgeht, werden sich die anwesenden Examinatoren kaum alle verschlossen haben. Das Amt des Aufsehers ist zwar in geistlichen Dingen gefährlich. Es kann sein, wer als Meister anwesend ist und nicht in der Demut steht, dass an dem der Heilige Geist beleidigt und betrübt vorbeigeht, so

dass er leer bleibt. So kann auch hier wieder in Erfüllung gehen: «Die Hungrigen sättigt er mit Gütern und lässt die Reichen leer.»

Wie nun Jesus mit dem Volke redet und manche heilt, tritt auf einmal eine Störung ein. Auf dem Dach des Hauses entsteht ein Lärm wie von menschlichen Tritten. Die Steinplatten werden aufgerissen, wer darunter steht oder sitzt, wird sich beiseite drängen, die Öffnung wird grösser und grösser. Jesus wird sein Lehren und Heilen bereits haben unterbrechen müssen. Auf einmal erscheint in der Öffnung eine Tragbahre, sie wird an Seilen heruntergelassen, darauf liegt ein offenbar Gelähmter. Vier Mann haben ihn hergetragen, und weil ihnen von der Volksmenge der reguläre Zugang versperrt ist, erzwingen sie ihn auf diese ausgefallene Manier, indem sie ihren Verwandten, Nachbarn, Freund, oder wer er ist, gleichsam auf dem Luftweg zu Jesus befördern: «Und da sie vor dem Volk nicht fanden, an welchem Ort sie ihn hereinbrächten, stiegen sie auf das Dach und liessen ihn durch die Ziegel hernieder mit dem Bettlein mitten unter sie, vor Jesum» (18.19).

Das Unternehmen ist riskiert. Einmal: Was wird Jesus dazu sagen? Wird er sich die Störung gefallen lassen? Wird er den *sacro egoismo*, die gewisse Rücksichtslosigkeit den übrigen Anwesenden gegenüber hinnehmen? Und der Hauseigentümer? Und vor allem der hohe Besuch? Kinder tun doch immer gerade dann am unmöglichsten, wenn Visite da ist. Und dazu noch derart kritische Visite! Man erwartet von ihm einen Verweis. Aber es kommt anders. «Und da er ihren Glauben sah» (20), anstatt ihre Zudringlichkeit sieht der Herr ihren Glauben. Es heisst auch nicht etwa, wie zu erwarten wäre, «da er ihre Liebe sah», nein, aus ihrer Handlungsweise heraus schliesst er auf ihren Glauben. Sie glauben, dass Gott durch Jesus hilft. Jesus spricht einmal von einem bergeversetzenden Glauben. Es sind zwar hier nur Ziegel, die versetzt werden, aber es liegt doch darin etwas von jenem

Glaubensmut, der kein Hindernis scheut. Der Glaube, der sich in der Kühnheit äussert, hat bei Jesus stets ganz besonderes Wohlgefallen geweckt. Er kann sich auch in der Andacht, oder in der religiösen Inbrunst, oder in der Demut, oder in der Hingabe an die Pflicht zeigen; aber wo ihm der Glaube kühn alles zutraut und wo ihn der Glaube wagt beim Wort zu nehmen, da gefällt er dem Herrn jeweilen besonders: «Und da er ihren Glauben sah –.» Er sieht den Glauben der vier Männer. Er anerkennt somit einen stellvertretenden Glauben. Man kann glauben für jemanden. Damit wird der echte Glaube immer auch zur Hoffnung für jemanden. Lukas kommt damit dem Mann des Hebräerbriefs merkwürdig nahe, der sagt, der Glaube sei «eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft». Und nun erwartet nach dem Verlauf der bisherigen Heilungen jedermann, dass, wenn Jesus überhaupt auf den kühnen «Scherz» der vier Männer eingeht, dass er den Menschen auf der Tragbahre heilt. Statt dessen sagt er zu ihm: «Mensch, deine Sünden sind dir vergeben» (20). Wie muss der Gichtbrüchige, wie müssen seine vier Freunde erschrocken sein, als der Kranke sich da vor einer neugierig gewordenen Menge so unversehens in aller Öffentlichkeit als Sünder blossgelegt sieht! Sie haben ihren Freund wahrhaftig nicht dazu hergetragen, sondern dazu, dass er ihn heile. Als Krankheitsfall haben sie ihn hergebracht, und Jesus stellt fest, dass es dem Mann ganz anderswo fehlt: «Mensch, deine Sünden sind dir vergeben.» Eigentlich, genau genommen, bekommen sie ja mehr als was sie erbeten haben. Wenn Jesus dem Mann anstatt seine Krankheit die Sünde wegnimmt, dann ist das nicht weniger, sondern unendlich viel mehr. Es müsste ihnen allen hier sein wie Saul, der auszog, die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und dabei ein Königreich fand. Sie sind ausgezogen um zeitliche Heilung, und siehe, nun finden sie ewiges Heil.

Aber nicht das Volk und nicht die vier Nachbarn und nicht der Kranke erkennen diesen Sachverhalt, wohl aber die

anwesenden Examinatoren: «Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an zu denken» (21). Das muss man den anwesenden Theologen lassen, dass sie es sind, die das Wesentliche von dem, was hier nun eben passiert ist, erkennen. Hier sind nämlich nun eben Sünden vergeben worden. Gott kann Sünden vergeben: «Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen» (Psalm 103). Aber da steht nun ein Mensch, der Sünden vergibt, wer ist denn dieser Mensch? Das müsste ja der Messias sein. Wenn Jesus nicht der Messias ist, dann haben sie nur zu recht mit ihrer Frage: «Wer ist der, dass er Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben denn allein Gott?» (21).

Und dieser Kritik der anwesenden Schriftgelehrten hat es nun der Gichtbrüchige indirekt zu verdanken, dass er nun doch noch gesund wird, dass ihm der Herr nicht nur das grosse Geschenk der Sündenvergebung, sondern drüber hinein auch noch die kleine Gabe der zeitlichen Genesung schenkt. Die Frage der Schriftgelehrten geht nach der Vollmacht. Jesus kann ihnen nicht anders denn durch ein sichtbares und greifbares Zeichen klarmachen, dass ihm diese Vollmacht tatsächlich gegeben ist. Darum die Gegenfrage: «Welches ist leichter: zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: stehe auf und wandle? Auf dass ihr aber wisset, dass des Menschen Sohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben (sprach er zu dem Gichtbrüchigen): Ich sage dir, stehe auf und hebe dein Bettlein auf und gehe heim!» (23.24). «Des Menschen Sohn» – da drum geht es hier: Ist Jesus des Menschen Sohn, das heisst, ist er derjenige, von dem Daniel weissagt «ich sah einen wie eines Menschen Sohn», ist er der Messias? Oder ist er nur ein Mensch? Jesus erhebt damit, dass er Sünde vergibt, den Anspruch, der König der Endzeit zu sein. In den Augen seiner Gegner tut er, was erst am Jüngsten Tag geschehen könnte, nimmt er gleichsam das Jüngste Gericht voraus. Und jetzt, es ist das erste Mal, dass das geschieht, nennen sie ihn

Gotteslästerer.

Vorläufig aber sind sie wie auf den Mund geschlagen. Dass der Gichtkranke vor ihren Augen seine Pritsche aufhebt und davongeht, das vermögen sie nicht zu leugnen: «Und alsbald stand er auf vor ihren Augen und hob das Bettlein auf, darauf er gelegen hatte, und ging heim und pries Gott» (25). Und von den Augenzeugen heisst es: «Und sie entsetzten sich alle und priesen Gott und wurden voll Furcht und sprachen: Seltsame Dinge haben wir heute gesehen» (26). – Seltsame Dinge!

Der Zöllner Levi

²⁷ Und darnach ging er aus und sah einen Zöllner mit Namen Levi am Zoll sitzen und sprach zu ihm: Folge mir nach! ²⁸ Und er verliess alles, stand auf und folgte ihm nach. ²⁹ Und Levi richtete ihm ein grosses Mahl zu in seinem Hause, und viele Zöllner und andere sassen mit ihm zu Tisch. ³⁰ Und die Schriftgelehrten und Pharisäer murrten wider seine Jünger und sprachen: Warum esset und trinket ihr mit den Zöllnern und Sündern? ³¹ Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. ³² Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Busse, und nicht die Gerechten. Lukas 5,27-32

Ein Besessener wird geheilt, ein Aussätziger ist rein gesprochen, einem Gichtbrüchigen werden seine Sünden vergeben, und nun beruft er einen Zöllner in die Nachfolge. Die Gesichter der anwesenden Pharisäer und Schriftkundigen werden immer bedenklicher; bereits ist von Gotteslästerung die Rede gewesen und hier heisst es nun: «und sie murrten wider seine Jünger und sprachen: Warum esset und trinket ihr mit den Zöllnern und Sündern?» (30). Wir können uns nur schwerlich eine Vorstellung vom Anstoss machen, den es erregt, dass Jesus einen Zöllner in seinen Jüngerkreis aufnimmt und im Hause dieses Zöllners zusammen mit diesen Leuten an einem Empfang teilnimmt. Israel teilt die Menschen in zwei Gruppen ein, die vornehmlich in den Psalmen uns immer wieder begegnen, das sind die Gerechten und die Gottlosen, man könnte auch sagen, die Gläubigen und die Ungläubigen. Die Gerechten sollen mit den Gottlosen keine Gemeinschaft pflegen. Auf diese Absonderung halten zu Jesu Zeit vor allem die Pharisäer, wie ihr Name sagt, der nichts anderes bedeutet als eben Absonderung. Sie können sich auf den ersten Psalm berufen, der es in klassischer Weise ausspricht: «Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der

Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen, sondern hat seine Lust am Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht.»

Die Zöllner sind Leute, die einen Broterwerb als Volkspolizisten oder Steuerbeamte bei der heidnischen Besetzungsmacht angenommen haben und somit, auch wenn sie es noch möchten, nicht in der Lage sind, das Gesetz Israels zu halten. Darum werden sie, zusammen mit ihren ganzen Familien, von der Gemeinde ausgeschlossen und, obschon sie Juden sind, als Heiden behandelt und kurzerhand «Zöllner und Sünder» genannt, oder etwa auch «Zöllner und Heiden». Sie verraten aber nicht allein das Gesetz, sondern ihr Volk und Land an die Fremden. Wenn es in Israel ein Vaterland in unserem modernen Sinn gäbe, dann wären die Zöllner Vaterlandsverräter. Sie kollaborieren mit dem Feind und liebbedienen dem fremden Eindringling. So bekommt die Bezeichnung «Zöllner und Heiden» einen politischen Klang. Es liegt in der Natur ihrer Stellung, dass sie in hohem Masse gemeinschaftslos sind. Die Römer brauchen sie, verachten sie aber zugleich, weil sie Juden sind und sich brauchen lassen, die Juden hassen sie. Kein Wunder, fangen viele von ihnen an nach dem Grundsatz zu leben: «ist der Ruf erst ruiniert, lebt man völlig ungeniert». Sie haben nicht nur einen schlechten Ruf, sondern sie sind tatsächlich weithin schlecht, so dass Jesus gelegentlich von ihnen redet als von «Zöllnern und Huren».

Und nun nimmt er einen von dieser Sünder-, Heiden- und Hurer-Gesellschaft als Jünger zu sich. Dieser trägt hier noch den Namen Levi. Da später in keinem der Jüngerkataloge, auch bei Lukas nicht, dieser Name wieder erscheint, werden wohl diejenigen Ausleger recht haben, die hier eine Namensänderung annehmen, so wie schliesslich auch Simons Name geändert wurde. Es ist fast sicher, dass es sich um den gleichen Mann handelt, der beim ersten Evangelisten auch Zöllner ist und dort Matthäus heisst. Ob diese Namensänderung

etwas damit zu tun hatte, dass man die belastete Vergangenheit und anrühige Herkunft dieses Jüngers zudecken wollte, ist eher unwahrscheinlich.

Man hat sich gefragt, aus welchem Grunde Jesus diesen Zöllner zum Jünger beruft. Man hat etwa geltend gemacht, Levi sei des Schreibens kundig, während die Fischer Analphabeten seien. Man hat weiter vermutet, Jesus habe damit im Volk ein Vorurteil gegen die Zöllner brechen wollen. Aber hier gibt's kein Vorurteil zu brechen. Die Zöllner sind, was sie sind, es steht schlimm mit ihnen, und Jesus beschönigt ihr Verhalten nie mit einem Wort, im Gegenteil, er nennt sie beim Namen und redet von ihnen als von Kranken, die des Arztes, und als von Verlorenen, die des Retters bedürfen. Auch kommt es ihm niemals in den Sinn, die alttestamentliche Unterscheidung von Gerechten und Gottlosen zu verwischen oder gar aufzuheben. Wohl lehnt er die Scheidung, nicht aber die Unterscheidung ab. Er ist gesandt fürs ganze Volk, nicht nur für die Gerechten; und wenn er die Scheidung von den Zöllnern und Sündern überwindet und auch diesen Ausgeschlossenen seine Gemeinschaft schenkt, dann tut er das, wie er selber es sagt, als derjenige, der die verlorenen Schafe Israels nicht verloren gibt: «Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Busse zu rufen und nicht die Gerechten» (31.32). Jesus redet hier vom Sünder im Gleichnis als von einem «Kranken» und vom Erlöser entsprechend im Bild als von einem «Arzt». Er tut das nicht eigenmächtig. Wir begegnen der Sünde unter dem Gleichnis und Bild der Krankheit in Psalm 51, wo David von seiner Sünde als von den «Gebeinen» spricht, die «du zerschlagen hast», vor allem aber im anderen Bussgebet, in Psalm 38, wo in einem fort von Krankheit geredet wird, jedoch Sünde gemeint ist. Es sei ferner verwiesen auf den alttestamentlichen Ruf «Ich bin der Herr, dein Arzt», wobei Gott als derjenige redet, der Sünden vergibt und «den Schaden Josephs heilt».

Um dieses Zeichen seiner Hilfe an ganz Israel so deutlich wie nur möglich aufzurichten, nimmt Jesus nicht nur einen einzelnen Vertreter der Zöllner und Sünder zu sich, sondern er lässt sich von ihnen die Tischgemeinschaft anbieten, indem er mit seinen übrigen Jüngern an der Abschiedsfete teilnimmt, die Levi ordnungsgemäss veranstaltet, nun, da er von ihnen geht. Es ist ein Stück Kameradschaft, das sich hier unter den Ausgeschlossenen vollzieht. Wichtiger aber als das, was hier Levi unternimmt, ist das andere, was Jesus tut: Jesus sitzt vor aller Welt mit den Zöllnern und Sündern zu Tische. In den Augen seiner argwöhnischen Beobachter, gleichsam von aussen gesehen, heisst das, dass er genau das tut, was der erste Psalm verbietet, er «setzt sich dahin, wo die Spötter sitzen». Es braucht schon ganzen Glauben, um dieses Verhalten des Herrn zu begreifen. Und wer nicht an ihn als den Erfüller des Gesetzes glauben mag, der hat hier keine andere Wahl, als in ihm einen gefährlichen Übertreter des Gesetzes zu sehen. Wenn Jesus nicht der Heiland des ganzen Volkes und der Herr der Welt ist, dann entsetzen sich die anwesenden Ältesten und Theologen mit vollem Recht. Und wenn sie ihre Frage: «Warum esset und trinket ihr mit den Zöllnern und Sündern?» an die Jünger richten, und es ist Jesus, der ihnen antwortet, dann mag das darin begründet sein, dass auch die Jünger nicht imstand gewesen wären, hier die rechte Antwort zu geben. Auch die Jünger selber sind offenbar nicht wenig beeindruckt durch die Kühnheit ihres Meisters. Es wäre denn auch unrichtig, aus dem Verhalten Christi hier hurtig eine Regel für Jedermann abzuleiten. Christus sitzt mit diesen Zöllnern zusammen, weil er derjenige ist, der für sie sterben wird. So ernst nimmt er ihre Sünde und Übertretung, dass er für sie das Kreuz tragen wird. Ja, dies Mahl mit den Zöllnern und Sündern ist bereits ein Hinweis auf das andere Mahl hin. Im Abendmahl wird der Herr den ersten Psalm erfüllen, weil es ein Mahl von Sündern sein wird, für deren Rechtfertigung Christus starb.

Die Antwort des Herrn ist freilich für alle, die ohne den Erlöser erlöst und ohne den Arzt gesund sein wollen, ein deutlich aufgehobener Finger. Dass sie bessere Menschen sind als die Zöllner und Hurer, das bestreitet ihnen Jesus nicht. Aber es könnte sein, dass die Zöllner und Hurer plötzlich ihnen allen eines voraus hätten, nur dies eine, dass sie des Arztes bedürfen, dass sie arme Sünder sind und darum erlösungsbedürftig, christusbedürftig. Und es könnte sein, dass die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht arme Gerechte wären, sondern reiche Gerechte, die des Arztes nicht bedürften, und die mitsamt ihrer Gerechtigkeit an Christus vorbei verloren gingen. Es ist aber das grösste Unglück, das einem Gläubigen widerfahren kann, wenn es ihm gelingt, ohne den Einen zu leben und zu sterben, der gekommen ist, die Sünder zur Busse zu rufen.

Die Fastenfrage

³³ Sie aber sprachen zu ihm: Warum fasten des Johannes Jünger so oft und beten so viel, desgleichen der Pharisäer Jünger; aber deine Jünger essen und trinken? ³⁴ Er sprach aber zu ihnen: Ihr könnt die Hochzeitleute nicht zu fasten treiben, solange der Bräutigam bei ihnen ist. ³⁵ Es wird aber die Zeit kommen, dass der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten.

Lukas 5,33-35

Fasten ist ursprünglich dem Volke Gottes tief wesensfremd. Mangel, Kargheit, gar Hunger verträgt sich nur schwer mit dem «ewig reichen Gott» Israels. Fülle, ja Überfluss entspricht der alttestamentlichen Gottesoffenbarung. Es ist darum bezeichnend, dass ursprünglich im Gesetz des Alten Bundes kein Wort von Fasten steht. Erst seit dem Zusammenbruch Altisraels in der babylonischen Katastrophe tauchen Fastenbestimmungen auf. Seit der babylonischen Gefangenschaft gibt es im Gottesvolk Leute, die sich als Zeichen der Busse Zeiten der Enthaltung von Speise verbunden mit Gebetsübungen auferlegen. Die Partei der Pharisäer nimmt es mit ihrem zweitägigen Fasten pro Woche besonders ernst. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie das biblische Gesetz durch diese ihre fromme Leistung gleichsam überbieten. Die Verquickung von Fastenleistung und Bussübung gab der ganzen Angelegenheit eine unfrohe bis düstere Note. Auch der Täufer und sein Jüngerkreis legten einen gewissen Wert auf diese fromme Übung. Aufgefallen ist den Leuten Jesu Haltung dem Fasten gegenüber. Jesus gebietet es nicht, sondern lässt es lediglich als Möglichkeit gelten. Nur stellt er die Bedingung, dass aller «tierische Ernst» dabei weg falle. Er ist sichtlich bestrebt, das Fasten von der Unseligkeit und Last einer büsserischen Extraleistung zu trennen. Fasten soll, aus welchem Grunde werden wir gleich erkennen, ein fröhliches Geschehen sein, wie ja der Herr

bekanntlich auch die Busse und Umkehr als freudiges Widerfahrnis schildert: «Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler... ; wenn aber du fastet, so salbe dein Haupt und wasche dein Antlitz ...» (Matth. 6,16-18). Dass Jesus das Fasten der Täuferjünger und Pharisäerkreise, wenn auch, wie wir eben gesehen haben, mit einigen Vorbehalten immerhin anerkennt, dass er den Bussruf des Täufers aufnimmt, selber aber mit seinen Jüngern nicht fastet, ist auffällig. Er ist deswegen mehr als einmal, bald aus den Kreisen des Täufers, bald von Seiten der Pharisäer, zur Rede gestellt worden. Die Frage tritt auch bei Anlass des grossen Empfangs, den Levi zu seinem Abschied vom Zollamt in Kapernaum gibt und an dem der Herr auch teilnimmt, erneut an ihn heran. «Sie sprachen aber zu ihm: Warum fasten des Johannes Jünger so oft und beten so viel, desgleichen der Pharisäer Jünger; aber deine Jünger essen und trinken?» (33).

Jesus, derart herausgefordert, bleibt die Antwort nicht schuldig. Sein und seiner Jünger Nichtfasten hat seinen Sinn im Zusammenhang mit seiner Sendung als Messias. Die angebrochene Messiaszeit ist nicht eine Zeit der Schrecken und der Ängste, sondern ein hochfreudiges Ereignis. Das weiss übrigens auch der Täufer, nennt er sich doch einmal «Brautführer, der des Bräutigams Stimme von ferne hört und sich freut». Diesen Freudencharakter seines Kommens unterstreicht der Herr damit, dass er mit seinen Jüngern bewusst nicht fastet. Dabei ist er sich allerdings bewusst, dass die Anwesenheit des Bräutigams noch nicht von Dauer, noch nicht endgültig ist. Es steht der Braut und dem Bräutigam noch eine lange und schmerzliche Trennung bevor. Dann wird für die Christusjünger Zeit und Grund zum Fasten vorhanden sein: «Es wird die Zeit kommen, dass der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten» (35). Jetzt aber ist diese Zeit noch nicht, jetzt ist der Bräutigam noch da. Darum sollen sich jetzt die Brautleute freuen. Es wäre kein grösserer Widersinn denkbar, als wenn Hochzeitsleute

fasteten: «Ihr könnt die Hochzeitsleute nicht zum Fasten treiben, solange der Bräutigam bei ihnen ist» (34). So ist hinterm Nichtfasten Jesu und seiner Jünger gleichsam symbolkräftig Jesu Anspruch, der Messias zu sein, angemeldet. Das Zeichen der messianischen Gegenwart des Herrn ist Freude und Fülle. In gleicher Richtung ist es zu verstehen, wenn Jesus die Jünger einmal fragt: «Habt ihr je Mangel gehabt?» und sie antworten können: «Nein, nie keinen.» Solange der Messias da ist, hat man nicht Mangel, da ist «volles Genüge» und da ist «Freude die Fülle».

Aber nun hat Jesus tatsächlich den Seinen für später, wenn er nicht mehr in Sichtbarkeit unter ihnen weilen wird, Fasten genug in Aussicht gestellt. Jesus nimmt also an, dass wir in der Zeit zwischen seinem ersten Kommen und seiner Wiederkunft als Christen fasten werden. Diese Ankündigung nötigt uns, der Frage christlichen Fastens noch etwas gründlicher nachzugehen. Es gibt drei Arten des Fastens.

Einmal das Fasten dieser Welt. Die Weltleute fasten nämlich auf ihre Weise auch. Es ist nicht ganz zutreffend, sich das Leben der Weltkinder als einen Dauergenuss, als ein Dasein «alle Tage herrlich und in Freuden» vorzustellen. Zur Erreichung seiner Ziele, der niedrigen und der hohen, legt sich der Mensch oft Entbehrungen von unwahrscheinlicher Härte auf. Ein Geschäft hochzubringen ist oft genug verbunden mit Tag- und Nacht-, mit Sonntags- und Werktags-Arbeit. Man vergegenwärtige sich den Einsatz eines Röntgen, Diesel, Pasteur, Curie im Dienste des technischen Fortschritts der Menschheit. Was hinter dem Bühnenlächeln eines Trapezkünstlers oder einer Tänzerin an Askese verborgen zu sein pflegt, ahnt manch ein vergnügter Bürger im Zuschauerraum nicht von ferne. Was im Dienste der Körperpflege und Volksgesundheit an Opfern und Fasten geleistet wird, angefangen mit der Abstinenz im hohen Kampf gegen König Alkohol bis hinunter zum Fasten und Kasteien im Dienste der Kosmetik, ist vor allem, aber nicht nur, in der

Damenwelt einer heutigen Grossstadt kein Geheimnis. Dem ist aber nicht erst heute so. Schon bei Paulus findet sich ein Hinweis auf die Sportler, die auf die olympischen Spiele hin trainieren und zur Erlangung des vergänglichen Lorbeerkranzes «sich alles Dings enthalten». So ist das Fasten als persönliches Entbehren dem Weltkind durchaus vertraut.

Man kann aber nicht nur zur Erlangung eines irdischen und vergänglichen, man kann auch zur Erreichung eines himmlischen und ewigen Zieles sich Fasten als Extraanstrengung auferlegen. Das ist die zweite Art, das religiös-verdienstliche Fasten. Der Einsatz, der zur Erlangung der ewigen Seligkeit im buddhistischen oder römisch-katholischen Mönchtum geleistet worden ist, übertrifft die asketischen Anstrengungen der Kinder dieser Welt bei weitem. Ein Leben der Armut, Verzicht auf die Ehe, man lese die Lebensgeschichten der «Grossen Heiligen», und man wird eine Ahnung davon bekommen, was da im Dienste des allerhöchsten Zieles, im Streben nach dem Himmelslohn, an Entbehrungen an Gut und Blut, an Hunger, Blässe und Hingabe bis zum Martyrium geleistet worden ist. Wenn wir als Christen evangelischen Glaubens auf diese Art religiös-verdienstlichen Fastens verzichten, dann nicht etwa, weil wir die Grösse menschlichen Einsatzes verachten, wohl aber, weil uns die Hoheit und Einmaligkeit jenes Einsatzes vor Augen steht, der für unserer Seelen Seligkeit einmalig und ein für allemal am Kreuz durch den Einen vollbracht worden ist.

Was wir aber als Christen evangelischen Glaubens durchaus bejahen und wovon wir annehmen, dass es dasjenige Fasten ist, das der Bräutigam seiner Braut, der Gemeinde, zumutet und verordnet, das ist schliesslich das adventliche Fasten. Dass wir jetzt noch in der Zeit leben, da unser Wissen und Weissagen Stückwerk ist, da ausser dem am Kreuz vollbrachten Heil noch nichts vollendet ist, alles vorläufig und unterwegs, auch und sogar die Kirche, dass wir nicht «zum Augenblicke sagen können, verweile doch, du bist so

schön», weil wir «eines Besseren harren», weil wir zwar um die Freiheit der Kinder Gottes wissen, aber es gibt noch Zuchthäuser, weil wir den Frieden, den die Welt nicht geben kann, im Herzen tragen, aber es gibt noch Kasernen und nach jedem Krieg grössere, weil wir schon jetzt im Glauben an Christus Teilhaber des ewigen Lebens sind, aber es gibt noch Krematorien, weil beim kleinsten Dorf noch ein Friedhof ist, das, das ist unser Fasten.

Wir haben es uns nicht selber ausgesucht, es ist uns auferlegt durch die Tatsache, dass der Bräutigam noch nicht da ist. Dass wir bei aller Pflege des Bestehenden das Heimweh nach dem Kommenden nicht loswerden, dass wir auf den neuen Himmel und die neue Erde warten, in denen Gerechtigkeit wohnt, das ist das uns verordnete Fasten. Und das alles nicht, um uns den Himmel zu verdienen, sondern aus Dank dafür, dass Christus bei seinem ersten Kommen ihn uns verdient hat. Um dies hohe Geschenk nicht durch Wohleben und Satttheit zu verlieren – man kann es verlieren, dieses Geschenk! –, darum unser Wachen, Beten und Fasten.

Aber, ist solch ein Leben im Advent nicht unselig und aufreibend? Was bewahrt uns davor, dass christliche Existenz nun nicht doch von neuem unfroh und sauerseherisch wird? Die Tatsache, dass Christus, der Eine, da gewesen ist und «es vollbracht hat», wir können sie noch nicht schauen, aber doch schon im Glauben fassen, ermöglicht uns ein freudiges Warten auf die Vollendung hin, ein getrostes Ausschauhalten nach dem Bräutigam. Christus beschreibt dieses adventliche Fasten in den Seligpreisungen, der Verfasser des Hebräerbriefes im 11. Kapitel, Paulus in seinem zweiten Brief an die Korinther; dieser ganze Brief ist eine einzige Beschreibung der christlichen Existenz als ein adventliches Fasten. «In allen Dingen erweisen wir uns als die Diener Gottes: Als die Verführer und doch wahrhaftig / als die Unbekannten und doch bekannt / als die Sterbenden und siehe, wir leben / als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet / als

die Traurigen, aber allezeit fröhlich / als die Armen, und die doch viele reich machen / als die nichts haben und doch alles haben» (2. Kor. 6,8-10).

Widerspruch und Auseinandersetzung

Die Rede von den Kleidern und vom Wein

³⁶ Und er sagte zu ihnen ein Gleichnis: Niemand flickt einen Lappen von einem neuen Kleid auf ein altes Kleid; sonst zerreisst er das neue, und der Lappen vom neuen reimt sich nicht auf das alte. ³⁷ Und niemand fasst Most in alte Schläuche; sonst zerreisst der Most die Schläuche und wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. ³⁸ Sondern den Most soll man in neue Schläuche fassen, so werden sie beide erhalten. ³⁹ Und niemand ist, der vom alten trinkt und wolle bald neuen; denn er spricht: Der alte ist milder. Lukas 5,36-39

Lukas ist hier immer noch dabei, das Abschiedsbankett bei Anlass der Aufnahme des Zollbeamten Levi in den Jüngerkreis zu schildern; es sei ein «grosses Essen» gewesen. Bei solchen Empfängen spielen teure Kleider keine geringe Rolle, der Wein, der dabei fliesst, wird nicht von minderer Sorte sein. Im Hause des Ex-Steuereintreibers Levi, mitten unter dem Haufen von Zöllnern und Sündern sitzt nun Er, der Eine, mit dessen Geburt auf Erden ein neues, ein wahrhaft neues Jahr begann. Jeder Fromme hütet sich sonst, in solch fauliger Umgebung sich blicken zu lassen. Sie entsetzen sich denn auch weidlich über ihn, die Pharisäer und die Schüler des Täufers. Sie sind der Ansicht, Beten und Fasten stände einem Frommen besser an als Trinken und Essen, und dazu an derart verrufenem Ort. Aber da hinein, in diese Welt der teuren Garderoben, der teuren Weine, da der alte Mensch sich so besonders hervortut und entfaltet, da ist nun Er hineingebrochen und hat sich einen von ihnen als Beute herausgeholt, Levi den Steuerbeamten. Nicht den Weg des geringsten Widerstandes geht er, der in die alte Welt gekommen ist, um ein Neues zu pflügen.

Am «grossen Essen» im Hause des Levi nimmt er nun das

Wort und hält die Festrede. Sie handelt vom Neuen, das zu bringen er gekommen ist, von der alten, vergehenden und von der neuen, kommenden Welt; von denen, die noch nach alter Weise fasten müssen, und von den Hochzeitsleuten, die sich jetzt freuen dürfen. Er wählt für seine Ansprache Gleichnisworte, redet von Kleidern und von Wein. Ein Ausleger äussert sich etwas besorgt dahin, es seien das auch gar vulgäre Vergleiche. Aber diese Sprache verstehen sie wenigstens, die Gäste am «grossen Essen» im Hause Levi; in Fragen der Garderobe und der Weinmarke sind sie dort versiert.

Der Herr vergleicht zunächst das Neue, das zu bringen er gekommen ist, um deswillen er jetzt Levi gratuliert, das er den Jüngern schenkte und das er jedem anbietet, der es begehrt, mit einem neuen Gewand. Das Kleid ist im Neuen Testament eines der geläufigsten Bilder. Und wo immer es auftritt, ist damit die Gnade gemeint, die Vergebung der Schuld, der Anteil am neuen, am Leben von Ostern her. Paulus redet vom neuen Menschen, den es gelte «anzuziehen», redet vom «Überkleidetwerden» vom Gewande der Gerechtigkeit. Vor allem aber ist es der verlorene Sohn, dem der Vater das neue Kleid anbietet zum Zeichen dafür, dass ihm seine schuldvolle Vergangenheit vergeben und zugedeckt ist und dass der Vater ihn wieder angenommen hat als Sohn und Erben. Im letzten Buch der Schrift ist von den Erlösten die Rede als von solchen, die «angetan sind mit weissen Kleidern und haben ihre Kleider hell gemacht, gewaschen im Blut des Lammes». Auch Levi, der Zöllner, hat es jetzt angezogen, das neue Kleid.

Nur eine einzige Bedingung stellt Christus dem zu beglückwünschenden Empfänger des neuen Kleides. Wir können uns in der Regel Neues nur als Kompromiss mit dem Alten, bereits Bestehenden und Überlieferten, vorstellen. Neuerungen, die wir ausdenken, erstreben und verwirklichen, sind schliesslich immer ein Gemisch von Altem und Neuem. So

möchten die Menschen der damaligen Zeit, und nicht nur sie, es auch mit Christus probieren. Es leben auch heute viel mehr Zeitgenossen als wir meinen, die etwas von Christus möchten, denen etwas an Christus einleuchtet und imponiert. Der eine mag ihn gern als Lehrer tiefer Weisheit, der andere als Mann hoher Tugend, als wunderbaren Seelsorger oder als Arzt der Kranken, als Schöngeist oder Sozialreformer – einen «Lappen» von ihm, ein Stück von ihm möchte sozusagen jedermann nicht ungern haben. So wären schliesslich auch die Täufer Schüler und die Pharisäer gar nicht so abgeneigt, vom «neuen Mann» allerlei zu lernen, ihm abzugucken und sich anzueignen. Aber da sagt nun der Tischredner: Halt! Man kann das neue Kleid nur ganz und ungeteilt annehmen, oder es dann ganz ablehnen, man kann nicht nur einen Lappen davon haben. Flicken ist zwar sonst eine so üble Sache nicht, gut flicken können gehört zu den Hausfrauentugenden. Aber das «Gewand des Erlösers» ist ein ganzes. Vom Christuskleid einen Flicker herauszuschneiden, um es auf sein altes Kleid zu «büezen», das geht nicht. Christus ist das alles, was wir von ihm begehren, sicher auch, aber er ist das alles nur so, dass er der ganze Retter und alleinige Heiland ist. Gott teilt die Ehre, in Christus der Erlöser der Welt zu sein, mit keinem anderen. Das neue Kleid ist jetzt angeboten, Levi hat es angenommen, man tue es ihm gleich, nehme es an wie es ist, oder schlage das Angebot aus. «Denn niemand flickt einen Lappen von einem neuen Kleid auf ein altes Kleid ...» (37).

Aber das Gleichnis vom neuen und vom alten Kleid ist missverständlich. Man muss sich nämlich jetzt fragen, ob nicht die Gefahr bestehe, dass man die Gnade als Deckmantel der Sünde missbraucht, so dass es dem alten Adam in der neuen Einkleidung gar nicht so unbehaglich ist. Oder könnte das neue Gewand nicht gar zum Schafspelz werden, der dem Wolf, der darin steckt, behagliche Wärme verschafft? Um diesem blutigen Missverständnis vorzubeugen, fügt der Herr

dem ersten Gleichniswort ergänzend ein zweites hinzu, das Gleichnis vom Wein und von den Schläuchen.

Er vergleicht die Gnade mit Wein. Dass Wein starke und nachhaltige Wirkung auf den Menschen ausübt, ist leider bekannt. Er bringt das Blut in Wallung, greift Herz und Hirn des Menschen an und beeinflusst seinen Willen. Wein vermag den stärksten Mann zu meistern. Und sowenig der Wein schwach und harmlos ist, sowenig ist es die Gnade. Sie pflegt sich mit Vorliebe gerade der Starken, der Kraftnaturen, zu bemächtigen. Petrus, Paulus, Augustin, Luther sind Männer. Und nun steigert der Herr das Gleichnis obendrein erst noch, indem er sagt, Gnade sei neuer, in Gärung befindlicher Wein. Damit sagt er von der Gnade ein Wort von Welt umwälzender Bedeutung.

Die Gnade wirkt nämlich nicht nur personhaft auf die Menschen, sondern erneuernd auch auf die Verhältnisse. Ihre Wirkung erstreckt sich auf Dinge und Einrichtungen. Sowenig neuer Wein in rissige Schläuche oder morsche Fässer kann abgefüllt werden, sowenig ratsam ist es, die Gnade mit unhaltbaren Zuständen und gottwidrigen Einrichtungen in Einklang bringen zu wollen. Die Gnade trägt eine solche Gärkraft in sich, ist ein derart ungebärdiges Element, dass sie die Menschen nötigt, sich nach «neuen Schläuchen» umzusehen. So ist die Gnade Christi neuer Wein. Das heisst, sie ist ein Unruhestifter allem überlieferten Unrecht gegenüber, und wenn die Tradition durch Jahrhunderte lange Bräuche, sogar kirchliches Brauchtum, geheiligt wäre. Sie ist die geistige Triebkraft aller guten Veränderung und heilsamen Umwälzung, so ist sie im eigentlichen geistigen Sinne «revolutionär». Ja, wo, was nicht selten vorkommt, gottwidrige Zustände sich unter der Decke religiöser Ehrwürdigkeit verhärten und versteifen, da kann die Gnade geradezu explosive und zerstörende Wirkung bekommen. Wo Gnade gärt, bleibt kein noch so altbewährtes Unrecht unangegriffen. So ist die eigentliche verborgene Triebkraft des Weltgeschehens die

Gnade, auch dann, wenn sie in Gestalt des Gerichts über Gerichtsreife Zustände daherkommt. Als zu Eli's Zeiten die Gnade zu wirken begann, da meinte der alte Priester, die betende Hanna sei betrunken. Und als am Pfingstmorgen der neue Wein durch die alten Schläuche brauste, da hiess es «sie sind voll Weines». «Niemand fasst neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreisst der neue Wein die alten Schläuche und wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern den neuen Wein soll man in neue Schläuche fassen, so werden sie beide erhalten» (38).

Zuletzt stellt Jesus an jenem Abend in seiner Tischrede fest, dass der neue Wein, begreiflich, sich nicht besonderer Nachfrage erfreut. Eine solch stürmische Gnade ist nicht nach jedermanns Geschmack. Man zieht den alten vor, «denn wir sprechen, der alte ist milder» (39). Wer unter allen Umständen keine Aufregung und keine Veränderung begehrt, der bleibe beim alten Brauch der Pharisäer und übe getreu sein Fasten und Beten. Wer aber, wie nun der Zöllner Levi, vom starken neuen Wein der Christusgnade getrunken hat, dessen ganzes Leben wird von Grund auf umgebaut werden. Unter anderem wird er nicht mehr nur tage- und stundenweise fasten, sondern seine ganze Lebensführung wird gegürtet sein. Nachfolge Christi ist alles andere als Unterbietung des pharisäischen und täuferischen Fastens. Levi wird das bald einmal erfahren.

Aber darin unterscheidet sich die Nachfolge von allen mühseligen und halbfrohen Bussübungen: Sie ist Freude, grosse Freude, Nachfolge Christi ist Fest. Da gilt nun: «All Morgen ist ganz frisch und neu / des Herren Gnad und grosse Treu; / sie hat kein End den langen Tag, / drauf jeder sich verlassen mag.»

Herr über den Sabbat

¹ Und es begab sich an einem Sabbat, dass er durchs Getreide ging; und seine Jünger raften Ähren aus und assen und rieben sie mit den Händen. ² Etliche aber der Pharisäer sprachen zu ihnen: Warum tut ihr, was sich nicht ziemt zu tun an den Sabbaten? ³ Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Habt ihr nicht das gelesen, was David tat, da ihn hungerte und die mit ihm waren, ⁴ wie er zum Hause Gottes einging und nahm die Schaubrote und ass und gab auch denen, die mit ihm waren; die doch niemand durfte essen als die Priester allein? ⁵ Und er sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats. Lukas 6,1-5

«Und es begab sich auf einen Sabbat, dass er durchs Getreide ging, und seine Jünger raften Ähren aus, und assen, und rieben sie mit den Händen» (1). Es ist zwar nicht ganz eindeutig feststellbar, ob die Jünger hier wirklich hungerten oder ob ihr Ährenausraufen ein blosses Spiel und eine Nascherei ist, wie wir alle als Kinder sie betrieben haben, indem wir zur Zeit unmittelbar vor der Ernte Ähren abrissen, sie zwischen den Fingern zerrieben, die Spelten von der flach geöffneten Hand wegbliesen und die zurückbleibenden Körner assen. Aber aus Jesu Vergleich mit David, «da ihn hungerte und die mit ihm waren», dürfen wir schliessen, dass die Jünger hier zwar keineswegs am Verhungern sind, ernstlich haben sie nie Hungerzeiten erlebt, aber dass sie immerhin sozusagen im Rahmen des Normalen ihren Hunger stillen. Nach dem Gesetz ist das ausdrücklich erlaubt. Wir lesen (5. Mose 23,25.26) die in mehr als einer Hinsicht auch für uns heute noch interessante Bestimmung: «Wenn du in deines Nächsten Weinberg gehst, so magst du Trauben essen nach deinem Willen, bis du satt bist; aber in dein Gefäss sollst du nichts tun. Wenn du in die Saat deines Nächsten gehst, so magst du mit der Hand Ähren abrufen; aber mit der Sichel sollst du nicht darin hin und her fahren.» Dieser

Bestimmung verdanken wir es, wenn, wenigstens noch bis vor einem Menschenalter, bei uns im Abendland das Ährenauflesen der armen Leute allgemein erlaubt und stillschweigend geduldet war. Das Aufkommen neuer Begriffe wie «rationell betriebene Landwirtschaft», welche mit fahrbaren Hühnerställen auf die abgeernteten Felder fährt und somit den armen Leuten das Ährenlesen verbietet, ist hier dran, ein Stück christlicher Substanz preiszugeben. Ähnlich steht es übrigens mit dem Holzsammeln. Für unsere öffentlichen Waldungen besteht da die Vorschrift, dass das Dürholz, das der Arme mit seiner blossen Hand nehmen kann, ihm gehört, nur darf er weder Axt noch Säge noch irgendein anderes Instrument mit sich in den Wald nehmen. Mag es unserem, dem Römischen Recht und nicht der Bibel entnommenen, absoluten Eigentumsbegriff unerlaubt oder gefährlich scheinen, aber jener süddeutsche katholische Bischof stand durchaus auf dem Boden der Bibel, wenn er während der Hungersnot in einem Hirtenbrief die Erklärung wagte, wenn einer ohne jegliches Gefäss oder Instrument auf einem Feld seinen Hunger stille, dann begehe er vor Gott keine Sünde.

So bewegen sich also auch die Jünger hier auf dem Boden des göttlichen Gesetzes. Aber weil es nun Sabbat ist, wird der Fall kompliziert. Ist es nicht das Sabbatgebot, das Jesus damit, dass er seine Nächsten gewähren lässt, auflöst? Steht irgendwo geschrieben, dass man am Sabbat seinen Hunger nicht stillen, oder gar nicht einmal essen darf? Es wäre eine Beleidigung für Gott, ihm eine derartige Unmenschlichkeit zuzuschreiben. Was Jesus hier missachtet, ist die haarspalterische Auslegung der Schriftgelehrten, welche in dem, was die Jünger hier tun, offenbar schon ein Ernten, ein Dreschen und ein Worfeln erblicken möchten. Für solche Schriftauslegung freilich ist der Herr nicht zu haben. Aber wer ist er, dass er es schon wagt, was die Gesetzeslehrer und Priester als richtig erkannt haben, überhaupt auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, geschweige denn als unverbindlich zu erklären?

Wer ist er? Damit ist die Frage ausgesprochen, die sich schon sofort mit seinem ersten Auftreten, zuerst leise, und dann immer lauter meldete, und die nun auch hinter den Auseinandersetzungen über den Sabbat steht. Er ist der verheissene König. Er ist, wie wir schon bei seiner Ankündigung hörten, der Eine, neben dem es keinen anderen gibt, dessen Amt und Vollmacht es ist, die Erde zu retten. Die Juden, die diesen Anspruch Jesu bald einmal wittern, sehen sich dadurch in eine heftige Unruhe, in ein fieberhaftes Fragen und Forschen versetzt. Sie können zunächst auch gar nicht anders, als über diesen Anspruch erschrecken. Gerechterweise muss man zugeben, dass sie sich selber ein schlechtes Zeugnis ausstellen würden, wenn sie den Messiasanspruch Jesu gelassen hinnähmen, wenn sie als bestellte Wächter des Heiligtums dadurch nicht in höchste Alarmbereitschaft versetzt würden. Jesus selber nimmt wahrhaftig Rücksicht genug auf ihre ihnen gebotene Prüfungspflicht, wird er doch nicht müde, ihnen Anhaltspunkte und Zeichen zu gewähren. Nicht dass sie ernsthaft alles prüfen, ist ihre Sünde. Zur Sünde wird ihnen ihre Wachsamkeit erst dadurch, dass sie sich dem Resultat ihrer eigenen Untersuchungen nicht beugen, dass sie dem Walten des Geistes sich verschliessen und dem heiligen Willen, der hier Glauben schafft, widerstehen. Daher ihre wachsenden Feindseligkeiten, die am Sabbatgebot mit Heftigkeit und Erbitterung aufbrechen.

Es gehört zu Jesu Heilandsgeduld auch seinen Gegnern gegenüber, dass er sich herbeilässt, ihnen plausibel zu machen und den Beweis zu erbringen, dass er das Sabbatgebot nicht auflöst. Aus diesem Bestreben heraus erinnert er sie an jene seltsame Begebenheit aus den Fluchtzeiten König Davids, als dieser von Saul gejagt war wie ein Wild, er und seine Getreuen. Damals kam der Verfolgte in die Gegend von Nob, wo ein Heiligtum sich befand und der Priester Ahimelech stationiert war. Bei diesem klopfte David an, selber hungrig, mit den hungrigen Mannen hinter sich. Der Priester

hat eben nichts im Haus als die zu Kultzwecken bestimmten Schaubrote. Dieselben gibt er ihm, obschon nur der Priester davon essen darf. Und sie essen, weil sie Hunger haben. Wenn David das tat, wie sollte dann Jesus seinen Jüngern verbieten, am Sabbat ihren Hunger zu stillen? (3. Mose 24,5-9).

Durch diese Entgegnung sind Jesu Gegner so auf den Mund geschlagen, dass sie nicht antworten können. Aber je schlagender Beweise sind, um so ärgerlicher sind sie. Nun erhebt sich erst recht die Frage: wer ist der, der es nicht nur wagt, ihnen zu widersprechen, der es sich nun gar herausnimmt, sich mit König David zu vergleichen? Das dürfte ausser dem Messias niemand, das dürften nicht einmal sie als Priester. Und da Jesus merkt, wie sehr er sie mit seinem Vergleich ärgert, wird er noch deutlicher und rückt kurzerhand heraus. Noch sagt er nicht in ausdrücklichen Worten, er sei es (seine Zeit ist noch nicht da), aber immerhin sagt er ihnen: «Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats» (5).

Wenn sie wollen, können sie nun merken, für wen er sich hält. Er ist derjenige, von dem Daniel weissagte, «einer wie eines Menschen Sohn», der zur Rechten des höchsten Thrones sitzt. Er ist der Herr auch über den Sabbat, Herr ist sein Name. «Kyrios Christos», das war in den Anfangszeiten der Kirche die erste, die kürzeste Form des christlichen Bekenntnisses. Und nicht von ungefähr nennt die frühe Christengemeinde ihren Sonntag den «Tag des Herrn».

Eine verdorrte Menschenhand

⁶ Es geschah aber an einem andern Sabbat, dass er ging in die Schule und lehrte. Und da war ein Mensch, des rechte Hand war verdorrt. ⁷ Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer lauerten darauf, ob er auch heilen würde am Sabbat, auf dass sie eine Sache wider ihn fänden. ⁸ Er aber merkte ihre Gedanken und sprach zu dem Menschen mit der dürren Hand: Stehe auf und tritt hervor! Und er stand auf und trat dahin. ⁹ Da sprach Jesus zu ihnen: Ich frage euch: Was ziemt sich zu tun an den Sabbaten, Gutes oder Böses? das Leben erhalten oder verderben? ¹⁰ Und er sah sie alle umher an und sprach zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus! Und er tat's; da ward ihm seine Hand wieder zurechtgebracht, gesund wie die andere. ¹¹ Sie aber wurden ganz unsinnig und beredeten sich miteinander, was sie ihm tun wollten.

Lukas 6,6-11

«Es geschah aber an einem anderen Sabbat, dass er ging in die Schule und lehrte. Und da war ein Mensch, des rechte Hand war verdorrt» (6). Es steht nicht da, dass man ihn ausdrücklich um die Heilung der Hand bat. Aber es genügte wohl in diesem Falle schon, dass man Jesu Aufmerksamkeit auf die Hand lenkte. Nicht völlig unbegründet scheint uns die Vermutung, der Mensch sei von den Lauerern gleichsam als Köder, provokatorisch, vornan platziert worden. Dass Jesus die Hand tatsächlich heilt, liegt hier in der Natur der Dinge. So wie jede Hausfrau ohne besondere Überlegungen nach dem einen dürrn Blatt an ihrem Geranienstock greift, es zu entfernen, so wie ein rechter Bauer es nicht erträgt, einen dürrn Ast mitten in einer belaubten Baumkrone zu sehen, ohne dass er hingeht und ihn heruntersägt, so kann es auch einmal wie hier geschehen, dass Jesus einen Schaden heilt, schlicht weil er der Eine ist, der von Anfang an beim Vater war und schon am Schöpfungswerk teilhatte (Joh.

1,1-5), schlicht weil dieser Verkrüppelte jetzt gerade von seinem Blick gestreift wird und weil jetzt für die Gemeinde Bräutigamszeit vorhanden ist. Dass man sich im Bethaus befindet und dass es an dem Tag ist, da Gott seinem Volk einen Sabbat bereitet, unterstreicht erst noch das Ausserordentliche der Situation. Der Sabbat ist doch der Tag, von dem es heisst: «Und Gott, der Herr, sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.» Dass ein Ebenbild Gottes am Sabbat während der persönlichen Anwesenheit des Bräutigams zugegen sein kann, ohne dass der Ärmste etwas von der einmaligen Huld und Gunst des «angenehmen Jahres des Herrn» merken sollte, das lässt sich der Kyrios, der Herr des Sabbats, nicht bieten. Ohne Zweifel, hier ist in Rechnung zu stellen, dass ja doch der Sabbat seinem ursprünglichen Sinn entsprechend ein ganz besonderer Zeuge der Menschenfreundlichkeit und Güte Gottes ist. Da will vom Himmel her Gottes überquellende Güte in diese Zeit und Welt hereinbrechen, ein Segen, der sich nicht nur auf Sohn und Tochter erstreckt, sondern auch auf Knecht und Magd, auch der Fremdling im Tor, der sonst so rechtlose Volksfremde, auch er soll erfahren – es ist Sabbat heute, sogar Ross und Ochs und Esel, die sechs Tage dem Menschen haben arbeiten helfen, sollen spüren, es ist Sabbat heute, Gott ist gut – und nun soll ausgerechnet der Sabbattag dieser überquellenden Güte Gottes Halt gebieten und eine Schranke setzen? Wohl heisst es, «Gott ruhte am siebenten Tag», aber eben gerade von seiner Güte und Freundlichkeit ruht Gott an diesem Tage nicht; hier gilt: «Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht, der Herr ist dein Schatten über deiner *rechten Hand*.»

«Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer lauerten darauf, ob er auch heilen würde am Sabbat, auf dass sie eine Sache wider ihn hätten» (7). Die Gegner Jesu lauern ihm auf. Sie sammeln mit Eifer und Erbitterung Material gegen ihn. Das ihn belastende Dossier in den Schubladen der Tempelleute in

Jerusalem ist in beständigem Anwachsen. Seine Gegner denken wohl an die Vorschriften über den Sabbat, wie sie 2. Mose 31,12-17 aufgeschrieben sind. Aber sie vergessen, dass es ja Gott ist, der dort spricht. Darum wird Sinn zum Unsinn und Wohltat zur Plage. Sie vergessen, dass der Sabbat nicht nur ein Ruhegebot enthält, also nicht nur negativer Art ist, nicht nur darin besteht, dass man dies und das unterlässt, sondern dass der Sabbat Gottes auch und in erster Linie einen positiven Inhalt hat, dass der Sabbat nicht nur aus Leere besteht, sondern aus Fülle und Inhalt, hat doch Gott diesen Tag ausdrücklich gesegnet. Gutes tun ist am Sabbat keinem verwehrt.

«Er merkte aber ihre Gedanken und sprach zu dem Menschen mit der dünnen Hand: Stehe auf und tritt hervor! Und er stand auf und trat dahin» (8). Seltsam ist, dass gar kein Gespräch zwischen Jesus und dem Mann stattzufinden scheint. Jesus ruft ihn hervor und gebietet ihm, sich in die Mitte der Versammelten zu stellen, jedermann sichtbar. Damit stellt Jesus an den Mann, wenn auch indirekt und unausgesprochen, die Frage des Glaubens. Gehorcht er der Aufforderung, dann ist er bereit, sich von Jesus helfen zu lassen, es also Jesus zuzutrauen, dass er ihn zu heilen vermag. Beim Befehl, in die Mitte der Synagoge zu treten, hat Jesus zugleich aber auch seine Aufpasser im Auge. Es soll nun gleichsam eine Demonstration des Reiches Gottes stattfinden, die jedermann sichtbar sein soll und darum auch räumlich herausgestellt werden muss. Die äusseren Vorgänge erinnern einen hier merkwürdig stark an das Gericht, das Jesus über seine Gegner dort beim Gespräch über die grosse Sündenin hält (Joh. 8,1-11).

«Da sprach Jesus zu ihnen: Ich frage euch: Was ziemt sich zu tun an den Sabbaten, Gutes oder Böses? das Menschenleben zu erhalten oder zu verderben?» (9). Bei Jesu Gegnern trägt die Frage den Sabbat betreffend stets und selbstverständlich die Form: «Was ziemt sich *nicht* zu tun am

Sabbat?» Jesus gibt der Frage bejahende Form: «Was ziemt sich an den Sabbaten zu tun?» So gefragt, können ihm seine Aufpasser tatsächlich nichts antworten. Sie können nicht sagen, es gezieme sich, Böses zu tun und Leben zu verderben, sie wagen aber in ihrer gesetzlichen Bedachtsamkeit auch nicht zu sagen, es gezieme sich, Gutes zu tun und Leben fördernd zu wirken. «Und er sah sie alle umher an.» Er wartet auf ihre Antwort. Eine Spannung steht damit im Raum, die jeden Augenblick zerreißen kann. Die Peinlichkeit der Lage ist für die Gegner unerträglich. Jesus mildert sie, indem er die Stille durch den Befehl an den Mann mit der verdorrten Hand bricht: «Strecke deine Hand aus! Und er tat's. Da ward ihm seine Hand wieder zurecht gebracht, gesund wie die andere» (10).

Es wird von Lukas ausdrücklich hervorgehoben, es sei die *rechte* Hand gewesen. Mit der Menschenhand, und vor allem mit der rechten, hat es in der Bibel eine besondere Bewandtnis. Wir denken vorab ans Handauflegen bei Heilungen und bei Amtshandlungen, wir denken an die Handreichung, wie man in der ersten Christengemeinde bezeichnenderweise die Wohltätigkeit nannte, aber auch ans Strafwunder, das an der rechten Hand der Mirjam geschah, als sie aussätzig wurde, an den 137. Psalm, «vergesse ich dein, Jerusalem, so verdorre meine rechte Hand», oder ans Wort aus der Bergpredigt: «Ärgert dich deine rechte Hand, so hau sie ab.» Es walten da um die Menschenhand, und vor allem um die rechte Hand jedenfalls Geheimnisse, die sich nicht restlos erklären lassen. Wir denken nicht zuletzt an die mehrfache feierliche Aussage, dass Jesus «zur rechten Hand Gottes sitzen» wird.

Wir können an dieser Stelle eine gewisse Symbolmächtigkeit der Heilung dieser verdorrten Hand nicht verkennen. Man bedenke nur das tiefe Leid, das der Menschenhand angetan wird, an das einst hohe Ansehen des Handwerks und an die zeitweilige ebenso tiefe Verachtung desselben. Ja, die Heilung der verdorrten Hand bekommt, seit die Automation

die menschliche Handfertigkeit immer mehr verdrängt und beinahe ersetzt, ein merkwürdiges Gewicht der Bedeutung. Man denkt an die entsetzliche Seuche der Arbeitslosigkeit, da die edle Hand des Arbeiters zur geschändeten Hand des Bettlers wird. Oder wir denken an die beiden verschlungenen Hände, das Symbol der heute so kranken ehelichen Treue und der menschlichen Gemeinschaft überhaupt; oder ans Symbol der betenden Hände, und möchten vor Weh verstummen vor der blutigen Aktualität dessen, was an jenem Sabbat in der Synagoge an einem namenlosen Menschen geschah, als das Wort erging: «Strecke deine Hand aus!»

«Und er tat's; da ward ihm seine Hand wieder zurechtgebracht, gesund wie die andere.» Dabei aber geht es ja nicht um die Hand allein, es geht ja ums Herz. Dieses müsste gesund, zurechtgebracht werden. Wir denken an den versinkenden Petrus, der seine Hand ausstreckt, um gerettet zu werden.

Zuletzt heisst es, menschlich nur zu begreiflich: «Sie wurden aber ganz unsinnig und beredeten sich miteinander, was sie ihm tun wollten» (11). Das nennt man ohnmächtige Wut. So wird gleichsam schrittweise sichtbar, dass seiner das Kreuz wartet. Weil es uns nicht nur an der Hand fehlt, sondern im Herzen und damit am ganzen Menschen, darum hat es, um uns zurechtzubringen, Jesu Sterben für uns gebraucht.

Zwölf Apostel

¹² Es begab sich aber zu der Zeit, dass er ging auf einen Berg, zu beten; und er blieb über Nacht in dem Gebet zu Gott. ¹³ Und da es Tag ward, rief er seine Jünger und erwählte ihrer zwölf, welche er auch Apostel nannte: ¹⁴ Simon, welchen er Petrus nannte, und Andreas, seinen Bruder, Jakobus und Johannes, Philippus und Bartholomäus, ¹⁵ Matthäus und Thomas, Jakobus, des Alphäus Sohn, Simon, genannt Zelotes, ¹⁶ Judas, des Jakobus Sohn, und Judas Ischariot, den Verräter. Lukas 6,12-16

«Es begab sich aber zu der Zeit, dass er ging auf einen Berg, zu beten, und er blieb über Nacht in dem Gebet zu Gott» (12). Man fragt sich unwillkürlich, was nach einer einleitenden Notiz von solcher Majestät wohl folgen werde. Was ihn jetzt dazu veranlasst, eine ganze Nacht in der Zwiesprache mit dem Vater zu verbringen, muss von besonderem Gewicht und von ausserordentlicher Tragweite sein. Zunächst wird ihn das Vorausgegangene bewegt haben, die Tatsache des Widerspruchs, der sich von Seiten Israels gleich von Anfang an in solcher Breite angemeldet hat, der sich unterdessen zur richtigen Spannung und Feindseligkeit steigerte und vertiefte. Noch vollzog sich die Heilung der verdorrten Hand in der Synagoge, aber die Auseinandersetzungen über den Sabbat wiesen doch deutlich darauf hin, dass der endgültige Riss früher oder später unvermeidlich sein wird. Kein Zweifel, die Not um Israel trieb ihn «auf einen Berg». Was nun aber in besonderer Weise den Inhalt seines diesmaligen nächtlichen Betens und Flehens bestimmte, wird erst aus dem Folgenden deutlich: «Und da es Tag ward, rief er seine Jünger und erwählte ihrer zwölf, die er auch Apostel nannte» (13). «Und da es Tag ward» – in der Berufung der zwölf Apostel sieht somit Lukas das unmittelbare Ergebnis des Nachtgebetes auf dem Berg.

Wir erinnern daran, dass Jesus gleich vom Anfang an, das

heisst von der Jordantaufe und Versuchung in der Wüste weg, Leute um sich hatte, die sich zu ihm hielten, Gläubige. Wir vernahmen dann, dass er später einige aus diesen Gläubigen zu seinen Jüngern berief. Inzwischen muss sich die Schar dieser Jünger, ohne dass Lukas darüber berichtet, namhaft vergrössert haben. Und nun geht Jesus dazu über, aus der Menge von Jüngern zwölf Apostel auszuwählen. Die Jünger unterscheiden sich von den Gläubigen darin, dass sie, wenigstens zeitweise, ihre bürgerliche Existenz aufgeben und ihm nachfolgen, ihn auf seinen Wanderwegen von Ort zu Ort begleiten. Worin unterscheiden sich aber Jünger und Apostel? Worin besteht das Besondere am Apostolat? Es handelt sich dabei um einen streng geschlossenen, von den übrigen Nachfolgern, also von einem weiteren Jüngerkreis durchaus unterschiedenen Ring von zwölf Männern.

Was sie zu tun haben und welche Bedeutung ihnen zukommen wird, das zu verstehen ist die Zwölfzahl nicht unwesentlich. Diese Zahl hat heilsgeschichtliches Gewicht. Wir denken an die zwölf Söhne Jakobs, aus denen die zwölf Geschlechter Israels hervorgingen, sie sind die zwölf Väter der zwölf Stämme. Das Ausserordentliche an diesem Schritt Jesu am Morgen nach jenem Nachtgebet besteht nun darin, dass Jesus zu den zwölf alttestamentlichen Patriarchen zwölf neutestamentliche Apostel hinzufügt. Das heisst, dass der Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs, der bis dahin durch die zwölf Geschlechter Israels in die Völkerwelt hineingeleitet wurde, neuerdings durch Christus aufgefangen und von ihm, durch seine Vermittlung durch die zwölf Apostel in die Welt hinausgeleitet werden soll. Jesus zieht hier aus der Tatsache, dass er der Messias ist, die hoch bedeutsame Folgerung, dass er der Mittler des Heils ist. Israel beruft sich auf die Abrahamssohnschaft. Jesu Gottessohnschaft verhält sich dazu wie Verheissung und Erfüllung. Von nun an sind auch die Söhne Abrahams eingeladen, sich auf die umfassendere Gottessohnschaft Jesu zu berufen. Die zwölf Apostel werden die

eigentlichen Zeugen und Träger des Evangeliums sein, das heisst die Augen und Ohrenzeugen der Auferstehung Christi (1. Kor. 15,1-11). Von nun an wird das Zeugnis der Kirche Christi erbaut sein «auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist» (Eph. 2,20).

Von da her sind die gewichtigen Aussagen über das Apostelamt zu erklären, die durchs ganze Neue Testament wiederkehren. «Gleich wie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt» (Joh. 17,18). «Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde» (Apostelgesch. 1,8). «Ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, werdet in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit, auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels» (Matth. 20,28). «Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundsteine und auf ihnen die Namen der zwölf Apostel des Lammes» (Offenb. 21,14). So ist der Apostel der Urzeuge. Diesem Umstand trug die Gemeinde Rechnung, wenn sie nach dem Tode des Verräters in beinahe ängstlich anmutender Beflissenheit die Zwölfzahl durch die Ersatzwahl jenes Matthias ergänzte (Apostelgesch. 1,21-26).

Übrigens gab es in der Umwelt des neutestamentlichen Geschehens eine Art Apostolat auch abgesehen vom Religiösen und ausserhalb der Gemeinde. «Apostel» nannte man nach Kittels Wörterbuch einen Menschen, der auf irgendeinem Lebensgebiet einen anderen Menschen vollgültig vertrat. Es galt der Satz: «Der Apostel eines Menschen ist wie er selber.» Wir würden heute im Wirtschaftsleben von Prokura reden, oder auf politischem Gebiet von einem Stellvertreter oder von einem Bevollmächtigten. Diesen Sinn der Stellvertretung hat vor allem dann Paulus im Apostolat gesehen: «So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch

versöhnen mit Gott» (2. Kor. 5,20). Die Apostel sind die Statthalter Christi, eben in dem Sinn, dass sie die Urapostel sind. Sie sind die einzigen Statthalter Christi, weil es ausser ihnen keine von Jesus selber erwählten Augenzeugen gibt.

Und nun geht Jesus hier daran, sich Apostel auszuwählen. Sein nächtliches Beten wird sich darum gedreht haben, ob er etwas derart Einschneidendes überhaupt tun solle, tun müsse, tun dürfe. Aber darüber hinaus wird er im einzelnen mit dem Vater die bestimmten zu erwählenden Personen durchgesprochen haben. Jesus hat sich tatsächlich seine Apostel nicht selber genommen, er liess sie sich geben, jeden von ihnen, auch den Judas nahm er aus Gottes Hand. Johannes berichtet im hohepriesterlichen Gebet, wie Jesus dort zu wiederholten Malen von den Zwölfen sagt «die du mir gegeben hast» (Joh. 17).

Und nun sehen wir uns diese Apostel, diese «Zwölfe», wie Jesus sie kurzerhand zu nennen pflegte, einzeln noch etwas näher an. Es gibt im ganzen vier so genannte «Apostelkataloge», bei Matthäus, Markus, Lukas und in der Apostelgeschichte. Alle haben das Entscheidende, um das es hier geht, gemeinsam, das heisst: Alle umfassen zwölf Namen. Alle enthalten mit einer einzigen Ausnahme die gleichen Namen. Es ist das der elfte Jünger, wo alle vier Listen einen anderen Namen aufweisen. Lukas hat dort einen Judas, des Jakobus Sohn, Markus hat dort einen Thaddäus, Matthäus hat an dieser Stelle einen Lebbäus. Ferner ist auffällig, dass bei allen die «Zwölfe» in drei Vierergruppen unterteilt sind. Und an der Spitze jeder Vierergruppe steht überall der gleiche Apostel, nämlich Petrus, Philippus und Jakobus.

Und nun sprechen wir sie der Reihe nach durch:

Allen voran steht Petrus, der Flügelmann der ersten Vierergruppe. Dann Andreas, sein Bruder, der zuerst mit Petrus beim Täufer zusammenkam und daraufhin zusammen mit Petrus berufen wurde. Dann Jakobus, des Zebedäus Sohn,

und dessen Bruder, Johannes der Lieblingsjünger.

Die zweite Vierergruppe: Vorab Philippus und Bartholomäus (oder Nathanael), dieser ward durch Philippus zu Jesus gebracht, dann Matthäus (Levi) der Zöllner und Thomas der Zweifler.

Die dritte Vierergruppe: sie tritt, ausgenommen Judas Ischariot, wenig hervor. Jakobus des Alphäus Sohn und Simon der Zelote und abschliessend zwei Judasse, Judas, des Jakobus Sohn, und Judas, der Mann aus Kariot, das heisst Judas Ischariot.

Es sind im Neuen Testament somit deren drei mit Namen Jakobus auseinander zu halten: Jakobus des Zebedäus Sohn, Jakobus des Alphäus Sohn (beides Apostel) und dazu später Jakobus der Bruder des Herrn.

Schliesslich seien uns einige Randbemerkungen zu den «Zwölfen» erlaubt. So sehr Jesus nicht geduldet hat, dass seine Apostel sich in Rangstreitigkeiten verloren, so sehr hat er selber sie unterschieden nach ihren Naturbegabungen, Gnadengaben und -aufgaben.

Petrus ist nicht nur Flügelmann der ersten Gruppe, sondern der ganzen Schar überhaupt. Er macht den Anfang, so wie später Paulus den Abschluss der Zwölfe bildet. Er ist der Erstverantwortliche, der Felsenapostel. Johannes wird der Lieblingsjünger des Herrn genannt. Aus der ersten Vierergruppe werden die drei: Petrus, Jakobus und Johannes oft hervorgehoben, während Andreas aus uns unbekannten Gründen mehr im Hintergrund bleibt. Apostel aber sind sie innerhalb dieser Ordnung alle. Je nach ihren Gnadengaben singt einer die erste Stimme, ein anderer die zweite, keiner ist mehr oder weniger wert als der andere. Wer ja sagt dazu, zweiter zu sein, der kann erfahren, dass dann der erste merkt, dass er nicht existieren kann ohne den zweiten.

Aber auch was die natürlichen Begabungen anbetrifft, sind

die Apostel von grösster Verschiedenheit. Petrus ist der Willensmensch, aktiv und sprunghaft. Jakobus und Johannes sind die «Donnerssöhne», weil sie einst müssen zurechtgewiesen werden in ihrem Wunsch, die Samariterstadt mit Vergeltungsfeuer zu vernichten. Matthäus und Thomas sind, unbeschadet oder geradezu wegen ihrer Verschiedenheit, zusammen genannt, Matthäus erweist sich bei seiner Berufung rasch entschlossen, Thomas ist Schwerblüter. Einer trägt den Beinamen Zelotes. Die Zeloten sind politische Eiferer, wollen Rom mit Waffengewalt verjagen. Schliesslich ist da Judas, der bekannt ist als der kalte Rechner. So fällt auf, wie so gar nicht brav und zahm diese Schar ist, wie viel grüne und unreife Natur an ihnen ist, wie unfertig sie sind, wie unterwegs und wie so gar nicht einheitlich genormt diese Männer sind.

Der Vater hat es dem Sohn mit den «Zwölf» nicht leicht gemacht, sondern schon rein menschlich so schwer wie nur denkbar. Die Zusammensetzung der «Zwölfe» ist ganz daraufhin angelegt, dass Jesus auch in Bezug auf seine Apostel der Heiland von Sündern ist. Das erste Kreuz, das er zu tragen hat, sind die Zwölf.

Seligpreisungen und Weherufe

¹⁷ Und er ging hernieder mit ihnen und trat auf einen Platz im Felde und der Haufe seiner Jünger und eine grosse Menge des Volks von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyrus und Sidon, am Meer gelegen, ¹⁸ die da gekommen waren, ihn zu hören und dass sie geheilt würden von ihren Seuchen; und die von unsaubern Geistern umgetrieben wurden, die wurden gesund. ¹⁹ Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm, und er heilte sie alle.

²⁰ Und er hob seine Augen auf über seine Jünger und sprach: Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. ²¹ Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen. ²² Selig seid ihr, so euch die Menschen hasen und euch absondern und schelten euch und verwerfen euren Namen als einen bösen um des Menschensohnes willen. ²³ Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist gross im Himmel. Desgleichen taten ihre Väter den Propheten auch. ²⁴ Aber dagegen weh euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin. ²⁵ Weh euch, die ihr voll seid! denn euch wird hungern. Weh euch, die ihr hier lachet! denn ihr werdet weinen und heulen. ²⁶ Weh euch, wenn euch jedermann wohl redet! Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch. Lukas 6,17-26

«Und er ging hernieder mit ihnen und trat auf einen Platz im Felde» (17). Im Anschluss an die Wahl der «Zwölfe» lässt Lukas eine grössere Rede folgen. Vielleicht ist es sachgemässer, nicht von einer Rede zu sprechen, sondern eher von einem Lehrgang, von einer Schulung, worin der Meister die Grundzüge seines Reiches mit ihnen herausarbeitet. Matthäus sagt, diese Instruktion habe in der Einsamkeit eines Gebirges stattgefunden, weshalb man dort von einer «Bergpredigt» redet, Lukas dagegen verlegt das Ereignis auf den

Abstieg von einem Berg und auf einen ebenen Platz, so dass man hier eher geneigt ist, an eine «Feldpredigt» zu denken. Matthäus und Lukas haben gemeinsam, dass bei beiden nicht ganz klar wird, wer die Zuhörer sind. Jesus scheint sich bei beiden in erster Linie eben an den engsten Jüngerkreis, an die «Zwölfe» zu richten, hingegen spricht Matthäus zugleich vom Volk, Lukas gar von einem «Haufen der Jünger» und von einer «grossen Menge des Volks» als weitere Zuhörer, die man sich entweder als Zaungäste zu denken hat, oder aber, was wahrscheinlicher ist, hat zeitlich hintereinander zuerst ein Gespräch in der Abgeschlossenheit stattgefunden, und daraufhin ein Reden vor der grossen Öffentlichkeit. Jedenfalls notieren wir hier, dass nicht nur der Widerspruch gegen Jesus mächtig am Werk ist, sondern dass auch der Zusppruch täglich und stündlich noch wächst. Leute, die von ihm Genesung für sich und für Angehörige erwarten, stellen sich in Scharen ein. Sie kommen nicht nur aus Galiläa und Judäa, sondern auch aus dem Ausland, «eine grosse Menge des Volks von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyrus und Sidon, am Meere gelegen» (17).

Die Massen sehen sich weit herum aus der Dumpfheit der Lebensohnmacht aufgeweckt. Es ist buchstäblich Morgenluft, die sie von Jesus her wittern. Man sieht in ihm den Helfer in allerlei Not, vorab den Krankenheiler, «und alles Volk beehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm aus, und er heilte sie alle» (18.19). Und wahrlich, diese Erwartung des kleinen Mannes, dass Jesus der Helfer in schlechthin jeder Not sei, ist nicht fehl am Platz. So wie die ganze Bibel den Menschen in seiner Ganzheit, als Leib und Seele sieht, so ist Jesus der Erlöser des ganzen Menschen. Aber die Leibesnöte gebärden sich bei uns Menschen vordringlich, weil sie uns in besonders zwingender und unausweichlicher Weise bedrängen. Daher ist es ganz natürlich, dass die Leute in Jesus eine Art Doktor für alles sehen, der mehr kann als alle seine Vorgänger. So hat er es immer wieder erlebt, dass

er den Leuten gerade gut genug war, um vorhandene Bresten zu beseitigen. Mehr erwartete man nicht von ihm.

Aber eben diesen Minimalismus der Bedürfnisse durfte, konnte, wollte Jesus nicht unwidersprochen hinnehmen, er wollte nicht dem Selbstbetrug des Volkes nachgeben, wie wenn er ausschliesslich dazu gekommen wäre. Er ist gekommen als Erlöser des Menschen und der Welt, er ist gekommen, um das Übel dieser Welt an der Wurzel zu fassen, als Heiland der Sünder, der, unverstanden in diesem seinem eigentlichsten Anliegen, am fremden und ärgerlichen Kreuz sterben wird. Darum ist er jetzt entschlossen, den «Haufen des Volks» und die «Menge seiner Jünger» auf die kommenden Auseinandersetzungen vorzubereiten, damit keiner im Zweifel sei über die Schwierigkeiten, die seiner und ihrer warten.

Damit keine Seele ahnungslos bleibe, schickt er seinen Instruktionen eine Reihe von Seligpreisungen und Weherufen voraus. Sie warnen die Apostel, Jünger und Gläubigen vor einer falschen Diesseitigkeit und vor einer allzu billigen Erwartung der Erlösungszeit. Wer im Christenglauben einfach eine Garantie für zeitliche Vorteile sucht, wird enttäuscht sein. Das Gegenteil ist der Fall. Wer sich für diesen Glauben entscheidet, soll Kreuz und Leiden gewärtigen.

Viererei ist es, was er seinen Gläubigen in Aussicht stellt: Einmal die *Armut*. Sie werden nicht Zeit finden, sich Güter zu erwerben. Sie werden arm bleiben. Nicht, weil sie etwa faul oder untüchtig wären, nein, aber unbeschadet ihres Fleisses und unbeschadet ihrer Tüchtigkeit werden nicht die Geschäfte dieser Welt ihre Stärke sein. Ihr Leben so nah am Rande der Ewigkeit wird es ganz natürlicherweise mit sich bringen, dass die Armut der ständige Begleiter der Christen sein wird. Nicht, dass die Reichen in ihrer Mitte ganz fehlen würden. Aber sie werden da sein als Ausnahmen, welche die Regel bestätigen (1. Kor. 1,26-31). Armut, im Grunde

erstaunlich und ärgerlich, denn Gott ist reich, die Endzeit wird in der Bibel geschildert als überfließende Segenszeit, und die Gläubigen des Alten Bundes haben es am Rande ihrer Existenz je und je erfahren dürfen, dass es dem grossen Gott ein kleines ist, seine Kinder und Knechte durch irdische Güter zu segnen. Einen Weinberg nennt Gott mit Vorliebe sein Volk, ein Erbteil nennt er sein Reich. Und nun ist der Christgläubige hier eingeladen, die Armut zu wählen. So, in der Gestalt der Armut, soll jetzt noch das ewige Erbteil bei ihnen sein und ihnen in Aussicht stehen: «Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer» (20).

Umgekehrt, wer dieses Kreuz nicht auf sich nehmen will, wer schon jetzt voraushaben will, wer es vorzieht, den Akzent, den Nachdruck und Schwerpunkt seines Lebens auf die Güter dieser Welt zu verlegen, über den ist hier ein Wehe ausgesprochen: «Aber dagegen weh euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin» (24). Im Urtext steht hier der Ausdruck «quittiert», das heisst, ihr habt euern Erbanteil bereits vorbezogen, schon einkassiert, die Quittung ist euch ausgestellt, habt nichts mehr zu erwarten. Gewinn oder Verlust des Reiches, das sei unser vordringliches, unser mittelpunktliches Anliegen: «Wehe euch Reichen, selig ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.»

Der *Hunger*. Nicht nur Knappheit und Armut, sondern Mangel und Hunger stellt er den Seinigen in Aussicht. Die Christen sollen nicht erwarten, in den Gerichten, die über die Völker gehen, dank ihres Christenglaubens Extrazuteilungen zu erhalten. Aber nicht nur bei allgemeiner Hungersnot wird der Christ mithungern. Das Kreuz des Hungerns kann auch so aussehen, dass der Bekenner inmitten einer Zeit des Überflusses um seines Glaubens willen in seiner Ration gekürzt wird. So hat David gehungert, so zählt Paulus unter den Bekenntnisleiden auch den Hunger zu den Verfolgungsarten (Römer 8). Und Christus verheisst nicht, er werde den Hunger wegnehmen, sondern «Selig seid ihr, die ihr hier hungert;

denn ihr sollt satt werden» (21). Also nicht nur Genüge verheisst er, sondern Sättigung derer, die jetzt um seines Reiches willen hungern. Umgekehrt aber erfolgt ein «Wehe euch, die ihr voll seid; denn euch wird hungern» (25). Damit gebietet er den Seinigen, dass sie den Hunger, diesen gefürchtetsten unter allen Tyrannen, nicht fürchten sollen, als gäbe es keinen Gott. Jesus kennt einen Hunger, der Gottes Verheissung hat, und es gibt ein Sattsein, das unter Gottes Gericht steht. Kurz – hüten wir uns, den Fragen der Existenz totales und letztes Gewicht zuzubilligen. Gott ist grösser.

Tränen. Nicht nur die Eingeweide, auch das Herz kann in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Tränen gehören offenbar zum Christenstande hier in dieser Zeit. Wir erinnern an das übers adventliche Fasten Gesagte. Psalm 126 weiss von einer «Aussaat unter Tränen», Paulus von einem «Weinen mit den Weinenden»; aber «selig seid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen» (21). Dass es im Reiche Gottes ein Lachen gibt, ein Lachen unterm Kreuz, das ist ein besonders köstliches Geheimnis. Petrus sagt von den Leiden dieser Zeit: «die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es so sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen». Die Freude aber währt ewig. Umgekehrt «Weh euch, die ihr hier lachtet! denn ihr werdet weinen und heulen» (25). Zuletzt heisst es: «Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.» Dann wird erfüllt sein, dass die unter Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Wohl denen, die dann an solcher Freude teilhaben werden. «Wer zuletzt lacht...»

Verfolgung. Abgesondert sollen sie werden. Damit ist der Kirchenbann gemeint, den man in der Synagoge anwandte, und der an Jesus vollzogen wurde und später an der ganzen Gemeinde. Wir denken an die Verfolgungszeit, die mit der Apostelgeschichte anhebt und bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, sondern in immer neuen Formen wiederkehrt.

Die Seinigen sollen sich aber darüber freuen, denn damit geraten sie sozusagen in «gute Gesellschaft». «Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch und verwerfen euren Namen als einen bösen um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist gross im Himmel. Desgleichen taten ihre Väter den Propheten auch» (22.23). Umgekehrt, wer hier lauter Anerkennung erntet, wer hier keine Feinde hat und es allen Leuten kann, den stellt der Herr in die Gesellschaft der falschen Propheten: «Wehe euch, wenn euch jedermann wohlredet! Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch» (26).

Mit diesen vier Seligpreisungen, bzw. Weherufen, bietet Jesus seiner Gemeinde ein Höchstmass von Freiheit an, Unabhängigkeit von Armut, Hunger, Tränen und Verfolgung. Diese Unabhängigkeit ist nur als Angebot denkbar, niemals als Leistung. Der Heilige Geist kann ein solch mächtiges Gelüsten nach dem Reiche Gottes wirken, dass dieses stärker wird als die Angst vor Armut, Hunger, Tränen und Verfolgung. Die Kräfte der Ewigkeit können so übermächtig werden, dass sie ein Leben formen und prägen.

Aber Achtung! Wo der andere, sei es Bruder oder Weltmensch, arm ist, hungert und weint, da erwartet Christus von seiner Gemeinde ganzen Einsatz, Schach dem Hunger, der Armut und den Tränen!

Feindesliebe

²⁷ Aber ich sage euch, die ihr zuhöret: Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen; ²⁸ segnet die, so euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen. ²⁹ Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. ³⁰ Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder. ³¹ und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr. ³² Und so ihr liebet, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. ³³ Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun das auch. ³⁴ Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf dass sie Gleiches wieder nehmen. ³⁵ Vielmehr liebet eure Feinde; tut wohl und leihet, dass ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn gross sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig über die Undankbaren und Bösen. ³⁶ Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Lukas 6,27-36

«Ich sage aber euch, die ihr zuhöret» (27). Entscheidend ist für das rechte Verständnis der Feldpredigt (Bergpredigt bei Matthäus), dass wir beachten, wer hier redet, ja dass wir keinen Augenblick wegschauen von dem, der hier sagt «Ich», «ich aber sage euch». Dass der Redende nicht Konfuzius ist oder Immanuel Kant, oder Mahatma Gandhi, sondern Jesus von Nazareth, das ist hier vorab und dauernd zu bedenken. «Er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein» (1,32), so weissagte schon die greise Elisabeth über ihn. Und dann ist er geboren worden, vom Engel angekündigt als die «grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird» (2,10). Zum Empfang dieses Königs und zur Aufnahme in sein Reich, das

nahe herbeigekommen ist, sich bereit zu halten, dazu erhob dann der Täufer seine Stimme. Und nun ist er da, er selber, und sein Königreich ist ausgerufen: «Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren» (4,21). Nun redet er hier, der nicht gekommen ist, aufzulösen, sondern zu erfüllen (Matth. 5,17). Nun haben wir seine angebrochene Herrschaft bereits mehrfach in Kraft gesehen als ein Reich zwar nicht von dieser Welt, aber für diese Welt. Und jetzt ergeht sein Königswort, das alle, die es hören, zu Königskindern macht, zu Bürgern seines Reiches: «Ich sage aber euch, die ihr zuhörtet.»

«Liebet eure Feinde» (27). Der eigentliche Wesenszug, den Lukas an der Königsherrschaft Christi hervorhebt, ist die Liebe. Es ist aber nicht nur die Liebe im allgemeinen, sondern eine spezielle, die Feindesliebe. Das ist die Liebe dort, wo man sie zuletzt vermuten würde, dort, wo ihr nicht der geringste, sondern der entschiedenste Widerstand entgegentritt. Die Liebe als Waffe. Jesus erinnert damit den Bürger seines Reiches an den Zustand, in dem er sich seit und mit der Aufnahme in dies Reich befindet. Der Reichsbürger dieser Königsherrschaft lebt jetzt und hier in der Gefährdung und Bedrängnis, in der Anfechtung, er lebt in Feindesland, und zwar nicht nur während ausgesprochener Kriegszustände, sondern so normalerweise und dauernd, dass Christenliebe streng genommen in ihrer Art nie etwas anderes ist als eben Feindesliebe. Das wird der Grund sein, warum Lukas in Jesu Lehrgang dies eine Wort voranstellt und offensichtlich unterstreicht: «Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen; segnet, die euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen» (27.28).

Feinde, Hass, Fluch, Beleidigung, eine Sturzflut von Dunkelheiten wälzt sich uns hier entgegen, als wäre ein Dammbruch erfolgt, als wäre das Tor der Hölle aufgesprengt, eine Macht und Vehemenz der Bosheit, der gegenüber der Mensch und auch der Bürger des Christusreiches hoffnungslos verloren sein müsste. Aber Jesus ruft die Seinen zum

Widerstand, zur Wehrhaftigkeit gegen diese Übermacht auf. Er tut das, weil er weiss, dass dieses Unterfangen Aussicht hat, nicht zusammenzubrechen, sondern standzuhalten. Feinde, Hass, Fluch, Beleidigung, wohl eine nicht zu unterschätzende Grossmacht, aber Jesus ruft ihr gegenüber sein vierfaches: «Liebet! tut wohl! segnet! bittet für sie!» Diese Aufforderung enthält die tief beglückende Botschaft: Die Liebe ist stärker als alle Feindschaft, das Wohltun vermöglicher als das Wehtun, der Segen deckt den Fluch zu, die Fürbitte überwindet die Beleidigung. Aber eben, so lange als wir auf Christus schauen. Sobald wir auf uns schauen, müssten wir über die Macht von Teufel, Welt und Fleisch verzweifeln, denn nicht wir sind es wahrhaftig, die stärker wären als die Hölle. Christus ist stärker, sein Reich ist den Reichen dieser Welt überlegen, ist, wie wir sahen, sogar stärker als alle Macht und Herrlichkeit des Teufels. Weil Christus der Herr ist, der Kyrios, darum: «Liebet eure Feinde –». Dieser vierfache Aufruf ist für jeden Bürger seines Reiches eine Ermunterung zur Teilnahme an einem Kampf, dessen Entscheidung schon gefallen, dessen Sieg schon errungen ist. Weil es gilt, an dieser Tatsache beharrlich und unverdrossen festzuhalten, allem gegenteiligen Augenschein zum Trotz, darum ist es ein Glaubenskampf.

Nach diesem Aufruf zur glaubenden Friedensoffensive inmitten des Kriegszustandes folgt nun ein ebenfalls vierfaches Wort, das uns eine Liebe in einer mehr passiven Form zeigt und anbietet, Liebe als Geduld: «Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den anderen auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock; wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere nicht wieder» (29.30). Es gibt im Völkerleben und im Leben des Einzelnen ein furchtbares Gesetz, so hart wie eine der Gesetzmässigkeiten der Natur. Dies unerbittliche Gesetz besteht darin, dass Böses Bösem ruft, Druck erzeugt Gegendruck, Schlag folgt auf Schlag, Gewalttat ruft der Rache,

Rache der Vergeltung. Und nun kommt Christus und greift in diesen Teufelskreis hinein, ja stellt sich hinein und ruft sein vollmächtiges Halt. Halt, Böses muss nicht Bösem rufen, Druck muss nicht Gegendruck erzeugen, Schlag muss nicht auf Schlag folgen, Gewalttat muss nicht den Grund legen zu neuer Gewalt.

Christus zerbricht die Kette des Vergehens. Das bedeutet die totale Umkehrung, ja Revolution des Weltlaufs; es ist, wie wenn hier die alte Welt stillstünde, wie wenn das Wasser aufwärts flösse. Der Hass kann zum Stillstand gebracht, kann sogar überwunden und beseitigt werden. Der Schläger kann dadurch, dass jemand da ist, der nichts tut als darzuhalten, seines Schlagens müde werden, und die Faust des Schlägers ist eher müde als der Rücken des Dulders, so wie der Hammer eher zerbricht als der Amboss. Diese Tatsache hat sich unzählige Male in der Geschichte des Reiches Christi zeichenhaft offenbart. Rom zerfiel über seinem Kampf gegen die Gemeinde unterm Kreuz. Um das geht es hier nämlich – das Kreuz ist stärker als jede geistige und physische Macht der Welt.

Beide aber, das offensive und das defensive Wort von der Liebe, sind zusammengefasst in ein drittes, man nennt es die goldene Regel der Nächstenliebe. Es lautet: «Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr» (31). Christus begnügt sich nicht damit, seine Feinde in Ruhe zu lassen, ihnen nichts zuleide zu tun, nein, er wird sie mit Zuliebtun überwinden. Hund und Katze erfüllen schon dann ihr Hunde- und Katzen-Dasein, wenn sie einander nicht beißen und kratzen. Damit scheint sich auch der Volksmund zu begnügen, wenn er das Wort Jesu umformt und sagt: «Was du *nicht* willst, dass man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.» Jesus aber sagt es erfüllend und positiv: «Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute *tun* sollen, also *tut* ihnen gleich auch ihr.»

Schliesslich erfolgt eine Art Auseinandersetzung mit dem, was der Mensch, der nicht als Glied am Leibe Christi, sondern gleichsam auf eigene Kosten liebt, Liebe zu nennen pflegt: «Und so ihr liebet, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun das auch» (32-34). Jesus stellt fest, dass es in der Welt viel sogenannte Liebe gibt. Menschen, die nicht lieb sein möchten, gibt es gar nicht. Aber Jesus weist darauf hin, dass es sich dabei im Grunde um bewussten oder unbewussten Eigennutz handelt, um eine Liebe auf Gegenseitigkeit, um eine sublim merkantile Gesinnung, um Liebe als Gegengeschäft. Er aber, der den Bürgern seines Reiches die Möglichkeit zur Feindesliebe schenkt, da man nicht nur keine Gegenliebe erwarten darf, sondern auf Gegenhass gefasst sein soll, er schenkt ihnen auch eine Liebe ohne Gegenseitigkeit, eine Liebe, die gibt ohne zu empfangen, die sät ohne zu ernten, die leiht ohne zurückzufordern, eine uninteressierte Liebe, eine Liebe, die einfach liebt und sich schenkt. «Sie sucht nicht das Ihrige.»

Man fragt mit Recht: Gibt es das? Jesus weiss, dass der Mensch nicht imstande ist, im Verzicht auf Gegenseitigkeit zu leben. Darum stellt er schliesslich dem Bürger seines Reiches Lohn in Aussicht, er nennt ihn geheimnisvoll den «grossen Lohn»: «Vielmehr liebet eure Feinde; tut wohl und leihet, dass ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn gross sein.» Ja, Jesus sagt auch gleich, worin die Grösse dieses offenbar besonderen Lohnes besteht: «Und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein.» Das ist die Liebe um einen Gotteslohn, um diesen grossen Lohn, da man nicht in zeitlichen Werten und Münzen bezahlt wird, sondern sich begnügen lässt an dem Einen: «Kinder Gottes, des Allerhöchsten», zu sein.

Zuletzt wird die Quelle dieser so ganz anderen Liebe aufgedeckt. Wir sind jetzt wie einem Fluss entlanggewandert,

haben uns gewundert über die Reinheit und Fülle der Wasser, über die Schöne, Güte und Vollkommenheit der Blumen und der Früchte, die an den Ufern wachsen, und nun sind wir bis zur Quelle vorgestossen. Und die Quelle jener Liebe, von der Paulus sagt, sie suche nicht das Ihrige, sie rechne nicht, sie lasse sich nicht verbittern, sie glaube, hoffe, dulde alles; die Quelle einer Liebe, die schliesslich gar Feindesliebe ist, schon der alte Zacharias hat sie genannt, damals, als er von der «herzlichen Barmherzigkeit» weissagte (1,78). Wir stehen vor dem Geheimnis der Barmherzigkeit Gottes: «Denn er ist gütig über die Undankbaren und Bösen. Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist» (35.36). Kein Zweifel, wir befinden uns hier am Fusse des Kreuzes. Da, nicht in unseren Herzen, sondern im Herzen Gottes ist die Quelle aller Liebe. In Römer 5,10 heisst es: «Wir sind Gott versöhnt durch den Tod seines Sohnes, als wir noch Feinde waren.» Die Quelle aller Feindesliebe ist die heilige Tatsache, dass Gott in Christus an uns Feindesliebe übt.

Wider den Richtgeist

³⁷ Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebet, so wird euch vergeben. ³⁸ Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Mass wird man in euren Schoss geben; denn eben mit dem Mass, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen. Lukas 6,37-38

«Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebet, so wird euch vergeben. Gebet, so wird euch gegeben» (37). Es geht auch in diesem Wort übers Richten noch ums Hauptthema, die Liebe; aber nun beachte man wohl, es geht um die rechte Liebe. Es gibt auch eine falsche, eine Liebe unter Preisgabe dessen, was recht ist, eine Liebe unter Auflösung der Gerechtigkeit. Man erinnere sich doch, mit welcher Sorgfalt der Apostel Paulus jeweilen dort, wo er von der Sünderliebe Christi redet, den Ausdruck «Recht» verwendet, «gerechtfertigt», «Rechtfertigung aus dem Glauben». Paulus weiss, dass Christus diese Welt und den Sünder so und damit liebt, dass er gleichzeitig die Gerechtigkeit walten lässt und erfüllt. Christus lässt das Recht bis zur Strafe, ja bis zur Todesstrafe, an sich selber vollziehen. Indem er büsst und stirbt, ist er lieb. Die Liebe Christi ist darum wirkliche Liebe, Liebe am Kreuz. Hier ist die Liebe, die zugleich das Recht ist, hier ist das Recht, das zugleich die Liebe ist. Das aber heisst praktisch, dass nur Christus, nur der Mann am Kreuz befugt und berechtigt ist zu gebieten: «Richtet nicht».

Unter keinen Umständen meint er das so, dass er etwa auf Recht und Gerechtigkeit zu verzichten gedenkt. Er wird nie aufhören, gut und böse zu unterscheiden, weiss weiss zu nennen und schwarz schwarz. Er arbeitet hier beileibe nicht an der Erweichung oder gar Preisgabe der sittlichen Grundlagen seines Reiches, was ja die unsinnige Folge hätte, dass der Strafrichter aufhören müsste, dem Bösen zu wehren und

das Gute zu fördern, oder dass gar Gott darauf verzichten müsste, ein «Richter der Gedanken und Sinne des Herzens» zu sein. Auch die Christengemeinde soll durchaus in ihren Reihen Zucht üben, ihre fehlbaren Glieder ermahnen und zu-rechtweisen. Gerade der Zusammenhang mit den anderen drei anschliessenden Worten, «verdammte nicht, vergebet, gebet», zeigt mit aller wünschbaren Deutlichkeit, was mit Jesu Richtverbot gemeint ist und was nicht. Verurteilt nicht, auch wenn ihr beurteilen müsst, vergebet und gebet als solche, denen gegeben und vergeben wurde. Und wenn ihr unterscheiden, werten, urteilen und rechtsprechen müsst, dann geschehe es in der Demut dessen, der weiss, dass er selber vom liebenden Erbarmen lebt und den Ast, auf dem er selber sitzt, nicht absägen soll.

Das Gleichnis vom grossen und kleinen Schuldner wirft hier Licht herein (Matth. 18,21-35). Wer aus erfahrener Barmherzigkeit heraus selber kein Erbarmen übt, der schliesst sich wieder aus dem Erbarmen aus, der unterstellt sich wieder dem unfehlbar tötenden Recht und zieht die Verdammnis auf sein eigenes Haupt. Wer aber umgekehrt aus erfahrem Erbarmen heraus Erbarmen übt, der wird reich werden an Erbarmen, reich an Liebe und Güte, «von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fliessen». Ein überströmender Segen wird von ihm ausgehen: «Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Mass wird man in euren Schoss geben» (38).

Sicher aber spricht Jesus sein Richtverbot auch aus im Blick aufs letzte, aufs Jüngste Gericht. Schliesst euer Urteil über keinen Menschen ab. Beurteilt nicht, wie wenn ihr das Ende absähet und Weltrichter wäret. Gott allein sieht die Herzen an, weiss die Zukunft und behält sich das letzte Wort über einen Mitmenschen vor. Wer über die anderen urteilt, ohne zu bedenken, dass Letzte Erste sein werden und Erste Letzte, der erlaubt sich Eingriffe und Übergriffe in ein Gebiet, das sich menschlicher Verfügung entzieht. «Richtet nicht vor

der Zeit» (1. Kor. 4,5). Auf's Jüngste Gericht weist sicher das Wort hin: «denn eben mit dem Mass, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen» (38).

Man kann aber der «herzlichen Barmherzigkeit» gegenüber, die als «Aufgang aus der Höhe» erschienen und in Jesus Christus nun aufgegangen ist wie eine grosse Sonne, man kann dem grossen erbarmenden Geschehen gegenüber, das mit dem Einbruch des Gottesreiches nun angehoben hat, auch stumpf und unempfänglich bleiben, so dass man überhaupt nichts davon merkt und annimmt. Man kann selber kein Erbarmen benötigen und somit auch keines üben wollen. Man kann «recht tun und niemanden scheuen», kann auskommen wollen ohne Erbarmen. Das ist dann jene «blutleere Gerechtigkeit», die Gottfried Keller in seiner Novelle «Die drei gerechten Kammacher» so treffend beschreibt. Sie können sich rühmen, sie hätten ihr Leben lang nie eine Laterne eingeschlagen; sie haben aber auch nie eine angezündet. Sie sind nur einfach recht und sie sind stahlhart in ihrem Urteil über alle, die nicht auch in gleicher Weise recht sind wie sie. Ihre Welt ist muffig, ihr Denken ist klein, ihr Verhalten kleinlich. Da ist nichts zu spüren von einem «vollgedrückt, gerüttelt und überflüssig Mass». Das ist das Schauerliche am selbstgerechten Richtgeist, dass er diese böartige Seelenschrumpfung zur Folge hat. Darum: Bleibt Kinder der grossen Barmherzigkeit, «richtet nicht»!

Blinde Blindenführer

³⁹ Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? ⁴⁰ Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen. ⁴¹ Was siehst du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? ⁴² Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen, – und du siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zieh zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann zu, dass du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Lukas 6,39-42

Das Bild vom Blinden, der sich als Führer aufspielt, wobei schliesslich diejenigen, die sich ihm anvertrauen, mit ihm zusammen in die Grube stürzen, ist damals geläufige beispielhafte Redensart, also nicht vom Herrn erfunden. Aber nun greift Jesus das allgemeine Sprichwort auf und wendet es gezielt auf bestimmte Zeitgenossen an; und zwar sind das zum nicht geringen Erstaunen, ja Entsetzen, vielleicht da und dort auch zur heimlichen Schadenfreude der jeweiligen Zuhörer, die – Frommen, seien es Pharisäer, Priester oder sonst wie Bibelgelehrte. Als Verwalter der Geheimnisse Gottes gelten diese beim unwissenden Volk als Sachverständige, als Autoritäten, als die berufenen Führer Israels. Aber nun äussert sich Jesus bei mehr als einer Gelegenheit in dem Sinne, dass es Leute gebe, die Augen haben und doch nicht sehen, dass man auch mit der Bibel in der Hand ein blinder Führer sein kann. Man lese nur einmal etwa bei Matthäus im 23. Kapitel nach, was er dort über Israels geistliche Führungsschicht sagt: «Wehe euch, verblendete Leiter! Wehe euch, ihr Narren und Blinden, die ihr Mücken seihet und Kamele schluckt...»

Blinde nennt er sie; was aber ist es denn, das diese

Geistlichen, trotz ihrem Scharfsinn, trotz ihrer beträchtlichen Bibelkenntnis, nicht erkennen? Warum schilt Jesus sie Narren und Blinde? Was ist es, das sie nicht sehen? Es ist genau das, was umgekehrt die Jünger Christi sehen, was an jenem Tag der Täufer meinte, als er in den Ruf ausbrach: «Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt»; als er zu den zwei Täuferjüngern sagte: «Kommet, und sehet's»; als Andreas seinen Bruder Simon herbeirief und ihm mitteilte: «Wir haben den Messias gefunden.» Solchen Menschen, an denen das Wunder der Christuserkenntnis sich ereignet hat, ruft Jesus später einmal zu: «Selig sind eure Augen, dass sie sehen. Wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Gerechte haben begehrt zu sehen was ihr sehet, und haben's nicht gesehen.» Selig der greise Simeon, der an jenem Morgen im Tempelhof sagen kann «... denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen». Selig der Oberzollesnehmer Zachäus, von dem es heisst «er begehrte Jesum zu sehen». Schon wenn man Jesus sehen möchte, hat die Gottesstunde begonnen. «Wem die Stunde schlägt...», sie hätte eigentlich auch für die Pharisäer und Schriftgelehrten geschlagen, aber diese verpassen sie. Mit einem Wort: die Führer Israels sehen Jesus nicht. In diesem hoch gefährlichen Sinn sind sie blind. So wie es Sehende gibt, die farbenblind sind, so sind Israels geistliche Autoritäten jesusblind. Dabei sind sie Führer. Und die auf ihre Führung Angewiesenen sind ihrerseits auch blind, «die Schüler sind nicht besser dran als ihre Meister» (40). So wird das unwissende Volk von seinen Tonangebenden nicht nur nicht zu Jesus geführt, sondern um Jesus herum, am Heil Israels vorbei. Und dieser Weg um Jesus herum führt in die Grube, ins Grab, da keine Hoffnung ist: «Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg zeigen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?» (39).

Solche Blindheit, wie die der Führerschicht Israels, kann jeder geistigen Elite zu allen Zeiten und überall widerfahren.

Eine heisse Sorge meldet sich da; man möchte doch um alles in der Welt nicht blind sein! Wie und warum wird man im Reich des Geistes blind? Um sehend zu werden, sehend zu bleiben, gilt es vor allem der Erblindungsursache nachzugehen. Wo sitzt der Herd des Übels? In den Augen selber? oder anderswo? tiefer? Die Antwort auf diese Frage haben wir nicht zu erbringen; Lukas gibt sie. Die Art, wie und wo er das Gleichniswort im Kapitel einbaut, der Zusammenhang, ist hier wegweisend. Dem Gleichniswort unmittelbar voraus geht das «richtet nicht», gleich nachher aber, und das ist überraschend, folgt das bekannte Wort vom Splitter und Balken: «Was siehest du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr?» (4l). So lässt die Antwort des Lukas auf unsere Frage an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; es ist «der Balken im eigenen Auge», der diese besonders gefährliche Art von Blindheit verursacht. Ohne Bild gesprochen, es ist die Unbussfertigkeit, das uneinsichtige Nichtwahrhabenwollen, das hochmütige Nichtzugeben eigener Schuld. Es ist Unbussfertigkeit, die den Sehnerv der Urteilskraft abtötet und den Menschen jesusbild macht. Und dicht bei der Unbussfertigkeit hockt wie eine Zwillingsschwester die Selbstgerechtigkeit. Daher die milde Selbstbeurteilung, welcher eine ebenso harte Beurteilung der anderen entspricht. Dieser unbussfertige und selbstgerechte Richtgeist ist erbarmungslos und wirkt sich im Verhalten zum Mitmenschen aus als Unmenschlichkeit. Darum die unheimliche Tatsache, die der Herr hier abdeckt, dass es kaum unmenschlichere Menschen gibt als die selbstgerechten, die jesusbildenen Frommen. Sie sind zu allem fähig, schliesslich zum «Kreuzige ihn!». «Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zieh zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann zu, dass du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest»

(42). Die unbussfertige und selbstgerechte Jesusblindheit der Führer Israels wird unfehlbar, sie kann nicht anders, als zum Fehlurteil des Karfreitags führen.

Aber nun passen wir auf, hier ist Gefahr im Verzug. Es ist nämlich einigen Auslegern nicht entgangen, dass Jesus an dieser Stelle das Gleichniswort von den blinden Blindenführern nun einmal nicht wie sonst zu den Führern Israels spricht, sondern – auffällig genug – ausnahmsweise einmal an die Adresse seiner Jünger. Sie, die Jünger, sollen sich nur vorsehen, dass nicht auch ihnen, wie den Pharisäern und Schriftgelehrten, Blindheit widerfahre. Wir haben in diesem Zusammenhang jetzt jene beiden wunderschönen weiblichen Figuren vor Augen, die am Südportal des Strassburger Münsters in Stein gehauen dargestellt sind. Die eine von ihnen symbolisiert die jüdische Synagoge, die andere stellt die christliche Kirche dar. Die Synagogenfigur steht da, mit verbundenen Augen, gesenktem Haupt, geknickt; die Synagoge ist blind. Ihr gegenüber steht die Kirchenfigur, mit hohlem Rücken, stolz und erhobenen Haupte, mit hochmütig überlegenem Lächeln sieht sie zu ihrer gebrochenen Schwester hinüber. Kein Zweifel, es handelt sich hier um die «unfehlbare Kirche». Und beeilen wir uns gleich hinzuzufügen: Es sind, weiss Gott, gemischte Gefühle, die einen beim Anblick dieser beiden Schwestern beschleichen. Man fragt sich unwillkürlich, was wohl der Herr der Kirche zu einer solchen Art Gegenüberstellung von Kirche und Synagoge sagen würde. Ja, würde er sagen, es stimmt, dass der Synagoge die Augen gehalten sind. Und es ist wahr, dass der Kirche die Augenbinde weggenommen ist. Aber, liebe Kirche, die du dein Haupt so hoch erhebst, gib acht. Wer da meint er sehe, sehe zu, dass er nicht erblinde. So weiss Jesus genau, warum er es für nötig erachtet, nicht nur die Schriftgelehrten und Hohenpriester, sondern mit dem Gleichnis von den blinden Blindenführern nun eben auch seine eigenen Jünger, auch die Kirche, auch uns, so dringlich zu mahnen.

Der Holländer Breughel (1529-69) hat es unternommen, das Gleichnis von den blinden Blindenführern zu malen. Das ergreifende, ja erschütternde Bild zeigt eine Gruppe von sechs blinden Männern, die durch die Landschaft schreiten. Sie gehen einer hinterm anderen, indem sie sich ihre Wanderstäbe zustrecken und sich gleichzeitig daran festklammern. So schreiten sie vertrauensvoll und ahnungslos direkt auf einen tiefen Kanal zu. Der erste von ihnen ist bereits heruntergestürzt, der zweite torkelt und die vier übrigen, vornübergebeugt, werden im nächsten Augenblick nachstürzen. Sie haben offenbar gemeint, der Vorangehende sei ein Sehender, und haben sich darin blutig getäuscht.

Dass wir dies Bild erwähnen, hat eine besondere Bewandtnis. Im nahen Hintergrund der Gruppe steht nämlich, hochgebaut, eine Kirche. Steht diese zufällig da? Wollte der Künstler einfach eine holländische Landschaft malen, wozu eben auch eine Kirche gehört? Oder hat er sie mit Absicht hingemalt? Und was könnte er dann mit dieser Kirche sagen wollen? Sollte es ein Hinweis auf die Kirche, die unfehlbare Führerin, sein, und wer sich an die Kirche hält, ist gut geführt, wer aber an ihr vorüber schreitet, fällt in den Kanal? Oder hat der Künstler das Gleichnis bei Lukas so genau gelesen, dass er die Kirche als auch fehlbare Grösse, deren Wissen und Weissagen Stückwerk ist, mit auf seinem Bild haben wollte? Wir wissen nicht, warum die Kirche auf dem Bilde steht. Kunst pflegt mehrdeutig zu sein; das ist ihr Reiz und ihre Grenze, man kann allerlei in sie hinein- und aus ihr herauslesen. Aber eindeutig ist das Gleichnis von den blinden Blindenführern bei Lukas an die Adresse der Jünger gesprochen. Eindeutig klar ist es, dass Jesus es für nötig hält, speziell auch seine Kirche zu warnen, sie möchte nicht eine blinde, sondern eine sehende Blindenführerin sein. So ist das Wort Gottes «ein zweiseitig Schwert», es schneidet nach aussen und nach innen. Jesus sieht sich nicht allein zur Auseinandersetzung mit Israel genötigt – immer sitzt der Feind

auch in den eigenen Reihen.

Von den zweierlei Fruchtbäumen

⁴³ Denn es ist kein guter Baum, der faule Frucht trage, und kein fauler Baum, der gute Frucht trage. ⁴⁴ Ein jeglicher Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt. Denn man liest nicht Feigen von den Dornen, auch liest man nicht Trauben von den Hecken. ⁴⁵ Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens. Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über. ⁴⁶ Was heisset ihr mich aber Herr, Herr, und tut nicht, was ich euch sage?

Lukas 6,43-46

Ein Bild aus dem Bereiche der Natur drängt sich ihm hier auf: «Denn es ist kein guter Baum, der faule Frucht trage, und kein fauler Baum, der gute Frucht trage» (43). Es geht somit bei der Liebe (immer noch sind wir hier am Hauptthema) um das Geheimnis des Wachsens und Werdens, um eine Wirkung, die einer Naturkraft vergleichbar ist; wohlverstanden, nur vergleichbar! Die Liebe, um die es hier geht, ist nun eben gerade ausgesprochen nicht Natur, sondern Geist, der nicht unserem Wesen entstammt. Wenn der Herr von der Verwirklichung der Nächstenliebe im Reiche Gottes spricht, und das eben tut er nach Lukas in der Feldrede, da verweist er auf die Kraft des Heiligen Geistes. Und er selber, Jesus, ist es, der diesen Geist und diese Kraft vermittelt. Dass er den Gläubigen mit einem Baum und die Werke der Liebe wunderbarerweise mit Früchten vergleicht, macht den Hörer zuversichtlich und froh. Das steile Gebot der Liebe ohne Gegenliebe, ja der Feindesliebe, wovon eben zuvor die Rede war, müsste jeden aufrichtigen Hörer entmutigen. Aber nun redet er von einem Baum, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit. Er will mit den Seinen Geduld haben. Jeder Bauer hat schliesslich auch Geduld und wartet, bis dass am Baum der wachstümliche Vorgang von der Blüte bis zum Fruchtansatz

und bis zur Ausreife der Frucht eingetreten und zu Ende gelangt ist. Zudem hat der Baum nicht einfach zu tragen, zu geben und zu liefern, er genießt Pflege, bevor er Frucht trägt, der Fruchtbaum hat einen Wärter; und wer sollte hier der Baumgärtner sein, wenn nicht Christus selber? «Ein jeglicher Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt. Denn man liest nicht Feigen von den Dornen, auch liest man nicht Trauben von den Hecken» (44).

Zuerst unterscheidet er gute Bäume, die gute Frucht hervorbringen, und faule Bäume, die faule Früchte tragen. Er erweitert dann das Gleichnis, indem er vom Weinstock und Feigenbaum einerseits und von Dornen und Hecken spricht. Dorn und Hecke begehrt kaum ein Mensch zu sein. Wie aber wird man ein Weinstock und ein Feigenbaum? Da hilft uns die Überlegung weiter, dass durchs ganze Alte Testament hindurch Weinstock und Feigenbaum sozusagen stehender Vergleich für das Geheimnis der Erwählung sind. Jesus bewegt sich somit hier im innersten Kreis der Heilsgeschichte. Israel ist, wie ein Weinstock aus der Wildnis geholt, veredelt und in einen gehegten Weinberg verpflanzt, aus allen Völkern der Erde auserwählt worden. In der Hoffnung, Früchte zu ernten, hat Gott diesem Gewächs des Weinstocks seine ganze Liebe und Fürsorglichkeit zugewendet. Versagt aber der Weinberg die erwartete Frucht, dann kann sein Weingärtner ihn verwüsten und verwildern lassen (Jes. 5,1-7).

Wenn nun Jesus das Gleichnis vom guten und faulen Baum spricht, dann lebt er in der biblischen Vorstellung, dass man ein guter Baum wird, indem man aus der Wildnis herausgeholt und in eine spezielle Pflege und erwählende Behandlung hineingeholt wird. So sagt es auch der erste Psalm, den der Herr gewaltsam aus seinem Geist verdrängen musste, wenn er ihm hier nicht wesentlich vorschwebte. Wer Gottes Wort Tag und Nacht bewegt, der ist «wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nie». In Gottes Wort

gegründet sein und darin bleiben, das heisst in der Bibel ein guter Baum werden und gute Früchte tragen.

Ja wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen. Im Blick aufs Weinstockgleichnis hat der Herr den Seinigen geradezu mitgeteilt: «*Ich* bin der Weinstock, ich bin der rechte Weinstock, und mein Vater der Weingärtner» (Joh. 15). Die Gläubigen aber sind die Schosse an diesem Gewächs. So ganz ist die Liebe, um die es hier geht, im Urgrund Gottes verwurzelt, dass er seinen Sohn zum Weinstock macht und seine Gläubigen dürfen die Zweige sein, an denen gute Früchte wachsen. «Früchte des Geistes»: «Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, (Liebe allen anderen voraus, und aus der Liebe heraus dann) Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut, Keuschheit» (Gal. 5,22). «Wandelt als die Kinder des Lichts; die Frucht des Geistes ist allerlei Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit» (Eph. 5,9). So ist dann auch das Bild von den guten und bösen Herzen zu verstehen: «Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens» (45). Ein gutes Herz ist eines, das der Erlöser in seine Hand genommen und gereinigt und versöhnt hat. Ein gutes Herz ist ein gläubiges, dem Wirken des Heiligen Geistes und des Wortes Gottes zugängliches Herz. Ein solches Herz bringt gute Gedanken und gute Worte und eine gute Einwirkung auf die Mitmenschen hervor: «Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über» (45).

Er redet aber auch von schlechten Bäumen und schlechten Früchten. Ein Baum, der in der Wildnis bleibt, bleibt schlecht und seine Frucht ist schlecht, Jesus nennt sie «faul», und das ist fürs Verständnis hilfreich. Man sieht sich hier vor die beängstigende Frage gestellt: Wie? Können demnach logischerweise NichtChristen, Menschen, die eben nicht Zweige sind am Weinstock, die nicht Bäume sind, gepflanzt an den Wasserbächen – keine guten Früchte tragen? Wenn

man es moralisch versteht, doch! Sie können viel Edles, viel Menschenfreundliches, viel Humanitäres, wirklich viel Gutes tun. Es sind das sicher auch Früchte; aber eben nicht Früchte des Geistes und darum «faule Früchte» im Sinne von zeitlichen, vergänglichen Früchten. Es mangelt ihnen der Geschmack der Ewigkeit. Ihre Wirkung ist diesseitig. Sie können sich auswirken im beschränkten Bereich des Diesseitigen und Vergänglichen, sie haben aber nicht Ewigkeitsbedeutung. Gemessen an Ostern sind es «faule Früchte», weil ihnen die Auferstehungskraft fehlt. Wer nicht an die österlichen Wasserbäche gepflanzt ist, bleibt trotz aller menschlichen Veredelung ein «fauler Baum» mit «faulen Früchten», ein Baum, der zwar schöne Früchte trägt, aber der Wurm der Verwesung steckt darin.

Ein Christgläubiger bringt Früchte mit ewiger Verheissung, ein edler Nichtchrist bringt Früchte von zeitlichem Gehalt. Nun aber gibt es noch eine dritte Möglichkeit, und die ist unausdenkbar schrecklich. Der Mensch könnte wohl ein Christ sein, gepflanzt an den Wasserbächen, könnte wohl ein Zweig sein am Weinstock, und er bliebe doch unfruchtbar, brächte überhaupt keine Früchte hervor, er liesse sich pflanzen, hegen und pflegen wie ein guter Baum, hätte das Aussehen und Ansehen eines guten Baumes, aber die Früchte blieben weg. Ein Glaubensleben ohne Frucht, ein Glaube ohne Werke. Das gibt es. Ein solcher Glaube ist gemeint, wenn Jesus sagt: «Was heisset ihr mich aber Herr, Herr, und tut nicht, was ich euch sage?» (46). Über solch leeren Glauben ist das Gericht ausgesprochen. Wir verweisen hier auf das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum (Lukas 13,6-9). Die Bibel berichtet sogar vom Vollzug eines solchen Gerichts, woraus wir sehen, wie Jesus den ganzen Gerichts-Schmerz und -Zorn über solch geistliche Unfruchtbarkeit ausspricht. Wir meinen die Verfluchung des Feigenbaums (Matth. 21,18.19).

Es gibt im Alten Testament ein Gebet, das ergreifende Gebet

eines Gläubigen, der darum ringt, dass das Gericht doch möchte vom unfruchtbaren Weinstock weggenommen werden. Wer um die Gesundung und Erneuerung der Christenheit bekümmert ist, kann nicht anders als einstimmen in diesen Gebetsruf von äusserster Dringlichkeit: «Lass leuchten dein Antlitz, so genesen wir» (Psalm 80).

Vom rechten Hausbau

⁴⁷ Wer zu mir kommt und hört meine Rede und tut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist. ⁴⁸ Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute und grub tief und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewässer kam, da riss der Strom zum Hause zu; und konnte es nicht bewegen, denn es war auf den Fels gegründet. ⁴⁹ Wer aber hört und nicht tut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund; und der Strom riss zu ihm zu, und es fiel alsbald, und das Haus gewann einen grossen Riss. Lukas 6,47-49

Auf das Gleichnis aus der Natur folgt eines aus der Technik. Es ist zunächst dazu rein äusserlich zu bemerken, dass bei der Wahl dieses Schlussgleichnisses der Feldrede das Metier, das Joseph und hernach auch Jesus in Nazareth ausgeübt haben, der Beruf eines «Technites», eines Bauhandwerkers, mitbestimmend war (Matth. 13,53-58; Markus 6,1-6). Als einer vom Bauhandwerk hat Jesus beobachtet, ja hat Erfahrung darin, wie in Palästina Häuser gebaut wurden. Es geschah das entweder mit, in der Regel aber ohne Fundament. Die meisten bauten einfach auf die Erde, selten räumte man die Erde weg und vollzog einen Aushub bis auf den Felsen hinunter. Bei Hochwasser nun konnte es geschehen, dass, wenn die Bäche anliefen, ein solches Regenwasser die Erde um ein Haus herum unterspülte und so das Haus gefährdete, Lukas redet von einem «grossen Riss», Matthäus geht weiter und erwägt die Möglichkeit eines «grossen Falles». Das zum äusseren Verständnis des Gleichnisses: Entweder man baut sein Haus auf die blosser Erde oder auf den Grundfelsen, entweder man baut klug oder töricht.

Das Bild vom guten Fundament ist auch sonst in der Schrift gebräuchlich. Es ist Christus, der mit Vorliebe als der gute Grund hingestellt wird: «Einen anderen Grund kann niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus

Christus» (1. Kor. 3,11). Und Paulus will «nicht auf ein fremdes Fundament bauen», sondern auf Christus allein (Röm. 5,18-21). Wer nicht auf diesen Felsen baut, der baut, um in der Sprache unseres Gleichnisses zu reden, auf Sand, der dem Hochwasser nicht widerstehen wird. Wer nicht auf Christus baut, der baut, wie der Apostel den Korinthern in einem anderen Bild schreibt, auf Gold, Silber und Edelstein oder dann auf Holz, Heu und Stoppeln, was dem Feuer, wenn dieses losbricht, nicht standhalten wird (1. Kor. 3,12.13).

Aber wie ist das konkret zu verstehen? – Christus zum Fundament wählen – wie macht man das? Darüber gibt Jesus eben in diesem Schlussgleichnis zur Feldrede genaue Anweisung: «Wer zu mir kommt und hört meine Rede und tut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist» (47). Das Gleichnis wird erzählt im engsten Anschluss an eine Rede. Das ist denn auch eine erste grundlegende Feststellung, die wir hier machen. Johannes hat recht: «Im Anfang war das Wort.» Mit der Rede, mit dem Wort, mit der Predigt fängt Gottes Reich und Herrschaft an. Und Paulus hat nichts Eigenmächtiges ausgesprochen, wenn er feststellt: «So kommt der Glaube aus der Predigt.» Mit dem Wort fängt schon im Alten Testament stets alles an, was von Gott kommt. Gott erschafft die Erde und das Weltall mit seinem Wort. Und wo im Alten Testament etwas vom Himmel her sich regt und geschieht, da hebt es damit an, dass es dann jeweils heisst: «Das Wort Gottes geschah zu mir» oder «kam zu mir». So verweist Jesus hier nun auch mit greifbarer Dringlichkeit auf die Rede, die er nun eben gesprochen hat. Es ist gleichsam seine Königs-, seine Thron-Rede.

Es geht ums Wort, auch wenn anstelle Christi im Neuen Testament etwa die «Apostel und Propheten», oder ein Apostel im besonderen, als Fundament erwähnt werden, eben die Apostel und Propheten, insofern sie Träger des Worts Christi sind, Zeugen Gottes, die sagen, was sie mit ihren Augen

gesehen und mit ihren Ohren gehört und mit ihren Händen betastet haben (1. Joh. 1). Es ist das Wort Gottes, das Christuswort, wenn Paulus den Ephesern schreibt, die Gemeinde sei «aufgebaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist» (Eph. 2,19-22). Und es ist noch einmal das ihm anvertraute Wort und Zeugnis gemeint, und es ist nicht einzusehen was sonst, wenn Jesus dem Petrus mitteilt: «Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen» (Matth. 16,18).

Die zweite Erwägung, die hier anzustellen ist, dreht sich ums Hören: «Wer zu mir kommt und *hört* meine Rede –.» Der zentralen Bedeutung der Rede entspricht das besondere Gewicht, das dem Hören verliehen ist. In den Religionen des Ostens ist es etwas anderes, das dort im Mittelpunkt steht, nämlich das Schauen. Die ganzen heidnischen Religionen sind auf eine Schau, auf eine Revue ihrer Götter angelegt, so in den griechischen Mysterienkulten und in der Mithrasreligion. Der Sinn all der vielen Weißen ist dort der, dass den Leuten der Schleier von den Augen weggenommen werde und dass sie schauend eindringen und sich in die Gottheit versenken. Ganz anders im Alten Testament. Hier steht im Mittelpunkt das Hören auf Gott. Wohl ist auch vom Gottschauen die Rede, aber als von etwas Unerhörtem, geradezu Vernichtendem, das der Mensch nicht erträgt. Einzig Moses habe, heisst es, mit Gott geredet von Angesicht zu Angesicht, aber eben, bezeichnend, geredet, nicht geschaut, und gleich wird hinzugefügt, geschaut habe er ihn nur vom Rücken her. Jesaja im Tempel vergeht, wenn er Gott schauen soll. Die eine, immer wiederkehrende Mahnung heisst hier darum nicht: schaue, sondern «höre des Herrn Wort». Und umgekehrt ist der entscheidende Vorwurf: «Ihr wollt nicht hören.» So wird in Israel bis auf den heutigen Tag Morgen für Morgen jene feierliche Selbstermahnung ausgerufen, die mit den bezeichnenden "Worten beginnt: «Schemah Israel»,

das heisst: «Höre, Israel!»

Auf diesem Hintergrund steht nun auch im Neuen Testament das Hören in der Mitte dessen, was der Gläubige beachten und üben soll. Er steht mit Gott im Verhältnis des Redens und Hörens. Darum die bekannte Formel in der Bergrede nach Matthäus: «Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist..., ich aber sage euch.» Daher das merkwürdige, beinahe drohende: «Wer Ohren hat zu hören, der höre!» Darum der Ausruf Christi: «Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.» Wohl gibt es im Neuen Testament auch ein Schauen, aber dieses hat endzeitliche Bedeutung. Ostern ist ein Schauen. Ostern ist eine Vorwegnahme dessen, was einst «von Angesicht zu Angesicht» sein wird. Auch die Zeichen und Wunder, die von Jesu Hand geschehen, sind ein teilweises Vorwegnehmen dessen, was einst sein wird. Wir erinnern an Jesu Wort in Nazareth, das in unserem jetzigen Zusammenhang bedeutsam ist: «Heute ist diese Schrift erfüllt», nicht vor euren Augen, sondern «vor euren Ohren». Es ist darum gut biblisch, wenn unsere Kirchen aufs Hören eingerichtet sind. Wir gehen mit dem Ohr zu Gott, nicht mit dem Auge, um zu hören, nicht um zu schauen. Darum auch Christus hier: «Wer zu mir kommt und hört meine Rede.»

Aber schliesslich gehört zum Reden und zum Hören nun eben auch das Tun. Die Religionen, die in erster Linie Gott schauen möchten, wollen wissen und erkennen, wahrnehmen und begreifen, die «Religion» des Wortes aber ist eine «Religion» des Hörens und des Tuns. Nicht aufs Erkennen, sondern aufs Gehorchen und aufs Tun ist hier die letztendliche Aufmerksamkeit gerichtet. Gott redet, der Mensch horcht und – gehorcht. Darum sagt Jesus am Schluss seiner Rede: «Wer zu mir kommt und hört meine Rede und *tut* sie.» Ihn hat Jakobus recht verstanden, wenn er mahnt: «Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein!» Aus dem Hören entsteht normalerweise der Glaube, und aus dem Glauben das Werk. Nicht umsonst kommen gegen den Schluss fast

sämtlicher Paulusbriefe die ermahnenden Kapitel, die zum rechten Verhalten und zum guten Werk auffordern. Ja ausgerechnet am Eingang des Römerbriefes wird vom Glauben als von einem Gehorsam gesprochen: «Wir haben empfangen Gnade und Apostelamt, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter seinem Namen» (Röm. 1,5). Wird aber das Gehörte nicht zum Gehorsam, dann ist das eine Abnormalität, dann ist es ein leeres Herr-Herr-Sagen, eine Blüte ohne Frucht. Jesus führt diese Erscheinung auf bewussten Ungehorsam, ja auf Verstockung zurück. Da gilt dann: «Sie haben Ohren und hören nicht.» Dieses Nicht-hörenwollen ist Gericht: «Wer aber hört und *nicht* tut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus auf die Erde baute ohne Grund; und der Strom riss zu ihm zu, und es fiel alsbald, und das Haus gewann einen grossen Riss» (49).

Das Gericht als Wassernot steht schon am Eingang der Bibel, in der Geschichte von der Sintflut. Das Gericht kann in der Bibel aber auch angekündigt werden unter dem Bild der Feuersnot (z.B. Joel 2,1ff). Es ist damit sicher jedesmal das Endgericht gemeint. Zuletzt wird es dann auskommen, welches Hören zum Gehorchen wurde und welches nicht. Aber es sind damit sicher auch die mannigfaltigen Vorboten des Endgerichts ins Auge gefasst. Es kommen ja schon vor dem Endgericht Wasser- und Feuer-Proben an die Gläubigen heran, da es offenbar wird, was Frucht ist und was Spreuer, was auf Fels gebaut ist und was auf Sand, was nur gehörtes, was aber gehorchtes Wort ist.

Der Hauptmann von Kapernaum

¹ Nachdem er aber vor dem Volk ausgeredet hatte, ging er gen Kapernaum. ² Und eines Hauptmanns Knecht lag todkrank, den er wert hielt. ³ Da er aber von Jesu hörte, sandte er die Ältesten der Juden zu ihm und bat ihn, dass er käme und seinen Knecht gesund machte. ⁴ Da sie aber zu Jesu kamen, baten sie ihn mit Fleiss und sprachen: Er ist es wert, dass du ihm das erzeigst; ⁵ denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns erbaut. ⁶ Jesus aber ging mit ihnen hin. Da sie aber nun nicht ferne von dem Hause waren, sandte der Hauptmann Freunde zu ihm und liess ihm sagen: Ach Herr, bemühe dich nicht; ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehest; ⁷ darum habe ich auch mich selbst nicht würdig geachtet, dass ich zu dir käme; sondern sprich ein Wort, so wird mein Knecht gesund. ⁸ Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Kriegsknechte unter mir und spreche zu einem: Gehe hin! so geht er hin; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das! so tut er's. ⁹ Da aber Jesus das hörte, wunderte er sich über ihn und wandte sich um und sprach zu dem Volk, das ihm nachfolgte: Ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden! ¹⁰ Und da die Gesandten wiederum nach Hause kamen, fanden sie den kranken Knecht gesund. Lukas 7,1-10

«Nachdem er aber vor dem Volk ausgeredet hatte, ging er gen Kapernaum» (1). Nach der Berg- bzw. Feld-Rede wendet er sich wieder Kapernaum zu. Dass dieser Ort hier besonders erwähnt wird, hat einen doppelten Sinn. Wir werden später hören, dass Kapernaum die herrlichsten Zeichen der angebrochenen Gottesherrschaft hat schauen dürfen, und nun ist tatsächlich diese Fernheilung des Offizierssklaven von besonders weithin wahrnehmbarer Herrlichkeit. Dann aber ist die Person eines der hier Hauptbeteiligten in

eigentümlicher Weise mit der Synagoge von Kapernaum verbunden. «Und eines Hauptmanns Knecht lag todkrank, den er wert hielt» (2). Solch menschlich gute, ja mehr als freundschaftliche Verhältnisse zwischen Besitzern und Sklaven waren durchaus möglich, und wohl kaum seltener als heutzutage zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. «Da er aber von Jesu hörte, sandte er die Ältesten der Juden zu ihm und diese bitten ihn, dass er käme und seinen Knecht gesund machte» (3). Im Urtext des Lukas heisst es, was für den Glauben des Hauptmanns bezeichnend ist, «dass er käme und seinen Knecht rettete». Der Römer sieht in Jesus nicht nur den Gesundmacher, sondern, umfassender, den Retter. Der Umstand, dass es Juden sind, und zwar Älteste der Synagogengemeinde, die für den heidnischen Hauptmann zu Jesus kommen, bedarf der Abklärung. Wohl ist er Heide, aber wenn er auch die Beschneidung nicht angenommen hat, also dem Volk der Auserwählung nicht angehört und am Segen Abrahams nicht teilhat, so ist er doch ein Freund Israels, der, offenbar als begüterter Mensch, den Juden durch eine Geldstiftung die Synagoge von Kapernaum erbaut hat. «Da sie aber zu Jesus kamen, baten sie ihn mit Fleiss und sprachen: Er ist es wert, dass du ihm das erzeigest; denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns gebaut» (3-4).

Die Begründung dieser warm empfehlenden Fürsprache, die nach allem bereits Vorgefallenen die Kirchen- und Schul-Räte von Kapernaum einige Überwindung gekostet haben mag, ist mehr als nur menschlich schön, sie ist ein schönes Zeugnis israelitischer Frömmigkeit. Um Israels willen kann nämlich auch ein Heide gesegnet werden. Der Segen Abrahams ist in seiner Auswirkung so machtvoll, dass auch die nichtisraelitische Welt je und je einen Abglanz davon verspürte, von Pharao zu Josephs Zeiten bis in die Tage Salomos, da sogar die märchenhaft reiche Königin von Arabien einen Strahl von der Herrlichkeit des Gottkönigtums

empfang. Nicht um seiner selbst willen, aber um der Wohltat an Israel und um seiner Liebe zum Gottesvolk willen ist es der heidnische Offizier wert, hat er es verdient, dass Jesus ihm helfe. Es ist also, wir dürfen das diesen Synagogenältesten schon zugute halten, nach ihren Begriffen ein verhältnismässig kühner Glaube, der sie veranlasst zu Jesus zu kommen, ist doch für einen Juden kaum etwas schwerer als zu glauben, dass abseits vom Acker Abrahams auch noch Weizen wachsen könnte.

Und eben diesem ihrem Glauben gegenüber ist Jesus hier zunächst entwaffnet. Sein ihm vom Vater angewiesener Auftrag ist ja in räumlicher Hinsicht eingeschränkt. Er ist vorläufig nur zu den «verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt». Wir wissen aus seinem Gespräch mit der Syrophönikizierin (Markus 7), wie gehorsam sich der Herr an diese ihm auferlegte Schranke hält. Und hier wird er nun eine Ausnahme machen. Es gibt nichts, das Gott so ans Herz greift, nichts kann solchen Einfluss am höchsten Thron ausüben, wie der Glaube.

Bald aber soll noch ein ganz anderer Glaube dem Herrn begegnen. Bereits unterwegs zum Quartier des Hauptmanns, erreicht ihn dessen zweite Delegation, diesmal bestehend aus Freunden: «Da sie aber nun nicht ferne von dem Hause waren, sandte der Hauptmann Freunde zu ihm und liess ihm sagen: Ach Herr, bemühe dich nicht; ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehest; darum habe ich auch mich selbst nicht wert erachtet, dass ich zu dir käme; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund» (6.7). Wenn er nicht selber erscheine und Drittpersonen sende, dann möge man ihm das doch nicht etwa als Römerstolz auslegen. Im Gegenteil, es sei eigentlich eine Anmassung gewesen, Jesus zuzumuten, sich zu ihm, dem Heiden, hin zu bemühen. «Ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehest», und «ich habe mich nicht selbst als wert erachtet, dass ich zu dir käme». Wenn er es nun doch wagt, Jesus um Rettung für

seinen Sklaven bitten zu lassen, dann ist das noch einmal Glaube, ein Glaube, der bereits verbunden ist mit dem gewaltigen stillen Vorgang der Busse, ein Glaube, wie Jesus ihn tatsächlich in Israel bis jetzt nicht findet. In Israel hat man den Eindruck, wegen der Zugehörigkeit zum Samen Abrahams «es wert zu sein», dieser Heide da aber sagt, er sei es weder wert, dass Jesus zu ihm komme, noch, dass er Jesus entgegengehe.

Israel steht Jesus noch abwartend und «lauernd» gegenüber, muss noch untersuchen und werweissen, wer er sei, während ihn dieser Heide hier anredet als Kyrios, als Herrn. Bisher haben es nur die Teufel ausgesprochen, wer er ist – hier aber ist es nun ein Heide, der ihn anredet mit «Ach Herr – sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund». Das ist nicht Israels, wohl aber der Glaube der Zöllner, Sünder und Heiden. Dieser Heide glaubt an die absolute göttliche Vollmacht des Herrn. Er drückt diesen Glauben in herzbewegender Weise in Worten aus seinem Vorstellungsbereich als Offizier aus. So wie er, als Hauptmann über eine Hundertschaft, einerseits seinen eigenen Vorgesetzten untergeben ist, andererseits als Vorgesetzter selber Untergebene hat, genau so beschreibt er die Stellung des Herrn. Er sieht in Jesus den Untergebenen und Gesandten Gottes, dem von höchster Stelle her beides, Auftrag und Befehlsgewalt, übertragen ist, und zwar nicht nur über eine winzige Hundertschaft, sondern über die tausend und abertausend grossen und kleinen Dinge und Vorgänge in der Welt, über die Natur und den Kosmos, selbst über Krankheit und Tod. Was Jesus später von sich selber sagt: «Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater», genau das bekennt hier der heidnische Offizier: «Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch (!) ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Kriegsknechte unter mir, und spreche ich zu einem: Gehe hin! so geht er hin; und zum anderen: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das! so tut er es» (8).

Man vergegenwärtige sich diesen Glauben: Die Krankheit, die Armut, die Sterne des Himmels, selbst das Wetter des Alltags sind nicht unabänderliches Schicksal und Verhängnis, sondern alle diese Dinge, Zustände und Vorgänge sind wie bewegliche Truppen, wie Subalterne, Untergebene eines Kommandierenden! Und dieser von höchster Stelle her eingesetzte und vorgesetzte, dieser «Hauptmann» aller Dinge ist Jesus. Nicht weniger als das glaubt und bekennt der Offizier von Kapernaum.

Jesus ist durch diesen Fund, der ihm da an so unerwartetem Ort gleichsam am Wegrand zufällt, verwundert und entzückt. Aber auch traurig im Blick auf Israel. «Da aber Jesus das hörte, verwunderte er sich über ihn und wandte sich um und sprach zu dem Volk, das ihm nachfolgte: Ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!» (9).

Sollte sich aber jemand darum interessieren, wie man zu solchem Glauben überhaupt kommt, dann beachte er die schlichte Notiz, die Lukas darüber bringt, wenn er berichtet: «Da der Hauptmann aber von Jesus hörte, sandte er die Ältesten zu ihm» (3). Des Hauptmanns Glaube fängt schlicht damit an, dass er von Jesus hört. Mit dem Hören fängt's an, wie wir eben vorhin feststellten.

«Und da die Gesandten wiederum nach Hause kamen, fanden sie den kranken Knecht gesund» (10). Mit dieser sachlichen Feststellung schliesst Lukas den Bericht.

Zeichen und Wunder in ganz Galiläa

Der Jüngling zu Nain

¹¹ Und es begab sich darnach, dass er in eine Stadt mit Namen Nain ging; und seiner Jünger gingen viele mit ihm und viel Volks. ¹² Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der ein einziger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Witwe; und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. ¹³ Und da sie der Herr sah, jammerte ihn derselben, und er sprach zu ihr: Weine nicht! ¹⁴ Und trat hinzu und rührte den Sarg an; und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! ¹⁵ Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden; und er gab ihn seiner Mutter. ¹⁶ Und es kam sie alle eine Furcht an, und sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein grosser Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht. ¹⁷ Und diese Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land und in alle umliegenden Länder. Lukas 7,11-17

«Und es begab sich darnach, dass er in eine Stadt mit Namen Nain ging» (11). Nain liegt südöstlich des Tabor, fast zehn Wegstunden von Kapernaum entfernt. Zwischen der Heilung des Schwerkranken in Kapernaum und der Auferweckung des Toten in Nain muss somit geraume Zeit verstrichen sein. «Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus» (12). Hier geht es nun tatsächlich um die Auferweckung eines Toten. Diese Geschichte ist darum im höchsten Grade aufreizend und eine Herausforderung besonderer Art. Es ist gut, hier einige Bemerkungen, den Tod betreffend, vorzuschicken.

Der Tod ist die volkstümlichste Macht der Welt. Ihm werden die grössten Ehren erwiesen. Nicht umsonst sind die berühmtesten Bauwerke, die das Heidentum hervorbrachte, Grabdenkmäler, Mausoleen, Pyramiden. Dies Interesse für den Tod bekundet nicht nur der alte, sondern auch der neue Heide. Der Cook-Kurier Fred Wagner hat in seinen

Lebenserinnerungen unter dem Titel «Grosse Welt kleine Menschen» darauf hingewiesen, dass die Indienfahrer, die er geleitet hat, in der Regel vorab die so genannten «Türme des Schweigens» sehen wollten. Ein Reiseführer, der diese schauerliche Stätte hätte meiden wollen, hätte sich einer unverzeihlichen Unterlassungssünde schuldig gemacht. Wagner bemerkt dazu: «Der Tod als Sensation, überall und immer kehrt das Motiv wieder, in Theaterstücken, in Filmen, in Zeitungsberichten und – in der Wirklichkeit. Da drängen sich die Zuschauer in die vordersten Reihen.» Auffällig ist die Popularität, deren sich Gedenktage und Totenfeiern erfreuen. Die römisch-katholische Kirche weiss sich an ihrem Allerseelentag nicht nur bei ihren Gläubigen, sondern auch bei den Anders- und Ungläubigen am verstandensten und volksnahsten.

All diesem alt- und neu-, halb- und ganz-heidnischen Getue und Gepränge um den Tod ist Jesus tief abhold. Wir erinnern an sein Ergrimmen anlässlich der Trauerfeierlichkeiten um Lazarus und um die Jairustochter, an sein Wort an den Nachfolger: «Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.» Und an jenes: «Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmückt der Gerechten Gräber –» (Matth. 23,29-32). In Jesu Augen ist der Tod der Feind. Diesem veranstaltet man keine Festlichkeiten. Darum ist Moses Grab unbekannt, darum das Begräbnis Christi selber so hastig und formlos. Und darum war es kein Höhepunkt, als die Christenheit zum Kreuzzug rief zur Rückeroberung des – Grabes(!) Christi. Darum auch sind christliche «Totensonntage» Widersprüche in sich selber, ist doch der Sonntag das Gedenken der Auferstehung und nicht der Toten.

Und dieser Christus, der mit dem Tod auf derart gespanntem Fusse lebt, nähert sich nun hier in dem Moment dem Städtchen Nain, da von der anderen Seite, aus dem Stadttor, sich ein Begräbnis in Bewegung setzt, und zwar ein grosses, ein

ausserordentliches, handelt es sich doch um den einzigen Sohn einer Witwe, um einen besonders traurigen Fall, «und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr» (12). Die Beerdigung ist somit in vollem Gang. Ihr Ablauf will sich in der uns nur zu bekannten, monotonen Zwangsläufigkeit vollziehen. Jedermanns Sorge pflegt dabei zu sein, wenn nur alles klappt, sind doch Störungen bei Begräbnissen von ganz besonderer Peinlichkeit. Was man noch tun kann, das ist dann jeweilen: allem den Lauf lassen, den Sargträgern, dem Totengräber, den mitwirkenden Rednern, Sängern und Musikanten. Was will man da noch, es sei denn ausweichen, verstummen und – Hut herunter! Und das ist dann jeweilen der Moment, da zum Greifen spürbar der Triumph des Todes seinen Höhepunkt erreicht. Diese Lage nützt er weidlich aus. Hier ist er am augenfälligsten der Sieger.

Und nun bewegt sich wie gesagt eben zur gleichen Zeit eine andere Schar vom Felde her den Toren Nains zu. Auch sie ist zahlreich: «und seiner Jünger gingen viele mit ihm und viel Volks» (11). Auch diese Schar hat einen Herrn und Herzog. Dort ist es seine Majestät der Tod, hier seine Majestät das Leben. Die beiden Kolonnen nähern sich wie zwei feindliche Heerhaufen. Der atemberaubende Augenblick der Begegnung rückt Schritt für Schritt näher und näher. Wird Jesus zur Seite treten und stumm «den Hut ziehen»? dem Tod die Ehre geben und das Feld räumen? Statt dessen aber geschieht hier das Haarsträubende, dass Jesus den Sargträgern den Weg vertritt. Er «zieht den Hut nicht» und denkt nicht daran zu verstummen. «Und da sie der Herr sah, jammerte ihn derselben, und er sprach zu ihr: Weine nicht!» (13). Der Herr, der Kyrios, ist er hier wieder. Er tritt herzu. Er rührt den Sarg an. «Und die Träger standen.» So steht es da, wie wenn es heissen würde «und die Wasser des Rheinstromes standen». «Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf!» (14). So steht es in merkwürdiger Knappheit, als wäre die Hauptsache bereits geschehen. «Und der Tote richtete sich

auf und fing an zu reden; und er gab ihn seiner Mutter» (15). Jäh ist damit das Totenfest abgestoppt: Das Grab bekommt seinen Raub nicht. Die Träger bieten mit ihrem leeren Sarg einen fast komischen Anblick. Lieder und Reden sind umsonst vorbereitet, die Instrumente umsonst umständlich gestimmt. Uns aber beschäftigen hier drei Fragen.

Vorab: Was bezweckt Jesus mit dieser Tat? Der Jüngling stirbt ja später einmal dann doch! Was hier sich ereignet, ist demnach lediglich ein Aufschub. Soll hier eine Witwe getröstet werden? Aber warum aus allen heraus gerade diese eine? Und warum hunderte, ungezählte andere nicht? Kein Zweifel, der Herr hat hier ein Exempel statuiert. Was vom Tod als feierliche Krönung gedacht war, wird nun zu einer Abfuhr und Entthronung. Jesus zeigt hier in grosser Öffentlichkeit, wer der Kyrios, wer der Herr ist und wer nicht. Die Anwesenden empfinden es durchaus so. Die Witwe und ihr Sohn stehen, wenigstens bei denen, die mit Jesus waren, bald im Hintergrund des Interesses. Die Tragweite und Allgemeinbedeutung dieses Ereignisses wird hier geahnt. Es hat ein Einbruch von oben stattgefunden. Man hat den Eindruck, einer Gottesstunde beizuwohnen. Was schon Zacharias in seinem Lobgesang einst vorweg sagte: «Gott hat heimgesucht sein Volk.» Sie können nun nur erschrecken über dem Gedanken, dieser Stunde in keiner Weise gewachsen zu sein. «Und es kam sie alle eine Furcht an, und sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein grosser Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht» (16). Es ist hier etwas passiert, das über den Einzelfall hinausweist und Bedeutung hat für alle Witwen aller Zeiten, auch für die ungezählten, deren Söhne im Sarg bleiben werden.

Aber weiter fragen wir: Jesus ist ja dann selber gestorben, trotz seines Sieges vor den Toren Nains. Wir denken hier an jene andere Mutter, die einst die Voraussage hören musste, dass ihr «ein Schwert durch die Seele gehen wird»; wir denken an Jesu Niederlage vor den Toren jener anderen Stadt in

noch ganz anderer Öffentlichkeit. Eben, Jesus begegnet dem Tod nicht nur auf freiem Feld, sondern verfolgt ihn bis hinein in die Behausung des Todes, um nicht drin zu bleiben, sondern um sie – endgültig zu erobern und besetzt zu halten. «Das Gefängnis nimmt er gefangen.» Der Tod wird ihn verschlingen, aber gerade so wird der Tod durch ihn verschlungen. Der junge Mann von Nain ist ein vorausgeeilter Osterbote. Was die Beteiligten dort sagen, hat durch und durch österlichen Klang: «Es ist ein grosser Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht» (16).

Aber heute? Wenn Gott solche Dinge möglich sind, warum wird denn weiter gestorben? Warum stoppt er nicht überhaupt alle Leichenzüge? Warum trocknet er nicht alle Tränen? Wer so fragt, und wer in Demut fragt, der gehört zu den geistlich Armen, zu denen, die Leid tragen und die hungern und dürsten, ja, er hat die Osterbotschaft recht gehört und erkannt, dass Jesus «der Erstling der Entschlafenen» ist. Eine Schwalbe macht zwar noch keinen Sommer, kündigt aber an, dass es einen Sommer gibt und dass der Sommer kommt. Dann, zuletzt, wird «der Tod nicht mehr sein, und Gott wird abwischen alle Tränen von den Augen».

Die Täuferfrage

¹⁸ Und es verkündigten Johannes seine Jünger das alles. Und er rief zu sich seiner Jünger zwei ¹⁹ und sandte sie zu Jesu und liess ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? ²⁰ Da aber die Männer zu ihm kamen, sprachen sie: Johannes der Täufer hat uns zu dir gesandt und lässt dir sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? ²¹ Zu derselben Stunde aber machte er viele gesund von Seuchen und Plagen und bösen Geistern, und vielen Blinden schenkte er das Gesicht. ²² Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündiget Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt; ²³ und selig ist, der sich nicht ärgert an mir. ²⁴ Da aber die Boten des Johannes hingenen, fing Jesus an, zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Winde bewegt wird? ²⁵ Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen sehen in weichen Kleidern? Sehet, die in herrlichen Kleidern und Lüsten leben, die sind an den königlichen Höfen. ²⁶ Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja ich sage euch, der da mehr ist denn ein Prophet. ²⁷ Er ist's, von dem geschrieben steht: «Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesicht her, der da bereiten soll deinen Weg vor dir.» ²⁸ Denn ich sage euch, dass unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein grösserer Prophet als Johannes der Täufer; der aber kleiner ist im Reich Gottes, der ist grösser als er. ²⁹ Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott recht und liessen sich taufen mit der Taufe des Johannes. ³⁰ Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider

sich selbst und liessen sich nicht von ihm taufen. ³¹ Aber der Herr sprach: Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechts vergleichen, und wem sind sie gleich? ³² Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und rufen gegeneinander und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch geklagt, und ihr habt nicht geweint. ³³ Denn Johannes der Täufer ist gekommen und ass nicht Brot und trank keinen Wein; so sagt ihr: Er hat den Teufel. ³⁴ Des Menschen Sohn ist gekommen, isst und trinkt; so sagt ihr: Siehe, der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Freund! ³⁵ Und die Weisheit muss sich rechtfertigen lassen von allen ihren Kindern. Lukas 7,18-35

«Und es verkündigten Johannes seine Jünger das alles» (18). Lange haben wir nichts mehr von Johannes dem Täufer gehört. Im Anschluss an sein erstes Auftreten berichtet Lukas gleichsam so nebenbei: «Herodes aber, der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward um der Herodias willen, seines Bruders Weib, und um alles Übels willen, das Herodes tat, legte er über das alles Johannes gefangen» (3,19.20). Johannes sitzt seither auf der Wüstenfeste Machärus, von Herodes in Haft gehalten, aber so, dass der Täufer durch seine Jünger mit der Umwelt in Kontakt bleiben kann. Durch Vermittlung seiner Jünger ist er auf Schritt und Tritt, Zug um Zug über die Vorgänge um und mit Jesus orientiert. Wie diese Nachrichten auf den Häftling wirken, was im Täufer vor sich geht, das vernehmen wir nun, freilich nur indirekt, dadurch, dass Johannes durch zwei seiner Jünger die bekannte Frage an Jesus richten lässt: «Und er rief zu sich seiner Jünger zwei und sandte sie zu Jesu und liess ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?» (19).

Lukas weist darauf hin, dass Jesus eben mitten in der Ausübung seines göttlichen Messiasamtes stand, als die beiden Täuferjünger mit der Frage ihres Meisters bei ihm eintrafen: «Zu derselben Stunde aber machte er viele gesund von

Seuchen und Plagen und bösen Geistern, und vielen Blinden schenkte er das Gesicht» (21). Und aus dieser Situation heraus, ohne viel Überlegungen, Erklärungen und Beweisführungen, so sachlich wie ein Handwerker auf die Solidität seiner Arbeit, so wie der Kaufmann auf die Echtheit seiner Ware zeigt und sagt: «Man überzeuge sich selber», so antwortet der Herr seinem von Gott ihm zugewiesenen Herold. «Und Jesus sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert» (22.23). Das sind genau die Zeichen, die nach der Schrift einst den Anbruch der messianischen Zeit und das Kommen des Messias begleiten sollen (Jes. 35,5f; 29,18; 61,1; Luk. 4,17ff). Der Täufer mag nun an der Schrift prüfen, ob das wahr ist oder nicht, und daraus die Antwort auf seine Frage sich selbst geben. Jesus zweifelt keinen Augenblick daran, dass diese Antwort beim Täufer positiv ausfallen wird. Einen anderen Massstab, ein anderes Erkennungszeichen, eine andere Instanz als die Schrift kennt er nicht.

Man hat sich darüber aufhalten wollen, dass Johannes diese Frage überhaupt hat stellen können. Dabei scheint es uns, es sei oft mehr moderne Psychologie statt biblischer Sachlichkeit zum Wort gekommen. Der Täufer fragt und Jesus antwortet. Fragen ist doch erlaubt. Gefragt hat der Täufer schon bei der ersten Begegnung am Jordan, ob es nicht richtiger wäre, dass er, der Täufer, von Jesus sich müsste taufen lassen, statt umgekehrt. Entscheidend ist bei solchem Fragen, ob der Fragende bereit ist, sich unter die Antwort zu beugen. Wir haben keinen Grund, hier daran zu zweifeln. Johannes fragt Jesus durchaus und immer noch als denjenigen, welcher der Grössere ist als er. Er, Johannes, ist immer noch nicht wert, Jesu Schuhriemen aufzulösen.

Schliesslich ist die eine grosse schlichte Tatsache nicht zu

übersehen, dass Johannes seine beiden Jünger nicht zu den Schriftkundigen und Sachverständigen nach Jerusalem schickt, sondern eben zu demjenigen, dessen Ansicht und Äusserung ihm nach wie vor massgebend ist, zu Jesus, dem Herrn. Dass er die Frage überhaupt stellen muss, deutet hin auf eine Not, deren er sich in keiner Weise zu schämen hat. Es ist die Not aller wahrhaft Glaubender, es ist die Not aller, die damals auf das Wort Jesu und auf das Wort des Täufers hören. Es ist und bleibt übrigens bis nach Ostern die Not sämtlicher Jünger des Herrn, es ist die Not der Spannung zwischen der Höhe der Messiasverheissung und der Niedrigkeit dessen, was man jetzt und hier an ihm wahrzunehmen vermag. Es ist die Not der Spannung zwischen Verheissung und Erfüllung, eine durch und durch begreifliche, eine «erlaubte» Not. Dass der Täufer sie nicht nur erleidet, sondern auch ohne Angst um einen eventuellen Heiligenschein äussert, ist, wie wir noch sehen werden, gut und heilsam.

«Da aber die Boten des Johannes hingingen, fing Jesus an, zu reden zum Volk von Johannes» (24). Jesus weiss, dass der Täufer das Gefängnis nicht lebend verlassen wird. Was er hier über seinen Vorläufer und Herold sagt, tönt denn auch fast schon wie ein Nachruf. So wie ihn Jesus hier zunächst schildert, so hat ihn das Volk gesehen. Der Täufer war tatsächlich keine «schwankende Gestalt», war keine Windfahne, kein Schilfrohr, sondern vielmehr wie ein Eichbaum, der eher bricht als biegt. In ihm hat das Volk keinen «in weichen Kleidern» gesehen, keinen Schmiegsamen und Anpassungsfähigen. Er war weder Höfling noch Diplomat, sondern «Ritter ohne Furcht und Tadel», der ohne Ansehen der Person die Wahrheit sagte und ohne die Folgen zu fürchten. So war der Täufer ein gefürchteter Mann. Jesus ruft ihnen jene grossen, erwartungsbangen und zugleich zukunftsfrohen Anfangstage in Erinnerung: «Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Winde bewegt wird? Oder wolltet ihr einen Menschen

sehen in weichen Kleidern? Sehet, die in herrlichen Kleidern und Lüsten leben, die sind an den königlichen Höfen» (24.25).

So war der Täufer einer, wie die Völker sie lieben und besingen, vor allem die unterdrückten Nationen und die Armen unter den Völkern. Freilich in der Regel nicht, solange sie Zeitgenossen sind, wohl aber in der Rückschau, vor dem Urteil der Geschichte. Von allen Propheten ist wohl der Täufer infolge dieser von Jesus erwähnten und gewürdigten Eigenschaften der populärste gewesen. Er hätte so recht das Zeug zu dem, was die katholische Kirche ihre Heiligen nennt. Dieser Popularität hat die Gefangensetzung des Täufers keinerlei Abbruch getan, im Gegenteil, da hat sie erst recht neue Nahrung gefunden und ihren Höhepunkt erreicht. Seit seiner Verhaftung ist er in aller Munde. Herodes hat unfreiwillig dafür gesorgt. Jedermann redet von ihm, jedermann schaut auf ihn. Es fehlt nur noch, dass die Verächter Jesu den Inhaftierten als Ideal hinstellen und Jesus als den «Geringeren» neben der Gestalt des Täufers abwerten. Herodes fürchtet das Volk um des Täufers willen, Herodes fürchtet auch noch nach der Ermordung des gewaltigen Mannes dessen Schatten. Herodes fürchtet nicht Jesus, Jesus verhöhnt er nur, aber der Täufer scheint ihm ein auch politisch ernst zu nehmender Partner und Gegner zu sein.

Aber, ist das der göttliche Sinn des Täufers, dass jedermann auf ihn schaut?, dass alles Volk von ihm spricht?, dass seine Person das Interesse Israels auf sich zieht? Wer ist denn er, der Täufer? Ist er denn jemand anderer als was die Schrift von ihm sagt (Maleachi 3,1) und was der Heilige Geist anlässlich seiner Geburt durch den Mund seines Vaters so bedeutsam von ihm sagte: «Und er wird vor ihm hergehen –» (1,17)? Er ist der Vorläufer, ein «brennend und scheinend Licht», ein Kienspan, der ein wenig den Weg erhellt, aber nicht «das Licht» selber. Gott lässt es darum nicht zu, dass jedermann auf den Täufer schaut, auf diesen «Grössten

derer, die von Frauen geboren sind». Er ist zwar «mehr als ein Prophet», weil er der letzte aller Propheten ist, und damit der räumlich und zeitlich messiasnächste; aber Osterzeuge ist er selber nicht, der kleinste Osterzeuge ist grösser als er, weil er die Erfüllung nicht geschaut hat und nicht bezeugen kann. Darum lässt Gott es nicht zu, und der Täufer selber dürstet, ja lechzt darnach, dass Gott es nicht zulasse, dass er als der starke Mann dastehe, Jesus aber gar als der «geringere». Und eben mit seiner Frage aus dem Gefängnis zeigt nun der Finger des Täufers noch einmal, sozusagen noch ein letztes Mal von sich weg auf Jesus hin. Er kann jetzt nicht mehr anders seines Zeugendienstes walten als eben so, das heisst, in Schwachheit.

Und Gott wendet es so, dass dieses Christuszeugnis des gefangenen und bald sterbenden Täufers mächtiger und deutlicher Christuszeugnis wird als alles, was Johannes bis dahin gesagt und getan hat. Durch seine Frage zerstört der Täufer den Nimbus vom starken Mann. Er ist ja gar nicht der, zu dem ihn die Phantasie der öffentlichen Meinung gemacht hat. Er ist ja selber in tiefer, tiefer Not. Und in seiner Not ist Jesus seine Zuflucht. Zu wem du fliehst in deiner Not, von dem erwartest du die Hilfe. Der Täufer im Gefängnis ist christusbedürftig. Der Täufer am Jordan ist der Mann, der hauptsächlich Antworten erteilen kann. Er antwortet den Soldaten, den Kaufleuten, dem Volk, den Priestern. Jetzt ist er ein Fragender. Nicht viele Fragen sind es, die er hat, sondern nur eine, die Frage nach dem Kommen des Reichs; und keiner ausser diesem Einen kann ihm seine Frage beantworten. Gewiss, die Frage des Täufers verrät eine Sorge. Nun, wie sollte ein Inhaftierter nicht Sorgen haben? Sorgen um sein Leben, um den Tag seiner Entlassung, um sein verlassenes Werk draussen, um seine Jünger, um seine Angehörigen? Der Täufer aber hat eine, eine einzige Sorge: «Wie steht es um Gottes Wort? Gilt es? gilt es nicht? Gilt das Wort, das Gott den alten Propheten, gilt das Wort, das er

zuletzt dem Täufer sagte? Ist unbedingter Verlass darauf? «Bist du es, oder sollen wir auf einen anderen warten?»

Tote stehen auf, gewiss, aber der Tod selber hat noch nicht aufgehört. Das ist die Not des Täufers und seiner Leute. Nun muss er, muss auch er, der Täufer, sich mit Zeichen begnügen, nun muss auch er noch – glauben. Sie haben ja alle glauben müssen, von Mose bis Maleachi, aber nun muss auch er noch «dran glauben», darf den Tag der Ostern, oder gar den Jüngsten Tag, noch nicht schauen. Das ist die Not des Täufers. Es ist die Not des Glaubens überhaupt. Herodes beugt den Täufer nicht. Aber diese Not beugt ihn, und aus ihr heraus schreit er. Es ist das Schreien der Psalmen. Es ist das Schreien der Armen. Jesus hört es. Der Täufer ist nun selber ein Armer, der Armen Ärmster ist er geworden. Er bedarf des Erlösers. Er schwankte einen Augenblick – wenn nur Jesus nicht schwankt. Jesus nimmt die ganze Not des Täufers auf sich und trägt auch sie zum Kreuz.

Zuletzt aber bekennt Jesus sich auch noch vor den Menschen zu ihm. Er nennt sich und Johannes in einem Atemzug. Sie sind und bleiben nicht voneinander zu trennen, weil sie nach Gottes Plan, der eine als der Vorläufer, der andere als der Eine, einander zugeordnet sind in der heiligen Ordnung des göttlichen Waltens.

Das Gastmahl im Hause des Pharisäers Simon

³⁶ *Es bat ihn aber der Pharisäer einer, dass er mit ihm ässe. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus und setzte sich zu Tisch.* ³⁷ *Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da sie vernahm, dass er zu Tische sass in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe* ³⁸ *und trat hinten zu seinen Füßen und weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küsste seine Füße und salbte sie mit Salbe.* ³⁹ *Da aber das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.* ⁴⁰ *Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an.* ⁴¹ *Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere fünfzig.* ⁴² *Da sie aber nicht hatten, zu bezahlen, schenkte er's beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?* ⁴³ *Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.* ⁴⁴ *Und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehest du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus; du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet.* ⁴⁵ *Du hast mir keinen Kuss gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen.* ⁴⁶ *Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt.* ⁴⁷ *Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.* ⁴⁸ *Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.* ⁴⁹ *Da fingen an, die*

mit zu Tische sassen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt? ⁵⁰ Er aber sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden! Lukas 7,36-50

Diesmal ist es ein Pharisäer, der ihn zum Essen einlädt. Dabei ist beides gleich erstaunlich, einmal dass eine Einladung von dieser Seite erfolgt, dann, dass der Herr sie annimmt. Man hat schon etwa die Vermutung geäußert, die Einladung sei in heuchlerischer Absicht erfolgt, sei in Wirklichkeit eine der Fallen, die man Jesu dauernd stellt. Aber aus dem Verlauf des Abends wird doch genügend klar, dass Simon einer von jenen Wenigen war, die ihr Urteil über den Rabbi von Nazareth nicht zu früh abschlossen, sondern sich von der Frage umtreiben liessen, ob er ein Prophet Gottes sei oder nicht. Auf alle Fälle wird man beiderseits eher darauf gespannt gewesen sein, welchen Verlauf dieses Gastmahl nehmen werde.

Gleich bei Beginn macht Jesus eine Erfahrung, die nicht ein besonders günstiges Vorzeichen zu sein scheint: Er wird beim Empfang betont unhöflich behandelt. Der Haussklave bietet ihm kein Fussbad an, noch ist ihm Gelegenheit geboten, die Haare in Ordnung zu bringen, und der Hausherr empfängt ihn nicht, wie es bei werten Gästen Brauch und Sitte ist, mit dem üblichen Willkommkuss. Wie es früher bei vornehmen Häusern zwei Eingänge gab, einen für die Gäste, einen für die Bediensteten, Lieferanten und Bettler, so muss Jesus gleichsam durch den Nebeneingang das Haus des Pharisäers Simon betreten. Die Abendgesellschaft nimmt, den linken Ellenbogen auf ein Kissen gestützt, die Füße vom Tisch weg nach aussen ausgestreckt, strahlenförmig um den Tisch herum Platz, der Gastgeber obenan, Jesus so, dass wenn der Gastgeber mit ihm redet, die beiden sich über die anderen Eingeladenen hinweg unterhalten müssen, so dass alle es hören; auf alle Fälle nimmt Jesus nicht den Ehrenplatz zur Seite des Hausherrn ein.

Und dann der Zwischenfall, der wahrscheinlich schon bald am Anfang des Abends sich ereignet. Wer den Mann aus Nazareth einlädt, ist nie ganz sicher, dass alles klappen wird, und tut gut, sich auf Überraschungen gefasst zu machen. Eine Uneingeladene betritt den Saal. Wie sie hat eindringen können, ist ein Rätsel. Der Türhüter wird hinterher um dieser Unachtsamkeit willen eine Rüge zu gewärtigen haben. Es ist eine Frauensperson, eine jedermann bekannte Dirne, ursprünglich, wenn nicht alles trügt, selber Angehörige der Gesellschaft, ein Gegenstand öffentlicher Skandale. Sie ist dem Gastgeber bekannt. Wie die den Mut aufgebracht hat, diesen Ort gegen alles, was Form und Anstand heisst, zu betreten, bleibt ein Rätsel. Vielleicht war es der Mut der Verzweiflung. Sie sucht Jesus, wie man für ein Todkranken noch nach einem bekannten Arzt ausschickt. Aber es eilt. Und sie hat bis dahin die Gelegenheit nicht gefunden, ihm zu begegnen. Und ohne an die misslichen Nebenumstände denken zu müssen, ist sie nur von dem einen Gedanken beherrscht und getrieben: Der, dieser Eine, vermag mein verspieltes Leben zu retten. Und nun steht sie da, schaut sich um, erkennt ihn, geht auf ihn zu, sinkt zu seinen Füßen hin, und es begibt sich, dass ihr ein Missgeschick ums andere passieren muss: Sie bricht in vernehmliches Weinen aus, verunreinigt mit ihren Tränen den Boden und Jesu Füße, hat nichts als ihr Haar, den Schaden gutzumachen – pfui wie unordentlich! Und nun küsst sie die Füße. Welch eine Extravaganz! «und salbt die Füße Jesu mit Salbe».

Aber das Allerseltsamste: Jesus lässt sie gewähren, ein solches Theater, ein Skandal, unternimmt nichts und sagt nichts. Der Gastgeber hat von Anfang an den Auftritt genau verfolgt. Er erwartet, dass Jesus die Stadtbekannte auch kennt und die Frauensperson höflich, aber mit aller Bestimmtheit von sich weise, und im Weigerungsfall mit einem unmissverständlichen Fusstritt nachhülfe. All das geschieht nicht. Der Gastgeber schliesst daraus – eine andere

Möglichkeit kommt ihm nicht einmal in den Sinn –, Jesus wisse nicht, um wen es sich handle, schliesst auf Unwissenheit. Die Frage, die bei ihm bis dahin noch offen stand, ist damit für ihn beantwortet: Ein Prophet ist der Nazarener nicht. Dass der Herr alles, alles wissen könnte, besser als Simon, dass der Herr noch viel tieferen Einblick in die Sünde und Verlorenheit dieser Bedauernswerten haben könnte – um ihr zu helfen, anstatt ihr einen Fusstritt zu versetzen –, ihr die Hand reichen könnte, ja ihr gar ihre Sünden vergeben könnte, dass gerade darin und just so sich seine göttliche Sendung erweisen könnte, dass er gekommen ist, Sünden zu vergeben, vom Tod und aus der Hölle zu retten – diese Möglichkeit liegt ihm gänzlich ausser Betracht.

Wie Simon vor sich hinsinniert – über die Abendgesellschaft hat sich eine verlegene Stille gelegt –, hört er auf einmal seinen Namen rufen. Der Nazarener meldet sich zum Wort: «Simon, ich habe dir etwas zu sagen.» Das Wort wird ihm vom Gastgeber gewährt: «Meister, sage an!» Und nun erzählt Jesus, es tönt zunächst wie einer der Rätselsprüche, die bei geistreichen Tischgesellschaften zum edlen Zeitvertreib hin- und her geboten werden, nun erzählt Jesus von den zwei Schuldnern, wovon der eine 50, der andere 500 Groschen schuldig war – und beiden wird ihre Schuld erlassen. Welcher von ihnen ist dankbarer? Welcher liebt den hochherzigen Geber mehr? Wenn es auch an Beleidigung grenzt, an dieser Tafel eine Frage vorzulegen, die jeder Erstklässler beantworten könnte, Simon lässt sich zur Antwort herbei: Natürlich liebt ihn derjenige mehr, dem er 500 Denare schenkte.

Und drauf fährt Jesus nicht etwa fort wie zu erwarten wäre: «Du hast recht geantwortet», sondern er sagt: «Du hast recht gerichtet.» Gerichtet hat Simon, und zwar ohne es zu wissen und zu wollen, sein eigenes Verhalten. Und der Herr legt ihm das Rätselwort aus: Diese zwei Schuldner sind sie, er, Simon, und diese Frau. Er, Simon, und diese Frau? Wer

erkühnt sich, an seinem eigenen Tisch Simon mit dieser Stadtbekannten in einem Atemzug zu nennen? Aber der Bauern-Rabbi von Nazareth fährt unbeirrt weiter: Jene Frau ist eine grosse Sünderin. Sie hat unendlich viel mehr gesündigt als Simon. Nicht etwa, dass Simon kein Sünder wäre. Das behauptet er selber ja auch gar nicht. Aber das Verhältnis zwischen ihrer und seiner Sünde ist vielleicht 500 zu 50. Nur eines muss man ihr lassen, in diesem Einen hat sie vor Simon einen Vorsprung: Sie hat mehr geliebt, ist reicher an Liebe. Und nun vergleicht der Bauerngast aus Nazareth Zug für Zug das Verhalten des Gastgebers beim Empfang mit dem Verhalten der grossen Sünderin. Simon hielt es nicht der Mühe wert, ihm gegenüber auch nur die simpelsten Formen des Anstandes zu wahren, diese Frau aber hat ihm die Füsse geküsst und gesalbt, denn wem viel vergeben wird, der liebt viel. Ein Simon hat wenig Vergebung nötig, darum wohl ist auch seine Liebe so mager. Und damit es ganz klar wird, spricht er zu der grossen Sünderin, die offensichtlich bei dem allem anwesend blieb und zuhörte: «Dir sind deine Sünden vergeben.» Damit meldet Jesus seinen Anspruch an, mehr als ein Prophet zu sein. Wer sagt: «Dir sind deine Sünden vergeben», ist entweder der Messias oder er lästert Gott.

Die Tischgesellschaft ist geneigt, letzteres anzunehmen. Erregt sagt einer zum anderen: «Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?» Einst haben die Jünger gefragt: «Wer ist dieser, dass ihm Wind und Meer gehorsam ist?» Die Jünger fragten damals erstaunt und nachdenklich. Diese hier aber fragen ärgerlich und entsetzt: «Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?»

Noch immer steht die Frauensperson da. Sie möchte wohl am liebsten immer da bleiben, wo ihr Retter ist. Aber der Herr schickt sie weg: «Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.» Er will gleichzeitig damit den Anwesenden sagen: Euer Unglaube wird euch nicht helfen. Man beachte, er sagt nicht, was man hier nach allem jetzt erwarten müsste, es sei

ihre Liebe, die ihr geholfen habe. Dass es helfende Liebe gibt, wissen wir, wissen es nur zu gut. Aber der Herr sagt zur grossen Sünderin, dass es helfenden Glauben gibt: «Dein Glaube hat dir geholfen.»

«Gehe hin mit Frieden.» Bis dahin war der Friede nicht bei ihr. Das war ihre Not. Die Not, die hinter aller sexuellen Unordnung und Ausschweifung steht, ist hier aufgedeckt. Mit jener Frau ist von nun an der Friede. Darum wird bei ihr ein neuer Lebensabschnitt beginnen.

Nachfolgerinnen

¹ Und es begab sich darnach, dass er reiste durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes; und die Zwölf mit ihm, ² dazu etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heisst, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren, ³ und Johanna, das Weib Chusas, des Pflegers des Herodes, und Susanna und viele andere, die ihm Handreichung taten von ihrer Habe. Lukas 8,1-3

Etwas wie eine neue Etappe in der Wirksamkeit Jesu wird hier eingeleitet. «Und es begab sich darnach, dass er reiste durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes» (1). Bis dahin war seine Arbeit mehr oder weniger auf Kapernaum konzentriert, obschon er den Bewohnern dieser Stadt, die ihn am liebsten für sich allein behalten hätten, widerstanden hatte. Nun wird er den dort ausgesprochenen Entschluss (4,43) verwirklichen und eine Art Wanderleben führen, mit Kapernaum als Standquartier, «von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf», wie man sinngemäss auch übersetzen könnte, steht es doch im Urtext so, dass man den Eindruck hat, Lukas habe sagen wollen, jede einzelne Stadt habe er besucht und für jedes kleinste Dorf habe er sich Zeit genommen. Was er in dieser Wanderzeit tut, ist vor allem zweierlei, er «predigte und verkündigte», das heisst, er proklamiert den Anbruch des Reiches Gottes, ruft aus, die Gottesherrschaft sei da (predigen), und dann bietet er das Heil an, indem er den Leuten diese Nachricht als Frohbotschaft, die sie persönlich angeht, zu ruft. Nicht erwähnt Lukas hier, was sonst als Drittes gewöhnlich noch dazu genannt wird, die Zeichen und Heilungen.

«Und die Zwölf mit ihm.» Er ist nicht mehr allein, die den zwölf Patriarchen des Alten Bundes entsprechenden zwölf

Apostel des Neuen Testaments begleiten ihn. Es fällt schwer, sich den Aufzug dieser Männerschar vorzustellen, die mit der erregenden Nachricht von Ort zu Ort ziehen, das Reich Gottes sei angebrochen.

«Dazu etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten» (2). Auch eine Anzahl Frauen seien mitgezogen. Die Notiz, dass es sich um solche handelte, die er gesund gemacht hatte, fällt deswegen auf, weil sie einzig dasteht. Es heisst das zum Beispiel von keinem einzigen seiner Apostel. Es könnte menschlich gesprochen die Vermutung nahe liegen, als hätten ihn zahlreiche solch ehemals Kranker und nun Geheilte gleichsam als wandelnde Zeugnisse begleitet. Einmal lesen wir, ein einzelner Geheilte sei zurückgekommen, um Gott die Ehre zu geben (zehn Aussätzige). Ein andermal vernehmen wir, ein Geheilte (jener Besessene im Gergesenerland) habe sich ihm anschliessen wollen, aber Jesus habe sein Begehren abgewiesen. Darum ist die Erwähnung der Frauen als ehemals Kranke hier bemerkenswert. Es ist das Band besonderer Dankbarkeit, das sie mit ihm verbindet.

Drei von diesen Nachfolgerinnen werden sogar mit Namen genannt. Einmal Maria, eine von den verschiedenen Marieen (Mutter Jesu, Maria von Bethanien). Die hier erwähnte ist Maria von Magdala, einem Ort am See. Sie muss einst ein besonderer Fall von Besessenheit gewesen sein. Von 7 Teufeln habe er sie befreit. Sie wird später Zeugin seiner Passion und erste Osterzeugin im Garten des Joseph von Arimathias sein. Dann Johanna, die Frau Chuza's, der ein hochgestellter Beamter des Königs Herodes Antipas war, des Johannesmörders. Wir ahnen, zu welchen Spannungen familiärer Art die Nachfolge Jesu führen kann. Schliesslich Susanna, von der wir ausser ihrem Namen nichts wissen. Auffallen muss die völlige Abwesenheit der Mutter des Herrn, hier, wo doch von nachfolgenden Frauen besonders berichtet wird.

Nun ist dieser kleine Abschnitt in doppelter Hinsicht bedeutsam. Einmal im Blick auf die Stellung der Frau, dann im Blick auf Jesu Lage als Fremdling und Wanderer.

Im Blick auf die Bedeutung der Frau ist hier allerlei zu bedenken. Im ganzen Vorderen Orient bestand eine Neigung, die Frau zu verachten und zurückzusetzen. Das wird deutlich aus einem Dankspruch für Männer, der sich in verschiedenen Abwandlungen bei den Juden sowohl wie bei den Griechen und Persern findet. «Ich danke dir, dass ich kein Ungläubiger bin; ich danke dir, dass ich kein Sklave bin; ich danke dir, dass ich kein Weib bin.» Auch wenn einzelne Frauen als Ausnahmen sich allgemeinen Respekt erringen, so ist doch im Allgemeinen die Stellung der Frau prekär. Es ist hervorzuheben, dass diese grundsätzliche und praktische Erniedrigung des weiblichen Geschlechts im Alten Testament nicht vorhanden ist. In den klassischen Stellen des Alten Testamentes ist die Frau zusammen mit dem Mann die Krone der Schöpfung, zusammen mit dem Mann eine lebendige Seele, zusammen mit dem Mann der Sünde verfallen, unters Gericht gestellt und der Begnadigung teilhaftig. Sie ist «Gehilfin» des Mannes, das heisst, der Mann ist auf sie angewiesen. Wir verweisen auf die respektable Reihe von Frauengestalten als Mütter der Verheissung: Eva, Sarah, Rebekka, Abigail, Deborah, Hannah, Ruth, bis hin zu Elisabeth und Maria.

So steht die Frau im Alten Testament da. Es sind ihr lediglich gewisse Beschränkungen auferlegt. Zum Beispiel bekleidet keine Frau das Amt der Priesterin, was eine gewisse Vorordnung des Mannes bedeutet, niemals aber eine Minderwertigkeit der Frau. Im Judentum erfolgte dann aber, im krassen Widerspruch zum Alten Testament, in den Ansichten über die Frau eine Annäherung ans Heidentum, ja teilweise eine Überbietung desselben. Da gehen Aussprüche um wie: «Wohl dem, dessen Kinder männliche, und wehe dem, dessen Kinder weibliche sind.» Oder: «Zehn Qad

Schwartzhaftigkeit sind auf die Welt herabgekommen, neun davon erhielten die Frauen, eines die übrige Welt.» Rabbi Hillel (20 v.Chr.) erklärt kurz und bündig: «Viel Frauen, viel Zauberei.» Alles, was den Umgang mit Leichen betrifft, Beerdigung und Totenpflege, ist den Frauen überbunden, und zwar mit der bezeichnenden Begründung, weil sie seit Evas Zeiten Hauptschuldige am Menschentod seien. In der Synagoge sitzen die Frauen abgesondert auf der Empore hinter Gittern. Im Tempel ist der Vorhof der Heiden gerade gut genug für sie. Der jüdische Weise Philo leistet sich einen Ausspruch, den Schopenhauer oder etwa auch Hermann Hesse (Narziss und Goldmund!) getan haben könnte: «Bei uns hat die Stellung des Mannes die Vernunft inne, die des Weibes aber die Sinnlichkeit.»

Jesus nun kehrt wieder zur Linie des Alten Testaments zurück. Er legt der Frau gewisse Zurückhaltung auf. Die «Zwölfe» sind ausschliesslich Männer. Es gibt keine Apostolinnen. Wo die im Judentum geltenden Vorschriften für die Frau erniedrigend und lieblos sind, da durchbricht er sie. Er redet mit der Frau am Jakobsbrunnen (Joh. 4). Er unterrichtet eine Frau (Maria und Martha, Lukas 10). Er tritt für Zertretene und Unterdrückte ein, auch wenn es Frauen sind (Grosse Sünderin, Lukas 7, Ehebrecherin, Joh. 8). In seinen Gleichnissen redet er anerkennend von Frauenarbeit (die Frau, die ihr Haus kehrt oder die den Brotteig knetet). Die christliche Gemeinde verfolgt die gleiche Linie, indem sie dem Brudernamen den Schwesternamen hinzufügt. Gewisse Beschränkungen sind auch da der Frau zugemutet, eine deutliche Vorordnung des Mannes im gottesdienstlichen Leben ist hier beibehalten (1.Kor. 11,10; Kol. 3,18; Eph. 5,21f). Aber dabei ist die Frau voll berechtigte Miterbin. «Dergleichen ihr Männer, wohnet ihnen bei mit Vernunft und gebet dem weiblichen als dem schwächeren Werkzeuge seine Ehre, als die auch Miterben sind der Gnade des Lebens» (1. Petr. 3,7). Zu erwähnen ist hier auch die bekannte Stelle,

die bei aller Verschiedenheit zwischen Mann und Frau die Einheit der Berufung und die Gleichheit des göttlichen Erbgangs feststellt: «Hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu» (Gal. 3,28). Auf diesem gesamtbiblischen Hintergrund nun ist der vorliegende kleine Lukasbericht zu würdigen. Die Frauen gehören zwar nicht dem engsten Apostelkreis an, aber sie begleiten Jesus als Miterbinnen der gleichen Gnade von der Krippe bis zum Kreuz. Ja Frauen stehen als Letzte beim Kreuz – am Ostermorgen als Erste am leeren Grab.

Nun aber ist der kurze Lukas-Sonderbericht nicht nur im Blick auf die Stellung der Frau, sondern auch in Bezug auf Jesus von einem gewissen Interesse. Jesus fordert seine Jünger auf, alles zu verlassen. Er selber verzichtet auf die Ausübung eines bürgerlichen Berufes. Auch verzichtet er, wie der Bericht über seine Versuchung in der Wüste zeigt, ausdrücklich auf den bequemen Weg, sich und den Seinigen durchs Wunder seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Wovon lebt er denn? Einmal durch gelegentliche Zuwendungen. Es wird ein gemeinsamer Beutel erwähnt (Joh. 13,29; 12,6). Dem Beutel aber werden hauptsächlich Spenden für die Armen entnommen. Umso nötiger ist die Annahme und der dankbare Gebrauch der Gastfreundschaft (Geschwister in Bethanien, Zachäus in Jericho, Haus des Pharisäers Simon). Und dann hören wir nun eben hier von diesen vornehmen Frauen, dass sie «ihnen Handreichung taten von ihrer Habe» (3). Sie tun am Apostelkreis mütterliche und schwesterliche Dienste, man denke etwa an die notwendigste Instandstellung der Kleider. Jesus, das gehört zum Stande seiner freiwilligen Armut und Niedrigkeit, ist täglich auf solche Dienste angewiesen. Es ist für ihn nicht Theorie, wenn er die Seinigen tagtäglich ums Brot bitten lehrt. Nicht umsonst ist das tägliche Brotbrechen des Herrn im Apostelkreis ein derart hervorragender Vorgang, dass sie den Herrn später, nach Ostern, an der Art und Weise, wie der Auferstandene das

Brot bricht, erkennen (24,30).

Derjenige, dessen Eigentum die ganze Erde ist, ist gleichzeitig drauf angewiesen, dass vornehme Frauen «ihm Handreichung tun aus ihrer Habe»!

Das Gleichnis vom Sämann

⁴ Da nun viel Volks beieinander war und sie aus den Städten zu ihm eilten, sprach er durch ein Gleichnis: ⁵ Es ging ein Sämann aus, zu säen seinen Samen. Und indem er säte, fiel etliches an den Weg und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel frassen's auf. ⁶ Und etliches fiel auf den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum dass es nicht Saft hatte. ⁷ Und etliches fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erstickten's. ⁸ Und etliches fiel auf ein gutes Land; und es ging auf und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre! ⁹ Es fragten ihn aber seine Jünger und sprachen, was dies Gleichnis wäre? ¹⁰ Er aber sprach: Euch ist's gegeben, zu wissen das Geheimnis des Reiches Gottes; den andern aber in Gleichnissen, dass sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. ¹¹ Das ist aber das Gleichnis: Der Same ist das Wort Gottes. ¹² Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; darnach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf dass sie nicht glauben und selig werden. ¹³ Die aber auf dem Fels sind die: wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; und die haben nicht Wurzel; eine Zeitlang glauben sie, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. ¹⁴ Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens und ersticken und bringen keine Frucht. ¹⁵ Das aber auf dem guten Land sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld. Lukas 8,4-15

«Da nun viel Volks beieinander war und sie aus den Städten zu ihm eilten, sprach er durch ein Gleichnis» (4). Massenandrang, Zulauf aus den Städten. Das sieht nach Erfolg und baldigem Sieg aus, sieht aus, als wollte der 126. Psalm, da «unser Mund voll Lachens sein wird», bald herrlich in

Erfüllung gehen. Vor diesem Trugschluss aber warnt nun Jesus die Seinigen ausdrücklich. Er tut es durchs Gleichnis vom Sämann, der «ausging, zu säen seinen Samen». Noch ist nicht letzte Ernte, noch ist Zeit der Aussaat. Bis dass die Engelknechte kommen und die reifen Garben in die Scheunen bringen, wird noch etliche Zeit verstreichen. So weist das Gleichnis vom Sämann darauf hin, dass man noch in den Anfängen sich befindet. Dabei ist zu beachten, dass Jesus hier die Aussaat und die Ernte in seinem Reich, ja sein Reich überhaupt, ein Geheimnis nennt: «euch ist's gegeben, zu wissen das Geheimnis des Reiches Gottes; den anderen aber in Gleichnissen, dass sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören» (10,11). Das Geheimnis des Reiches Gottes besteht darin, dass Jesus sterben und auferstehen wird, dass also das Reich Gottes nur durch seinen persönlichen Misserfolg und Untergang hindurch gebaut wird und zum Sieg gelangt. Dies Geheimnis werden auch die Jünger zuerst nicht verstehen, auch sie werden sich darüber ärgern. Und auch sie würden es nie verstehen, wenn es ihnen nicht «gegeben» würde. So verstehen sie ja auch das Gleichnis vom Sämann tatsächlich zunächst nicht, und zwar nicht etwa, weil sie von Landwirtschaft nichts verstehen würden, sondern weil die Art, wie Jesus hier über das Schicksal des ausgestreuten Saatguts spricht, Wort für Wort das «Geheimnis des Reiches Gottes» enthält, nämlich die Botschaft des Kreuzes und des Ostersieges.

«Zu den anderen redet er in Gleichnissen.» Der moderne Gebrauch von Gleichnissen geht dahin, eine Aussage zu verdeutlichen und zu illustrieren. Der damalige Gebrauch von Gleichnissen ist anders. Gleichnisse sind damals dunkle Rätselsprüche und tiefsinnige Sprichwörter, die der Deutung bedürfen. So ist es auch bei den Gleichnissen Jesu. Man könnte hier geradezu die Regel aufstellen, dass wir uns hüten sollen davor, sie jeweilen zu hurtig verstanden zu haben. Es kann einem «gegeben oder verwehrt» sein, sie zu verstehen. Wer

sie aber verstehen darf, dem ist ein Licht aufgegangen über den Tod und Sieg und über die Wiederkunft Christi, eben über die «Geheimnisse des Reiches Gottes».

Und nun schauen wir uns das Gleichnis an und lassen wir es uns durch Jesus auslegen. «Und indem er säte, fiel etliches an den Weg und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel frassen es auf» (5). «Diese sind, die es hören; darnach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf dass sie nicht glauben und selig werden» (12). Das Hören des Wortes ist somit kein ganz harmloser Vorgang. Darum rät schon der Prediger Salomon: «Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst» (4,7). Reden und Hören sind im Reiche Gottes von Gefahr umwittert. Aussaat des Wortes ist ein Geschäft, das in Feindesland geschieht. Es ist gefährlicher, in eine Bibelstunde zu gehen, als ein Konzert zu besuchen. Für den Gang unters Wort hat der Feind besonderes Interesse. Da probiert er, sich hinderlich einzuschalten. Und Jesus teilt hier mit, dass es dem Teufel gelingt, viel Wortsamen wegzustibitzen, noch bevor dieser hat keimen oder gar Wurzeln schlagen können. Es ist darum ein bares Wunder, dass trotz der ungezählten kleinen und grossen Tücken und Teufeleien, die beim Verkünden und Anhören des Wortes Gottes im Spiele sind, ein Teil des Samens auf ein gutes Land fallen und Frucht bringen kann. Es ist ein Geheimnis. Das Säen, sonst in der Landwirtschaft ein ausgesprochen friedliches Geschäft, ist im Gleichnis Jesu ein eher kämpferischer Vorgang. Die Gestalt des Sämanns ist hier, ähnlich der des Hirten, eine beinahe kriegerische Figur.

«Und etliches fiel auf den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum, dass es nicht Saft hatte» (6). «Das sind die: Wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; und die haben nicht Wurzel; eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab» (13). Auch darum ist der «Umgang mit dem Wort» nicht harmlos, weil überall dort, wo im Glauben verkündet und im Glauben gehört wird, sich

unfehlbar die Anfechtung einstellt. «Anfechtung», das heisst wörtlich, dass man überfallen, angegriffen, belästigt wird. Ein geradezu militärtechnischer Ausdruck: man kommt ins Gefecht. Es entsteht Zuspruch und Widerspruch. Darum sollte man, wo immer der Sämann am Werk ist, sich nie wundern, wenn Gegnerschaft sich einstellt. Es müsste der Gemeinde umgekehrt ergehen: Wenn die Anfechtung auf die Dauer ausbleibt, dann müsste sie sich geradezu fragen, ob etwas mit der Verkündigung des Wortes nicht stimme. Wenn aber die Anfechtung sich normalerweise einstellt, dann, so sagt Jesus, wird sie Abfall zur Folge haben. Es sind vor allem diejenigen Gläubigen, die nicht in der Gnade allein gegründet sind, die noch irgendwie, bewusst oder unbewusst, dem Verdienstgedanken gehuldigt haben und menschlicherweise auf Belohnung warteten, die dann abfallen werden. Der wirkliche Lohn, von dem Jesus spricht, der in seinem Reich nicht ausbleibt, sieht so aus, dass er unserem Fleisch nicht gefällt. Darum ist, im grossen und im einzelnen, Anfechtungszeit immer auch Abfallszeit. Und wiederum ist es ein bares Wunder, dass trotz der Macht und Wucht der Anfechtung etliches Frucht bringt hundertfältig. Es ist ein Geheimnis.

«Und etliches fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erstickten's» (7). «Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust des Lebens und ersticken und bringen keine Frucht» (14). Es möchte seltsam anmuten, dass hier die Sorgen in Verbindung mit dem Reichtum genannt werden; aber die Sorge ist tatsächlich eine Begleitscheinung des Reichtums. Die Leute, die Angst haben, hungern und frieren zu müssen, sind tatsächlich nicht vorab unter den Armen zu suchen, sondern bei den Bessersituierten. Die Sorgenlast erstickt bei manchem, der reich werden will oder reich geworden ist, die gute Saat. Und wenn es nicht die Sorgen tun, dann bringen es die gesellschaftlichen

Verpflichtungen, die so genannten «Anlässe» zustande. «Reichtum und Wollust dieses Lebens» erstickt manch guten Keim und Fruchtansatz. Es ist ein bares Wunder, dass es trotz der Last der Verpflichtungen und trotz der Lust der Vergnügungen Frucht geben kann. Es ist ein Geheimnis.

«Und etliches fiel auf ein gutes Land; und es ging auf und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre» (8). «Das aber auf dem guten Land sind, die das Wort hören und bewahren in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld» (15). Diese Frucht, von der schliesslich die Rede ist, sie ist die eigentliche, die herrliche Frohbotschaft, sie ist das Evangelium in diesem Gleichnis. Das ist nämlich die Verheissung, dass das Wort Gottes nie einfach unfruchtbar ist. Seit 2000 Jahren wird gepredigt, und was nützt es? nichts! Das ist nicht wahr. Es wird seit mehr als 2000 Jahren gepredigt, seit vier- und mehrtausend Jahren ergeht das Wort. Und es hat nie ein Jahr gegeben, da es im Reiche Gottes nicht Frucht gegeben hätte. Unser Auge würde staunen, wenn es sehen könnte, was Jahr für Jahr an Reichsgottesfrucht wächst und reift. Jesus stellt hier nur fest und bestätigt, was schon im Alten Testament verheissen ist: «Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel herabkommt und nicht dahin zurück kehrt, sondern die Erde tränkt, dass sie fruchtbar wird und sprosst und dem Sämann Samen und dem Essenden Brot gibt, so auch mein Wort, das aus meinem Munde kommt; es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern wirkt, was ich beschlossen, und führt durch, wozu ich es gesendet» (Jes. 55,10.11). Und wenn nun gar Christus das Wort ist, das Fleisch wurde und zu uns auf die Erde kam, dann wissen wir, dass dieses Wort bestimmt nicht leer zurück kehren wird.

Aber es ist jetzt noch Aussaatszeit. Was etwa an Früchten jetzt schon reift, ist Vorfrucht und Frühfrucht. Es ist noch nicht der Herbst, es ist noch nicht die allgemeine Saison zum Ernten. Und all diese Vorfrüchte und Frühfrüchte sind, wie

das beim ersten Obst leicht der Fall ist und beim Frühgemüse, besonders zart und besonders anfällig. Ja, solche Vorfrüchte im Reiche Gottes sind alle zusammen nur von Ostern her erklärlich. Wenn solche vorzeitige Frucht auch untergeht, dann ist das von der Art des Unterganges, wie es am Karfreitag geschah. Paulus meinte das, wenn er vom Mitgekreuzigtwerden und vom Mitaufstehen sprach, und wenn er von seiner ersten Missionsfahrt zu seiner Sendegemeinde zurück kehrte mit der Erkenntnis, «dass wir müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen» (Apostelgesch. 13). Unter diesen Umständen aber ist die Aussaat in dieser Zeit und Welt, wie es im 126. Psalm steht, jetzt noch eine Tränensaat. Das letzte Wort des Gleichnisses vom Sämann heisst bei Lukas nicht umsonst – Geduld. Das ist das ernste und zugleich selige «Geheimnis des Reiches Gottes».

Vom Licht unterm Scheffel

¹⁶ Niemand aber zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Gefäß oder setzt es unter eine Bank; sondern er setzt es auf einen Leuchter, auf dass, wer hineingeht, das Licht sehe. ¹⁷ Denn es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, auch nichts Heimliches, das nicht kund werde und an den Tag komme. ¹⁸ So sehet nun darauf, wie ihr zuhöret. Denn wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, auch was er meint zu haben. Lukas 8,16-18

Zum rechten Verständnis dieses weiteren Gleichnisspruches ist es wichtig, den Zusammenhang nicht zu übersehen, in dem Lukas ihn bringt. Wenn er das Wort vom Licht unterm Scheffel unmittelbar im Anschluss ans Gleichnis vom Sämann einfügt, dann will er offenbar hier noch etwas unterstreichend erläutern, was eigentlich noch zum Sämannsgleichnis gehört. Jedenfalls geht es auch hier noch ums Reden und Hören des Wortes, nur unter verändertem Bilde. Dort wird das Wort verglichen mit Samen, hier mit Licht. Es will uns nicht unwesentlich scheinen, dass es sich beide Male um einen Vergleich mit etwas Lebendigem handelt. Der Vergleich des Wortes mit einem Licht ist alt und bekannt, Jesus kennt ihn schon aus dem Alten Testament. «Dein Wort ist meines Fusses Leuchte und ein Licht auf meinem Weg» (Psalm 119,105). Der Vergleich des Wortes mit dem Licht und der Hinweis darauf, dass Jesus beides ist, das Wort und das Licht, findet sich besonders deutlich beim vierten Evangelisten. Das «Wort war im Anfang und wohnte unter uns» und «das Licht scheint in der Finsternis» (Joh. 1,1.6.14). Es ist wichtig, dass dieses Licht, nachdem es in die Welt gekommen ist, hier scheint. So wie das Samenkorn lebt und wächst, so brennt und scheint das Licht. Wir müssen es nicht zum Scheinen bringen, es scheint von selber, aus eigener Kraft.

Nun aber kann mit diesem Licht etwas überaus Bedauerliches, ja Bestürzendes geschehen. Statt auf einen Leuchter, wo es hingehört, kann man es unter ein Hohlmass, gar unter ein Ruhbett stellen. Das ist ausgesprochen dumm. Niemand tut etwas derart Unsinniges. «Niemand aber zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Gefäss oder setzt es unter ein Bett; sondern er setzt es auf einen Leuchter, auf dass, wer hineingeht, das Licht sehe» (16). Aber etwas derart Kreuzdummes können die Gläubigen nun eben tatsächlich tun. Wenn schon dumm getan werden soll, dann besorgen wir Christen das offenbar besonders gründlich. Die Kinder der Welt sind klüger. Was niemand tut, das tun wir. Und das Licht muss es sich gefallen lassen, dass man es dämpft, abschirmt und gar verbirgt, dass man es hinter irgendeiner Gelbscheibe oder Rotscheibe mattiert, so wie ja im anderen Gleichnis einer sein anvertrautes Pfund auch im Schweisstuch verbergen kann. Es gibt da mancherlei Methoden, um Gottes Wort unter den Scheffel oder unters Bett zu stellen, liturgische und profane, wissenschaftliche, ästhetische und erbauliche.

All diese Abschwächungen und Abschirmungen des göttlichen Lichtes sind ohnmächtige Schutzmassnahmen und menschliche Sicherungsversuche. Wir Menschen empfinden Gottes Licht, Gottes Wort, als scharf, verletzend, gar als verheerend. Wir aber wollen uns gegen den Angriff und Herinbruch dieses Wortes schützen, wollen davon in Ruhe gelassen sein. Wenn man aber meint, damit der Gefährlichkeit des Wortes zu entrinnen, dann ist das nicht nur dumm, sondern schon aus feuertechnischen Gründen geradezu gefährlich. Jeder Gefreite der Feuerwache weiss, dass früher oder später das ganze Haus in Brand aufgehen wird, wenn man ein offenes Licht unter ein Hohlmass oder gar unter die Bank und unters Bett stellt. Ein Licht gehört auf den Leuchter. Es ist gefährlich, Gottes Wort abzuschwächen. Wer es tut, schafft gerichtsreife Situationen. Wer das Halbdunkel etwa

des Kultes mehr liebt als das klare Licht des Wortes, wer es mit Fleiss vermeidet und verhütet, dass das Wort Gottes reinigend, die Personen und die Verhältnisse verändernd wirkt, der wird es früher oder später mit Gerichtsfeuer zu tun bekommen (Joh. 15,3.6). Das Licht leuchtet und brennt nämlich, ob es uns gefällt oder nicht. Das Verbergen gelingt nicht. Es ist ein Gerichtswort, wenn Jesus weiterfährt: «Denn es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, auch nichts Heimliches, das nicht kund werde und an den Tag komme» (17). «Die Sonne bringt es an den Tag», das ist nicht wahr, die Sonne bringt vieles nicht an den Tag. Aber das Wort bringt es an den Tag. Es gelingt auf die Dauer nicht, vor Gottes Wort etwas zu verheimlichen. Das müssten sich alle falschen Freunde des Wortes und alle Feinde des Wortes merken. Auch auf Verbote reagiert Gottes Wort, indem es erst recht lebt und wirkt. Das hat der weise Gamaliel gewusst (Apostelgesch. 5,34-42).

Aber die häufigere Form, Gottes Wort zu hemmen und zu hindern, ist nicht die ungläubige, sondern die gläubige. Das ist zwar seltsam und widersinnig, aber dem ist leider so. Wir Christen können dem Wort Gottes mehr im Wege sein als alle Aufklärer und Wüteriche zusammen. Das geschieht dann, wenn das Wort uns zum toten Buchstaben wird, zum leblosen Erbe, zu einer Tradition ohne Verantwortung und ohne Wagnis. Da gilt die Warnung, die Lukas hier nicht zufällig nur noch so anfügt; sie gehört wesentlich und sozusagen logischerweise hierher: «So gebt nun acht darauf, wie ihr zuhört. Denn wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, auch was er meint zu haben» (18). Dies Wort muss der ersten Gemeinde ganz besonders wichtig gewesen sein, steht es doch nicht weniger als fünf Mal im Neuen Testament. Eine Warnung an alle, die hören, doch ja recht zu hören. Eine Warnung an alle, die Gottes Wort haben, doch ja recht zu haben. Man kann nämlich auch nur meinen, man habe, und hat in Wirklichkeit

doch nicht. Dann aber hat man Gottes Wort recht, wenn man es weitergibt. Man kann in Sachen des Glaubens nur haben, indem man gibt, nur besitzen, indem man verliert. Wer den Glauben nicht «braucht», bei dem nimmt er ab; wer aber will, dass sein Glaube zunehme, der muss ihn «brauchen». Es gibt viele Christen, auch ganze Gemeinden, deren «Lager» sind zu gross. Sie müssten anfangen, von ihrem Besitz «abzustossen». Eine reich werdende Kirche läuft immer die Gefahr des Substanzverlustes. Eine verarmende Kirche kann gesegnet werden mit Wortzuwachs. In Notzeiten der Kirche können ganze Kapitel, ganze Bücher und Bibelteile anfangen, wieder hörbar und lebendig zu werden. «So sehet nun darauf, wie ihr zuhöret.»

Jesu Familie

¹⁹ Es gingen aber hinzu seine Mutter und Brüder und konnten vor dem Volk nicht zu ihm kommen. ²⁰ Und es ward ihm angesagt: Deine Mutter und deine Brüder stehen draussen und wollen dich sehen. ²¹ Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun.

Lukas 8,19-21

Die Bibel zeigt uns, wie die Geschichte der ganzen Menschheit (Adam und Eva) und später die Heilsgeschichte (Abraham und Sarah) im Schoß einer Familie beginnen darf. Durchs ganze Alte Testament hindurch bewegt sich dann die Heilsgeschichte in Familien und Geschlechtern. Diese alttestamentlichen Geschlechtsregister werden als Offenbarungs-Träger und Heils-Vermittler im Neuen Testament ernst genommen. Vor allem aber hören wir da, dass Joseph «vom Hause und Geschlecht Davids» war, und dass Jesus in der Stadt Davids geboren wird und durch Joseph in Davids Geschlecht hineinadoptiert wird. Wir stehen vor der Tatsache, dass Jesus in seiner Menschwerdung nicht die Gestalt eines losgelösten Einzelmenschen angenommen hat, sondern eingegangen ist in den Verband einer menschlichen Familie, wie seine Menschwerdung im Rahmen einer Familie sich vollzog, wie er einem Mann «Vater», einer Frau «Mutter» sagt, wie er in den Augen der Menschen ein «Sohn» ist, wie er Brüder hat und Schwestern. So gilt wörtlich, was im Hebräerbrief steht: «Er schämte sich nicht, uns Brüder zu nennen.» Er wird unbefangen der Erstgeborene Marias genannt, und wir kennen die Namen der Geschwister, die Maria nach der Geburt des Herrn zusammen mit Joseph aus natürlicher Zeugung geboren hat (Lukas 2,7; Markus 6,3). Der Zwölfjährige bekennt sich zu dieser Familie, «er war ihnen untertan». Und so bleibt es bis zur Todesstunde, in der er seine Mutter vom Kreuz herab seinem Lieblingsjünger

Johannes empfiehlt. Eine höhere Würdigung und eine kräftigere Bestätigung der Familie ist nicht denkbar als diese, die darin besteht, dass der Herr aller Dinge im Zuge seiner Menschwerdung hier auf Erden Familienglied geworden ist.

Nie aber wird in der Bibel, weder im Alten noch im Neuen Testament, die Familie als letzter Wert gesehen, was stets, sowohl im alten als im neuen Heidentum, unfehlbar zur Verabsolutierung und schliesslich zur Vergötzung der Familie führt. Die Familie hat in der Bibel nicht Eigenwert, sie ist gleichsam einer der «dienstbaren Geister» im Reiche Gottes. Gott ist ihr Herr. Sie findet ihre Begrenzung in der Gemeinde und im Reich. Sollte es etwa geschehen, dass Familie und Reich miteinander in der Wahl stehen, dann kommt das Reich Gottes immer voran, und die Familie hat dann zurückzutreten. Um des Reiches willen verlässt Abraham die Familie (1. Mose 12,1). Ebenso Johannes der Täufer und die zwölf Apostel. Dieser Spannung zwischen Familie und Reich begegneten wir schon beim Zwölfjährigen. Auf den Vorwurf: «Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht» antwortet er dort: «Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?»

Ja die Familie kann dem Gläubigen geradezu zum Hindernis und zur Versucherin werden. Das ist schon so bei Hiob, auch der Apostel Paulus weiss etwas davon, was ein Hauptgrund ist, warum er ledig blieb und das Ledigsein empfahl (1. Kor. 7). Für diesen äussersten Grenzfall rät Jesus das Verlassen der Familie an. Wer um seineswillen verlässt Vater oder Mutter, Weib oder Kinder, Brüder oder Schwestern, Äcker und Häuser, dem verspricht er, er werde in der höheren Gemeinschaft der Gemeinde und des Reiches hundertfältig wieder zurück empfangen, was er verlassen hat. Über der Blutsverwandtschaft steht die Glaubensbruderschaft. Und genau dieser Fall liegt hier nun im Blick auf Jesus selber und seine Familie vor.

«Es gingen aber hinzu seine Mutter und Brüder und konnten vor dem Volk nicht zu ihm kommen. Und es ward ihm an- gesagt: Deine Mutter und deine Brüder stehen draussen und wollen dich sehen» (19.20). Während er mit viel Volk zu tun hat, wird er unterbrochen, etwa so wie einer heutzutage ans Telefon gerufen wird. Er aber lässt den Seinigen, die vor der Menge des Volkes nicht bis zu ihm vordringen können, aus- richten: «Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun» (21). So hart kann Jesus da sein, wo die Familie sich vordrängen will und den Vortritt vor dem Reich beansprucht. Die ganze Schärfe dieses Konflikts wird aber noch klarer aus jener Notiz, die wir bei Johannes lesen, wo es heisst «denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn» (Joh. 7,5). Bei Markus (3,21) steht sogar, die Seini- gen hätten einmal den Versuch unternommen, Jesus heim nach Nazareth zu holen, weil sie den Eindruck hatten, er sei «von Sinnen», wisse nicht mehr, was er tue, sei nicht mehr zurechnungsfähig. Sie verstehen nicht seinen Weg ans Kreuz; alles, was ihn auf diesen Weg drängt, erfüllt sie mit verwandtschaftlicher Besorgnis. Nur so ist an unserer Stelle die Härte Jesu zu erklären. Er wird immer dann hart, wenn die Lage versuchlich ist und es sich darum handelt, ihn vom Kreuzesweg abzuhalten. Ob Maria auch, so wie seine Brüder wenigstens zeitweise, nicht an ihn geglaubt hat? Es steht nur da, dass Maria ihre Söhne begleitet hat. Immerhin ist auffäl- lig, wie wenig Maria in den Evangelien erwähnt wird. Wir begegnen ihr anlässlich der Geburt und des Todes. Wo sie zwischenhinein einmal vorkommt, da in solch eher kriti- schen Augenblicken wie hier, da wird jeweils die Naht- stelle zwischen Reich und Familie sichtbar. Maria scheint in einer ähnlichen Lage zu sein wie etwa der Täufer. Beide, Maria und der Täufer, wissen ums Geheimnis des Herrn, seine Niedrigkeit aber wird ihnen zur Not.

«Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun.» Hier wird deutlich, warum Lukas

diesen kleinen Bericht in Zusammenhang mit den Gleichnissen vom Sämann und vom Licht unterm Scheffel bringt. Auch dort ist vom Hören des Worts die Rede, auch dort von den Hindernissen, die diesem Hören und Tun im Wege stehen. Hier vernehmen wir, dass die eigene Familie solch ein Hindernis sein kann. Dass er die Hörer und Täter seines Worts seine Brüder und Schwestern nennt, ist von besonderer Helle auf diesem strengen Hintergrund. Er nannte übrigens diejenigen, die an ihn glauben, auch als Auferstandener so. Ja noch im Blick aufs Jüngste Gericht redet er von «diesen meinen geringsten Brüdern» (Matth. 25,40).

Und noch ein Letztes: Der Blick, den wir hier tun, ist nicht gerade das, was die Bürgersleute etwa «ideale Familienverhältnisse» zu nennen pflegen. Klatschungen bekämen hier reichlich Stoff zu Anmerkungen. Es gehört zur Niedrigkeit des Herrn, dass er zuletzt nicht einmal rühmen kann, er habe daheim in seiner Familie «Boden» gefunden. Auch sein Volk, zu dem er doch vorab gesandt ist, lehnt als ganzes ihn ab. Nicht einmal die «Zwölfe» glauben alle an ihn. Zuletzt ist da an Erfolg nicht viel zu verzeichnen. Sein ganzes Werk geht durch Sterben hindurch. Erst nach Ostern vernehmen wir, dass seine Brüder dann doch noch zum Glauben kamen. Von ihnen ist einer, Jakobus, sogar mit Namen genannt (1. Kor. 15,7).

Die Stillung des Seesturmes

²² Und es begab sich an der Tage einem, dass er in ein Schiff trat samt seinen Jüngern; und er sprach zu ihnen: Lasst uns über den See fahren. Und sie stiessen vom Lande. ²³ Und da sie schifften, schlief er ein. Und es kam ein Windwirbel auf den See, und die Wellen überfielen sie, und sie standen in grosser Gefahr. ²⁴ Da traten sie zu ihm und weckten ihn auf und sprachen: Meister, Meister, wir verderben! Da stand er auf und bedrohte den Wind und die Woge des Wassers; und es liess ab, und ward eine Stille. ²⁵ Er sprach aber zu ihnen: Wo ist euer Glaube? Sie fürchteten sich aber und wunderten sich und sprachen untereinander: Wer ist dieser? Denn er gebietet dem Winde und dem Wasser, und sie sind ihm gehorsam. Lukas 8,22-25

«Und es begab sich an der Tage einem, dass er in ein Schiff trat samt seinen Jüngern; und er sprach zu ihnen: Lasst uns über den See fahren. Und sie stiessen vom Lande» (22). An diesem Vorgang wird geradezu handgreiflich sichtbar, was Nachfolge Jesu ist. Er steigt ins Schiff und seine Jünger mit ihm. Sie stossen vom Land und fahren gemeinsam hinüber. Matthäus erzählt an dieser Stelle, wie im letzten Augenblick vor der Abfahrt noch zwei Menschen werweisen, ob sie auch einsteigen und mitfahren wollen; jener Schriftgelehrte, den Jesus vor dem Mitkommen warnt mit jenem bekannten Wort von den Füchsen, die Höhlen, und von den Vögeln, die Nester haben, «aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege». Und dann jener andere, der auch gern eingestiegen wäre, wenn ihm nicht eben der Vater gestorben wäre. Sie steigen nicht ein, sie fahren nicht mit, die Jünger aber tun es. Das ist Nachfolge: Dort das Festland, hier das Fahrzeug mit Jesus. Ein Schrittlein, und man ist in der Nachfolge; oder aber, man unterlässt es und bleibt zurück. Man stellt sich die Nachfolge Jesu leicht als einen etwas

krampfartigen Hergang vor, als einen strammen, heldischen Taktschritt durchs Leben. Das ist ein Zerrbild. Nachfolge ist Entscheidung, und die zeigt sich äusserlich in Schrittlein, immer wieder neu in Schrittlein. Man steigt ein, und dann wird man mitgenommen, und es trägt. Viel eher als ein harter Befehl ist Nachfolge eine freundliche Einladung, eine Gelegenheit zum Mitkommen; man kann sie benutzen oder ablehnen. Jeder Gläubige hat in seinem Leben schon solche Chancen gehabt, dass das Fahrzeug Gottes am Ufer stand. So ist Nachfolge mehr ein kindliches als ein heldisch-knechtisches Geschehen. Ein Kinderschrittlein, und es gehört zur höchsten Wonne eines Kindes, wenn es «mitfahren darf». So ist Nachfolge eher ein Geschenk Gottes denn eine menschliche Leistung. Worin dies Geschenk im vorliegenden Fall besteht, werden wir bald zu sehen Gelegenheit haben.

«Und da sie schifften, schlief er ein. Und es kam ein Windwirbel auf den See, und die Wellen überfielen sie, und sie standen in grosser Gefahr» (23). Man soll niemanden zum Nachfolgeschrittlein überreden oder gar nötigen. Solche Entscheidungen sollen in der Freiheit des Geistes fallen. Nötigungen sind gefährlich. Das zeigt uns unser Kurzbericht. Nachdem sie eingestiegen sind und in voller Fahrt sich befinden, erhebt sich ein Sturm. Nachfolge bringt unfehlbar Gegenwind. Wer hier einsteigt, hat Sturm zu gewärtigen. Wer dort am Festland zurückgeblieben ist, wer nicht einstieg, mag hinterher froh sein. Es gibt eben einen, der nicht Freude hat an der Nachfolge und der alles versucht, um Nachfolge zu verunmöglichen. «Und sie standen in grosser Gefahr.» Wer eine glatte Fahrt begehrt, der bleibe darum von der Nachfolge fern. Dieweil Nachfolge Unruhe und Kalamitäten mit sich bringt, ist sie immer eine menschliche Torheit. Wer im Christsein einen grundsätzlichen Verzicht allen Kampfes sieht, der halte hier die Hände weg. Menschliche Klugheit kann nicht anders, als sich vor der Nachfolge in Acht nehmen. So sagt einmal Martin Luther vom Ereignis

der Reformation: «Solch ein Werk wird selten aus Weisheit oder Vorsichtigkeit angefangen.» Es braucht ein Stück kindlicher Torheit dazu. Und dann fährt er fort: «Hätte ich in der Erste gewusst, was ich jetzt weiss, so hätte ich fürwahr stillgeschwiegen; denn ich wäre nimmermehr so kühn gewesen, dass ich den Papst und schier alle Menschen hätte angegriffen und erzürnet.»

«Da traten sie zu ihm und weckten ihn auf und sprachen: Meister, Meister, wir verderben!» (24). Dass Christus schläft, während das Schiff kämpfen muss, ist eine Anfechtung. Er schläft gut und tief. Solche Stunden, wie hier die Nachfolger Jesu, erlebt jeder in Sturm- und Kampfzeiten, indem dann leicht der Eindruck entsteht, die Teufel alle seien hellwach, die Engel aber seien alle schlafen gegangen, Gott, Gott selber, schlafe. Es ist dann das ähnlich der Situation, in der wir den Mann des 44. Psalmes schreien hören: «Erwecke dich, Herr, warum schläfst du? Wache auf und verstosse uns nicht so ganz.» In dieser verzweiferten Lage sitzen hier die Jünger. Sie sind in ihrer Angst geneigt, sein Schlafen als eine gefährliche Unvorsichtigkeit, ja als ein Versagen zu deuten. Sie meinen schliesslich gar, ihn wie einen am Steuer eingeschlafenen Wagenlenker wachrütteln zu müssen.

«Da stand er auf und bedrohte den Wind und die Woge des Wassers; und es liess ab und ward eine Stille. Er sprach aber zu ihnen: Wo ist euer Glaube?» (24.25). Man wisse den Jüngern dafür Dank, dass sie ihr kleines Verhalten in dieser grossen Stunde nicht verbergen. Wenn Gottes grosse Stunden schlagen, dann pflegen wir Menschen klein zu sein. Wir sind dann nicht Helden im Glauben, gerade wir Gläubige sind dann verzagt. Wären solche Stunden nicht ausgesprochene Gnadenstunden, keiner käme heil hindurch. Wenn der Gegenwind sich aufmacht und die Wellen das Schiff der Kirche füllen, dann hat der Herr der Kirche noch immer Anlass gehabt zu fragen: «Wo ist euer Glaube?»

Und schliesslich noch zwei Fragen:

Wenn es so um die Nachfolge steht, dass sie brüchig ist, und dem ist so, sie versagt!, wäre es dann nicht klüger, überhaupt nicht nachzufolgen? Können da die Gescheiterten, die Neunmalklugen hinterher nicht triumphieren, solches passiere eben denen, die auf dem Trockenen bleiben, nie, dass sie in einen Windwirbel kämen und dann klein und hässlich schreien müssten: Meister, Meister, wir verderben! Gewiss! Aber gerade das ist nun eben der tiefste Sinn der Nachfolge, dass der Nachfolgende erkennt, wie es um ihn steht. Wer vorsichtig daheim bei Müttern bleibt, bringt sich selber um diese Erfahrung. Aber noch um etwas Weiteres betrügt er sich. Wenn wir in Schwachheit vergehen müssen, gerade dann wird Gottes Grösse und Macht in ihrer ganzen überwältigenden Herrlichkeit offenbar. Wer am sicheren Ufer bleibt, kommt nicht in den Sturm, steht nicht als Versager da, aber er sieht und hört auch nicht, was dort die Jünger sehen und hören dürfen: «Da stand er auf und bedrohte den Wind und die Woge des Wassers; und es liess ab, und ward eine Stille.»

Und dann die zweite Frage: Wie, wenn dort im Sturm alles anders gegangen wäre? Wenn damals der Windwirbel Meister geworden wäre und das Schifflein samt Inhalt verschlungen hätte? Wir antworten mit der Gegenfrage: Ist es dann später mit Jesus nicht tatsächlich so herausgekommen? Ist der Sturm dann nicht tatsächlich Meister geworden? Es gab dann für die Jünger Tage und Stunden, da weit und breit keine Planke mehr war, an die sie sich hätten klammern können. Der Schiffbruch ihres Meisters war perfekt, war Untergang. Es wird ihnen dann nichts nützen zu schreien: «Meister, Meister, wir verderben!». Er wird schlafen, einen schrecklichen Schlaf, aus dem wir Menschen sonst nicht mehr erwachen. –

Und so wie dort am Karfreitag ist es mit Gottes Sache schon

oft und immer wieder gegangen: Totaler Schiffbruch, und Gott schläft. Aber da wo alle unsere Schritte, auch unsere Nachfolgeschrittlein, zur Katastrophe führen müssen, da tut Christus den einen, den entscheidenden Schritt, den Schritt heraus aus dem Grab, hinein in den Ostersieg.

«Sie fürchteten sich aber und wunderten sich und sprachen untereinander: Wer ist dieser? Denn er gebietet dem Winde und dem Wasser, und sie sind ihm gehorsam» (25). Ja, wer ist dieser, dass ihm nicht nur Wind und Wasser, dass ihm, wie wir bald sehen werden, die Teufel gehorsam sind? Wer ist dieser? Kann man da anders, als zusammen mit den Jüngern sich «fürchten und verwundern»?

Die Heilung des besessenen Gadareners

²⁶ Und sie schifften fort in die Gegend der Gadarener, welche ist Galiläa gegenüber. ²⁷ Und als er austrat auf das Land, begegnete ihm ein Mann aus der Stadt, der hatte Teufel von langer Zeit her und tat keine Kleider an und blieb in keinem Hause, sondern in den Gräbern. ²⁸ Da er aber Jesum sah, schrie er und fiel vor ihm nieder und rief laut und sprach: Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich bitte dich, du wollest mich nicht quälen. ²⁹ Denn er gebot dem unsaubern Geist, dass er von dem Menschen ausführe. Denn er hatte ihn lange Zeit geplagt, und er ward mit Ketten gebunden und mit Fesseln gefangen, und zerriss die Bande und ward getrieben von dem Teufel in die Wüsten. ³⁰ Und Jesus fragte ihn und sprach: Wie heissest du? Er sprach: Legion; denn es waren viel Teufel in ihn gefahren. ³¹ Und sie baten ihn, dass er sie nicht hiesse in die Tiefe fahren. ³² Es war aber daselbst eine grosse Herde Säue auf der Weide auf dem Berge. Und sie baten ihn, dass er ihnen erlaubte, in sie zu fahren. Und er erlaubte es ihnen. ³³ Da fuhren die Teufel aus von dem Menschen und fuhren in die Säue; und die Herde stürzte sich von dem Abhänge in den See und ersoff. ³⁴ Da aber die Hirten sahen, was da geschah, flohen sie und verkündigten's in der Stadt und in den Dörfern. ³⁵ Da gingen sie hinaus, zu sehen, was da geschehen war, und kamen zu Jesu und fanden den Menschen, von welchem die Teufel ausgefahren waren, sitzend zu den Füßen Jesu, bekleidet und vernünftig, und erschraken. ³⁶ Und die es gesehen hatten, verkündigten's ihnen, wie der Besessene war gesund geworden. ³⁷ Und es bat ihn die ganze Menge des umliegenden Landes der Gadarener, dass er von ihnen ginge; denn es war sie eine grosse Furcht angekommen. Und er trat in das Schiff und wandte wieder

um. ³⁸ Es bat ihn aber der Mann, von dem die Teufel ausgefahren waren, dass er bei ihm möchte sein. Aber Jesus liess ihn von sich und sprach: ³⁹ Gehe wieder heim und sage, wie grosse Dinge dir Gott getan hat. Und er ging hin und verkündigte durch die ganze Stadt, wie grosse Dinge ihm Jesus getan hatte. Lukas 8,26-39

«Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten» (28). So lautet der auffällig helle Ruf, der uns aus der ebenso auffällig düsteren Gegend, die wir jetzt betreten, entgegenkommt. Das mag denn auch der eine Ton sein, der alles, was hier zu bemerken sein wird, dominieren soll.

Es sind ja eher bedrückende und beängstigende Dinge, die man hier zu hören bekommt: Der Mensch sei nicht nur ein Bewohner, er habe auch Bewohner, er wohne nicht nur, er werde auch bewohnt, er besitze nicht nur, er sei auch besetzt, kurz, der Mensch sei sozusagen ein bewohnbares und gar besitzbares Wesen! Und zwar seien es nicht etwa nur Läuse und Wanzen, die den Menschen bewohnen können und die man mit Läusewasser und Wanzenpulver bekämpfen kann, ja es seien auch nicht etwa nur Bakterien und ansteckende Keime, die fähig sind, beim Menschen sich niederzulassen und Wohnung zu nehmen, es gebe Bewohner, sagt uns die ganze Bibel, die man mit keiner Hygiene und mit keiner medizinischen Massnahme beseitigen könne.

Die Heilige Schrift weiss eben ausser von Menschen, Tieren und Pflanzen noch von Geschöpfen anderer Art, sie nennt sie Mächte, Fürstentümer, Geister, Gewalten, Dämonen, Teufel; es sind Wesen des Unsichtbaren, Geschöpfe aus dem Gebiet des Körperlosen. Es scheint ihnen aber nicht immer wohl zu sein in ihrer Körperlosigkeit. Sie versuchen, sich einzumieten, sie durchstreichen, Einschluß suchend, Gegenden, Länder und Nationen. So findet aus dem Unsichtbaren herüber eine Art Wohnungssuche statt – unheimlich! Sie können nicht nur einzelne Menschen, sondern auch

Volksräume, ganze Generationen besetzen und bewohnen. Auch Wohnungswechsel scheint ihnen möglich zu sein.

Solch einer von Mächten und Gewalten okkupierten Gegend nähert sich nun der Herr mit seiner Schar. Es ist heidnisches Gebiet Galiläa gegenüber jenseits des Sees, es kann dort Schweinezucht getrieben werden. Dort tritt ihm ein aussergewöhnlicher Fall von Besessenheit entgegen. Es schreit aus dem Unglückseligen, der hier in Gräberstätten haust, heraus. «Wir sind Legion», eine schwarze Legion jedenfalls! Der Ärmste kommt einem vor wie ein über und über mit Schmeissfliegen belegtes Aas.

Man kann sich fragen, ob nicht ein ursächlicher Zusammenhang bestehe zwischen dem plötzlich losgebrochenen Sturm, der Jesus und seine Jünger auf dem See überfallen hatte, und dieser schwarzen Legion. Ob es sich da nicht um einen verzweifelten Abwehr- und Vernichtungs-Versuch aus der Welt der Dämonen gehandelt habe, der die Landung des Herrn vereiteln sollte? Jedenfalls bekommt diese Landung nun schon beinahe den Sinn einer Invasion einer feindbesetzten Küste. Die Legion, so hören wir, fühlt sich bedroht und hat Angst vor Jesu Nahen. Sie haben ihn längst wahrgenommen, wenn er jenseits des Sees, in Kapernaum, wirkte. Sie kennen ihn beim Namen: «Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten», mit dieser hochfeierlichen Anrede begrüßen sie ihn. Wie gewaltig die Qual dieses Bewohnten sein muss, geht daraus hervor, dass später die ganzen 2000 Schweine zusammen die Schockwirkung und Spannung nicht auszuhalten vermögen, die dieser einzige Mensch da allein auszuhalten hat.

Aber nun eine kleine Zwischenfrage: Führt uns da Lukas nicht zurück ins dunkle Mittelalter, ins finsterste Afrika? Bernhard Shaw, der scharfzüngige Kritiker unserer dunklen Neuzeit und unseres finsternen Europa, setzt sich mit dieser Frage in seinem bedeutsamen Vorwort zur «Heiligen

Johanna» auseinander. Dabei vergleicht er dort unser heutiges Geschlecht jener Herde Schweine, die blindlings und Kopf voran dem Abgrund entgegen rennt.

Kehren wir zurück zu unserem Mann im Gadarenerland. Was ist an ihm geschehen? Jesus ist gekommen und hat ihn von der schwarzen Legion befreit. Auf diese Weise hat er sich als der Stärkere, als der Herr erwiesen. Befreit hat er den Mann. Aber das ist nur die eine Seite des Vorgangs. Man könnte mit ebenso gutem Recht sagen, erobert und gefangen genommen habe er ihn. Jesus hat zwar die Legion, die schwarzen Besitzer, ausgetrieben, aber nun lässt er die Wohnung nicht leer stehen, nun hat er selber, Christus, den gesäuberten Platz eingenommen. Der Besessene hat somit in Wirklichkeit nur Besitzer gewechselt. Der vorher Besessene ist nun Jesu Eigentum geworden. Er sitzt zu Jesu Füßen frei und geborgen zugleich.

Ein Mensch ist eben tatsächlich nie leer. Entweder die schwarze Legion erfüllt ihn oder dann Christus. Der Mensch ist nie herrenlos. Er hat entweder die Legion oder dann Christus zu seinem Gebieter. Ja man darf es geradezu so sagen: Wer nicht Eigentum Christi ist, der wird sozusagen naturnotwendig früher oder später Eigentum einer irgendwie gefärbten Legion. Diese Legionen hausen heute nicht etwa in erster Linie in den Irrenhäusern und Nervenheilstätten, sie besetzen das einfache Leben, kommen gleichsam in Zivil daher. Sie lieben Besuch und Unterkunft in Kaufhäusern, Banken, Sportpalästen, Tanzlokalen. Auch Universität, Hörsäle, auch theologische, können sie als Quartier wählen. Sie sind jedenfalls nicht nur da, wo es verzerrte Gesichter gibt, verrenkte Glieder und unartikulierte Laute, ihr Aussehen ist bald hausbacken und bieder, etwa einmal auch uniformiert. Wenn heute nicht Christus der Herr im Hause ist, dann kann es fast nicht anders sein, als dass die Hausfrau besessen ist vom Sorgengeist, der sich, je nach der Ungunst der Zeit, auch als Hamstergeist äussert. Entweder ist Christus der

Herr unserer Jugend oder eine bunte Schar von Geistern. Die Männerwelt, die nicht Christi Eigentum ist, wird Mühe haben, nicht Eigentum unsauberer Geister zu werden. Man beachte aber die grosse Verschiedenheit der beiden Besetzungsarten. Es ist anders, wenn Jesus der Herr im Hause ist, oder aber irgendeine schwarze, braune, rote, bunte oder farblose Legion.

Wen die Mächte besetzen, den machen sie einsam, gemeinschaftslos und gemeingefährlich. Die dunkle Menschenfeindlichkeit wendet sich aber nicht nur nach aussen gegen die anderen, sondern gegen den Besessenen selber. Sein Sinn und Verhalten ist infolgedessen nicht nur mörderisch, sondern zugleich selbstmörderisch. Er zerstört seine eigene Menschenwürde. Man fragt sich, ob dieser Gadarener, der als gemeingefährlich ausgestossen und isoliert wurde, der sich die Kleider zerreisst und schliesslich bei den Schweinen und in den Gräberhöhlen haust, nicht eben das Abbild des Menschen überhaupt sei, wenn dieser einmal aufgehört hat, an Gott als seinen Herrn zu glauben. «Denn er hatte ihn lange Zeit geplagt, und er ward mit Ketten gebunden und mit Fesseln gefangen, und zerriss die Bande und ward getrieben von dem Teufel in die Wüsten» (29). Ist das nicht der Jeder mann, den unsere entsetzten Augen nun seit mehr als drei Menschenaltern sehen?

Anders der Mensch, der Christi Eigentum wird und damit Gott zu seinem Herrn hat. Nachdem Jesus den Gadarener befreit und sich zu eigen gemacht hat, wird dieser ruhig, vernünftig, still, zutraulich und sucht die Gemeinschaft der Menschen, bekommt gleichsam ein neues Kleid, ein neues Herz, ein neues Gesicht, einen neuen Blick. Man denkt geradezu an den verlorenen Sohn, der nun nicht mehr bei den Schweinen und in der Fremde weilt, sondern heimgekehrt ist zum Vater und zu den Seinigen.

So stellt Jesus die zerstörte Menschenwürde wieder her.

Dass es bei Jesus um die Rettung des Menschen geht, das wird den Bewohnern jener Gegend bald sehr handgreiflich zu Gemüte geführt. Sie sind die Leidtragenden, die Geschädigten. Man vergegenwärtige sich: Jesus hat den Schweinebestand einer ganzen Gegend für einen einzigen Menschen aufgeopfert. Rohstoffverlust, Sachschaden! Kein Wunder senden sie eine Delegation zu ihm, mit der ebenso erschrockenen wie höflichen Bitte, er möchte doch die Gegend verlassen. Das Menschendenken Jesu, das dem üblichen Rohstoff- und Sachdenken übergeordnet ist, wird ihnen unheimlich, weil es tatsächlich die bestehende Wertordnung stürzt. Sie sehen ihren Schaden, nicht aber den geretteten Mitmenschen, und befürchten weitere Schädigung. Aber, möchte man einwenden, ist es nicht billig, auf Kosten anderer den Menschenretter zu spielen? Jesus hat nicht nur unter Schädigung anderer die Menschenwürde dieses einen Menschen wiederhergestellt. Er hat dann wahrhaftig ein ganz anderes Opfer nicht gescheut und sein Leben zum Lösegeld eingesetzt.

«Und es bat ihn die ganze Menge des umliegenden Landes der Gadarener, dass er von ihnen ginge; denn es war sie eine grosse Furcht angekommen. Und er trat in das Schiff und wandte wieder um» (37). Seltsam, dass Jesus ihrer Bitte willfährt. Das möchte aussehen wie eine vorschnelle Preisgabe eines eben unter schwersten Kämpfen gewonnenen Brückenkopfes im Heidenland. Aber wenn er, dem Willen des Vaters untertan, sich jetzt noch auf Israel beschränkt, so bedeutet das ja gerade nicht eine Preisgabe der Heiden. Ein Zeichen dafür, dass seine Rückkehr aufs andere Seeufer nicht als Rückzug gemeint sei, ist jener Geheilte. Dieser möchte, nur zu begreiflich!, bei Jesus bleiben und mit ihm ziehen. «Es bat ihn aber der Mann, von dem die Teufel ausgefahren waren, dass er bei ihm möchte sein. Aber Jesus liess ihn von sich und sprach: Gehe wieder heim und sage, wie grosse Dinge dir Gott getan hat. Und er ging hin und

verkündigte durch die ganze Stadt, wie grosse Dinge ihm Jesus getan hatte» (38.39). Der Mann wird Bote und Missionar jenes Küstengebietes. Vorher war er dem Land ein Fluch und Schaden, fortan wird er, selber gesegnet, ein Segen sein. Jesus aber wird bald andere Boten in alle Welt senden, die noch ganz anders verkünden werden, «wie grosse Dinge Gott an uns getan hat».

Eine letzte Frage sei wenigstens nicht verschwiegen: Warum schickt Jesus die schwarze Legion nicht überhaupt in den Pfuhl? Warum erteilt er ihnen die Erlaubnis, in der Tierherde Wohnung zu nehmen? Wenn man darauf eine Antwort geben kann, dann wird sie nur lauten können, weil er sogar noch mit den Teufeln Geduld hat. Er wird zuerst selber in den Pfuhl hinuntersteigen, bevor er andere hinunterschickt, und wenn es auch nur Geister wären. Er wird zuvor noch den Geistern im Gefängnis predigen. Erst das letzte Buch der Heiligen Schrift (Offenbarung Joh. Kap. 20,1ff) redet von der Möglichkeit, in den «feurigen Pfuhl» geworfen zu werden. Jetzt aber ist noch Rettungszeit, noch Evangeliumszeit, noch Entscheidungszeit.

Die Tochter des Jairus

⁴⁰ Und es begab sich, da Jesus wiederkam, nahm ihn das Volk auf; denn sie warteten alle auf ihn. ⁴¹ Und siehe, da kam ein Mann mit Namen Jairus, der ein Oberster der Schule war, und fiel Jesu zu den Füßen und bat ihn, dass er wollte in sein Haus kommen; ⁴² denn er hatte eine einzige Tochter bei zwölf Jahren, die lag in den letzten Zügen. Und da er hinging, drängte ihn das Volk. ⁴³ Und ein Weib hatte den Blutgang zwölf Jahre gehabt; die hatte alle ihre Nahrung an die Ärzte gewandt, und konnte von niemand geheilt werden; ⁴⁴ die trat hinzu von hinten und rührte seines Kleides Saum an; und alsobald stand ihr der Blutgang. ⁴⁵ Und Jesus sprach: Wer hat mich angerührt? Da sie aber alle leugneten, sprach Petrus und die mit ihm waren: Meister, das Volk drängt und drückt dich, und du sprichst: Wer hat mich angerührt? ⁴⁶ Jesus aber sprach: Es hat mich jemand angerührt; denn ich fühle, dass eine Kraft von mir gegangen ist. ⁴⁷ Da aber das Weib sah, dass es nicht verborgen war, kam sie mit Zittern und fiel vor ihm nieder und verkündigte vor allem Volk, aus welcher Ursache sie ihn hätte angerührt und wie sie wäre alsbald gesund geworden. ⁴⁸ Er aber sprach zu ihr: Sei getrost, meine Tochter; dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden! ⁴⁹ Da er noch redete, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule und sprach zu ihm: Deine Tochter ist gestorben; bemühe den Meister nicht. ⁵⁰ Da aber Jesus das hörte, antwortete er ihm und sprach: Fürchte dich nicht; glaube nur, so wird sie gesund! ⁵¹ Da er aber in das Haus kam, liess er niemand hineingehen denn Petrus und Jakobus und Johannes und des Kindes Vater und Mutter. ⁵² Sie weinten aber alle und klagten um sie. Er aber sprach: Weinete nicht; sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft. ⁵³ Und sie verlachten ihn, wussten wohl, dass sie gestorben war. ⁵⁴ Er aber trieb sie alle hinaus, nahm sie bei der Hand und rief

und sprach: Kind, stehe auf! ⁵⁵ Und ihr Geist kam wieder, und sie stand alsobald auf. Und er befahl, man sollte ihr zu essen geben. ⁵⁶ Und ihre Eltern entsetzten sich. Er aber gebot ihnen, dass sie niemand sagten, was geschehen war. Lukas 8,40-56

Eine Kindheitserinnerung hat sich mir unlösbar mit diesem Bericht über die Auferweckung der Jairustochter verschlungen. In unserem Dorf war der zwölfjährige Knabe eines reichen Bauern unter besonders schweren Umständen gestorben. Die Eltern des Kindes litten unsäglich. Das ganze Dorf war in Aufruhr, nicht weniger unsere Schulklasse, hatte doch der jähe und gewaltsame Tod unseres Mitschülers auf uns gewirkt, wie wenn der Stechvogel unter die Küchlein stösst, eines aus ihrer Mitte zu holen. Wir hätten als Schulklasse singen sollen, viele von uns brachten vor Erregung keinen Ton hervor. Am offenen Kindergrab las der Pfarrer die Worte von der Auferweckung der Jairustochter durch Christus. Er sprach sachlich und schlicht. Dieses eine Kind, das da als unbegreiflicher Sonderfall dem Tode entrissen und seinem Vater wiedergegeben worden sei, sei ein Hoffnungszeichen für all die ungezählten anderen Eltern, deren Kind in die Erde gebettet werden müsse. Dieses Töchterlein des Jairus künde mitten in unserer Todesnacht jenen Morgen an, da alle, die an Christus glauben, aus den Gräbern auferweckt werden sollen. Diesem herrlichen Morgen schläft euer Kind entgegen, liebe heimgesuchte Eltern. Lasst es schlafen. Kinder soll man in ihrem gesunden irdischen Schlaf nicht stören, man soll sie erst recht nicht vor der Zeit aus ihrem Ewigkeitsschlaf aufwecken wollen. Derjenige, der hier vor der Zeit in die Totenkammer eindringt, die toten Händchen des Mädgleins anfasst und es dem Todesschlaf entreisst, ist uns ein Bürge der Auferstehung aller Toten, weil er selber als Erstling den Weg durch die Gräber gebahnt hat. Am Ostermorgen hat er die Tür des Totenreiches aufgestossen für alle, die an ihn glauben. Christus ist auferstanden. Ja es ist ihm

die Macht über den Tod schon vor seinem Ostersieg und schon vor seiner herrlichen Wiederkunft am Ende der Tage gegeben, so wie wir es im Totenkammerlein dieser zwölfjährigen Tochter sehen. So geht es hier um mehr als nur um die Zurückrufung einer Zwölfjährigen; dies eine vorzeitig auferweckte Kind wird ja später, nach Jahrzehnten, wieder sterben. Täglich, ja sekundlich, wird auf Erden weiter gestorben. Aber es geht hier nicht nur um einen Einzelfall, sondern überhaupt um die Machtfrage zwischen Leben und Tod. Christus pflanzt mit dieser Einzelauferweckung ein Hoheitszeichen auf nicht nur an der Schwelle des Todes, sondern mitten in der Behausung des Todes selber. Was an diesem einen zwölfjährigen Kind geschieht, ist ein Osterzeugnis schon vor Ostern, ein Auferstehungszeichen schon vor dem Jüngsten Tag. Auf diese Weise, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach, wurde an jenem Kindergrab die Trauergemeinde getröstet. So bleibt Christus der Herr auch am zugenagelten Sarg, auch am frisch aufgeschütteten Grabhügel eines zwölfjährigen, in seiner Blüte geknickten Menschenkindes.

Und nun sehen wir uns den Hergang des Ereignisses noch etwas genauer an. Der Vater des Kindes ist «ein Oberster der Schule» (41). Jairus ist der Synagogenvorsteher von Kapernaum. In Anbetracht der zur offenen Feindschaft ausgewachsenen Spannung ist es durchaus nicht selbstverständlich, dass Jairus in einer persönlichen Angelegenheit zu Jesus kommt. Diese Hemmungen und Hindernisse erklären einigermassen den Umstand, dass der bekümmerte Vater erst an Jesus gelangt, nachdem es bereits zu spät ist. Das Kind «lag in den letzten Zügen». Es scheint auch, dass der Fall die Öffentlichkeit ganz besonders interessierte und aufwühlte. Jesus wird am Ufer von einer grossen Menge mit Ungeduld von seinem Abstecher ins Gadarenerland zurückerwartet: «Und es begab sich, da Jesus wiederkam, nahm ihn das Volk auf; denn sie warteten alle auf ihn» (40). Dieses lebhaft

Interesse der Öffentlichkeit erleichtert den Stand des bedrängten geistlichen Würdenträgers keineswegs. Privatmann und Synagogenvorsteher liegen gleichsam miteinander im Kampf, wobei schliesslich der Vater siegt.

Jairus glaubt. Wer mit seiner Not zu Jesus geht, bei dem ist immer schon der Glaube am Werk gewesen. Schon der Entschluss, sich an Jesus zu wenden, ist Glaube. Bereits der Weg, der zu Jesus hin zurückgelegt wird, ist ein Glaubensweg. Für ein krankes Kind zum Doktor gehen ist eine Selbstverständlichkeit. Aber hier geht einer für ein Kind zum Doktor, das schon in den letzten Zügen liegt. Er glaubt auch dann noch, wenn die Nachricht ihn ereilt, es sei jetzt zu spät, das Kind sei gestorben. Freilich bedarf nun sein Glaube der Stärkung: «Da er noch redete, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule und sprach zu ihm: Deine Tochter ist gestorben; bemühe den Meister nicht. Da aber Jesus das hörte, antwortete er ihm und sprach: Fürchte dich nicht; glaube nur, so wird sie gesund» (49.50).

«Da er aber in das Haus kam» – es war unterdessen zum Trauerhaus, zum Totenhaus geworden, da scheint sich nun ein regelrechter Kampf zwischen Jesus, dem Gott die Macht über den Tod gegeben hat, und den Mächten des Unglaubens abzuspielen. Zuerst nimmt er gewissermassen eine Säuberung vor. Er lässt niemanden ins Totenzimmer als Petrus, Jakobus, Johannes und des Kindes Vater und Mutter (51). Ein Klagegeist hat sich des ganzen Hauses bemächtigt, hält es gleichsam wie eine feindliche Festung besetzt. Der Herr über Leben und Tod betritt das Innere des Hauses wie ein Eroberer. «Er aber sprach: Weinet nicht; sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft. Und sie verlachten ihn, wussten wohl, dass sie gestorben war» (52.53). Jäh schlägt die Totenklage um in Gelächter. Sie lachen ihn aus, es wird ein schlecht unterdrückter Ton der Schadenfreude und des Hohnes in ihrem Lachen sein; sie lachen damit aber auch den Glauben des Vaters aus.

Gelächter im Trauerhaus, Gelächter des Unglaubens. Nun hat der Herr genug: «Er aber trieb sie alle hinaus.» Und ihre Augen dürfen nicht sehen, wie das Totenkämmerlein zum Heiligtum wird; das wäre Perlen vor die Unverständigen geworfen. Und nun geschieht es, unter der Augenzeugenschaft der drei Jünger und der beiden Eltern. Er nimmt die Hand der Toten, ruft sie, so wie man einen Schlafenden durch Rufen weckt, ihr Geist kehrt in sie zurück und sie richtet sich auf. Es wirkt fast wie eine pflegerische Massnahme, wenn er daraufhin verordnet: «man solle ihr zu essen geben» (54.55). Wie sollten sich die Eltern nicht entsetzen? Wenn er ihnen zuletzt eine gewisse Diskretion auferlegt, dann mag das für sie eine notwendige Schonung sein, denn die Geister des Unglaubens werden sich mächtig aufmachen und den Segen gefährden.

Ein Letztes: Die Begebenheit mit dem blutflüssigen Weib. Manche mögen diesen Zwischenfall als peinlich empfinden; aber er gehört wesentlich hierher. Einmal erfährt durch diese Frau der Weg Christi zum Haus des Jairus eine Verzögerung. Christus lässt sie sich gefallen, ja es scheint, dass sie ihm geradezu willkommen ist. (Ein ähnliches Zuwarten wird übrigens auch bei der Auferweckung des Lazarus beobachtet.) Und dann besteht ein deutlicher innerer Zusammenhang zwischen der Glaubenshaltung des Jairus und diesem blutflüssigen Weib. Sie ist eine durch zwölfjährige Krankheit zermürbte und abgekämpfte arme, arme Seele. Ein Unterleibsleiden erfüllt sie mit Mutlosigkeit und Scham. Und nun hat sie den Glauben dieses Vaters gesehen. Wenn der noch glaubt, obschon seine Tochter in den letzten Zügen liegt, obschon sie nun gar gestorben ist, wie sollte da sie, trotz ihres zwölfjährigen Leidens, obschon sie alle ihre Nahrung an die Ärzte gewandt hat, nicht auch glauben und hoffen dürfen? Und sie fängt wieder an zu glauben. Ein erstes Fünkeln. Sie wagt es nicht, von vorne vor ihm niederzufallen wie der Oberste, sie wagt auch nicht einmal, seine Füße

hinterrücks mit Tränen zu benetzen wie die grosse Sünderin; so wie der Zöllner im Tempel «von ferne steht», so rührt sie von hinten den Saum seines Kleides an. Um nicht in aller Öffentlichkeit über ihr Leiden reden zu müssen, hofft sie gleichsam inkognito geheilt zu werden. Der Herr aber sieht den schwachen Glauben an, richtet das zerstossene Rohr auf und bringt den glimmenden Docht zum Brennen; und, damit es ganz klar werde, dass nicht etwa vom «Gewand des Erlösers» eine Zauberwirkung ausgegangen sei, besteht er darauf, herauszubekommen, wer ihn angerührt hat, und sagt der Erschrockenen auf den Kopf hin zu: «Meine Tochter, sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden!» (48).

Die Speisung in der Wüste

¹ Er forderte aber die Zwölf zusammen und gab ihnen Gewalt und Macht über alle Teufel und dass sie Seuchen heilen konnten, ² und sandte sie aus, zu predigen das Reich Gottes und zu heilen die Kranken. ³ Und sprach zu ihnen: Ihr sollt nichts mit euch nehmen auf den Weg, weder Stab noch Tasche noch Brot noch Geld; es soll auch einer nicht zwei Röcke haben. ⁴ Und wo ihr in ein Haus geht, da bleibt, bis ihr von dannen zieht. ⁵ Und welche euch nicht aufnehmen, da gehet aus von derselben Stadt und schüttelt auch den Staub ab von euren Füßen zu einem Zeugnis über sie. ⁶ Und sie gingen hinaus und durchzogen die Märkte, predigten das Evangelium und machten gesund an allen Enden.

⁷ Es kam aber vor Herodes, den Vierfürsten, alles, was durch ihn geschah; und er ward betreten, dieweil von etlichen gesagt ward: Johannes ist von den Toten auferstanden; ⁸ von etlichen aber: Elia ist erschienen; von etlichen aber: Es ist der alten Propheten einer auferstanden. ⁹ Und Herodes sprach: Johannes, den habe ich enthauptet; wer ist aber dieser, von dem ich solches höre? Und begehrte ihn zu sehen.

¹⁰ Und die Apostel kamen wieder und erzählten ihm, wie grosse Dinge sie getan hatten. Und er nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heisst Bethsaida. ¹¹ Da das Volk des inneward, zog es ihm nach. Und er liess sie zu sich und sagte ihnen vom Reich Gottes und machte gesund, die es bedurften. Aber der Tag fing an, sich zu neigen. ¹² Da traten zu ihm die Zwölf und sprachen zu ihm: Lass das Volk von dir, dass sie hingehen in die Märkte umher und in die Dörfer, dass sie Herberge und Speise finden; denn wir sind hier in der Wüste. ¹³ Er aber sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen. Sie sprachen: Wir haben nicht mehr als fünf Brote und zwei Fische; es

sei denn, dass wir hingehen sollen und Speise kaufen für so grosses Volk. ¹⁴ (Denn es waren bei fünftausend Mann.) Er sprach aber zu seinen Jüngern: Lasset sie sich setzen in Schichten, je fünfzig und fünfzig. ¹⁵ Und sie taten also, und es setzten sich alle. ¹⁶ Da nahm er die fünf Brote und zwei Fische und sah auf gen Himmel und dankte darüber, brach sie und gab sie den Jüngern, dass sie dem Volk vorlegten. ¹⁷ Und sie assen und wurden alle satt; und wurden aufgehoben, was ihnen übrig blieb von Brocken, zwölf Körbe. Lukas 9,1-17

«Er forderte aber die Zwölf zusammen und – sandte sie aus –» (1-6). Bei diesen Aussendungen, Lukas erwähnt deren zwei, handelt es sich offenbar um Massnahmen im Zusammenhang mit Jesu Leiden, das nun sichtlich näher rückt. Der Herr weiss, dass er nicht über unbeschränkte Zeit verfügt. Darum sendet er seine Jünger, zunächst sind es nur die Zwölf, in die Dörfer und Städte. Der Zweck dieser Aussendungen ist klar. Sie sollen den Anbruch und die Nähe der Königsherrschaft Gottes ausrufen.

Der Herr findet es nötig, die Apostel zu diesem Wagnis auszurüsten. Er nimmt ihnen vorerst das gewichtigste menschliche Reisegepäck ab, und das ist die Sorge. Weder Stab noch Tasche, kein Brot und kein Geld, auch keine zwei Röcke brauchen sie mitzunehmen. Das ihnen übertragene Werk ist von solcher Wichtigkeit, dass sie ungeniert die Gastfreundschaft beanspruchen sollen. Gleich unbekümmert hat Christus seine Hand aufs Fischerboot gelegt, das Reittier zum Einzug, und den Saal zum Abendmahl, beansprucht. Wenn sie in einen Ort kommen, sollen sie ein Standquartier beziehen und es behalten, bis dass ihr Werk daselbst beendet ist. Wo man ihnen aber die Gastfreundschaft verweigert, da sollen sie sich nicht aufdrängen. Wer sie ablehnt, lehnt das Reich ab und richtet sich damit selbst. Von solch einem Erdenfleck sollen sie nicht einmal den Staub in den Kleidern mitnehmen. «Zu einem Zeugnis über sie», das heisst, die

Jünger werden am Jüngsten Tag gegen sie als Zeugen auftreten; sie werden einst keine Entschuldigung haben, das Reich sei ihnen nicht angeboten worden.

Man hat schon behauptet, Christus habe sie wie Bettler auf die Strassen geschickt. Er rüstet sie aus mit der Vollmacht, Kranke zu heilen und Dämonen auszutreiben. Ob sich Petrus als Bettler vorkam, als er später dem Gelähmten an der «schönen Pforte» die Hand hinstreckte mit den königlichen Worten: «Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, stehe auf und wandle!»? Was Jesus bis jetzt selber und persönlich ausübte, das überträgt er nun hier auf seine Jünger. Sie sollen Kranke heilen als Bestätigung und Beglaubigung ihrer Botschaft vom angebrochenen Reich. Die Botschaft soll vorausgehen, die Heilungen sind als mitfolgende Zeichen gedacht.

Diese Aussendung hat allerlei unmittelbare Folgen. Herodes wird erneut auf ihn aufmerksam (7-9). Kaum hat er den Täufer beseitigt, fängt nun dieser andere an. Das Volk munkelt, Jesus sei eine Art Revenant, ein Wiedergekommener, sei es der hingerichtete Täufer oder Elia. Wie weit dieser Volksglaube auf Herodes abgefärbt hat, ist schwer festzustellen. Sicher ist, dass Herodes in Jesus für den Moment eine Gefahr wittert. Der Wunsch des Tetrarchen, Jesus einmal zu sehen, eine Mischung von Neugier und Angst, ist ihm freilich dann erst am Karfreitag in Erfüllung gegangen. Dort brauchte er ihn nicht mehr zu fürchten. Die Torheit und Verblendung eines Gewalthabers meint, mit einem wehrlosen Gefangenen könne man ungestraft nach Belieben umspringen. Herodes lässt ihm dann einen weissen Mantel umtun und sendet ihn dem Pilatus zurück – Unschuld vom Lande!

Kaum schon nach Tagen, auch kaum erst nach Monaten, sicher aber nach Wochen kommen die Zwölf von ihrer Dienstreise zurück «und erzählten ihm, wie grosse Dinge sie getan hatten» (10). Auffällig, dass Jesus unmittelbar daraufhin mit

ihnen in die Wüste geht! Will er ihnen nach der Anstrengung der Wanderwochen ein wenig Ruhe und Ausspann gönnen? Diese «Retraite» scheint eher eine bewahrende Notwendigkeit zu sein. Die Jünger können erzählen, «wie grosse Dinge sie getan hatten». Das ist gefährlich. Die Gabe der Krankenheilung ist nicht von ungefähr so rar und fast immer solchen Gläubigen verliehen, die in besonderer Weise auf die Seite, in die Wüste, genommen sind. Der Ort, wohin sie sich zurückziehen, ist die Nordküste des Sees Genesareth, dort in der Nähe der Jordanmündung. Bethsaida (Fischhausen) befindet sich dort, die nähere Heimat des Philippus, Petrus und Andreas (Joh. 1,44). Südöstlich von Bethsaida ist Steppe. Aber dieser Rückzug misslingt. Die Wandertätigkeit der Jünger bleibt nicht ohne kräftiges Echo. Ebenso die Ermordung des Täufers durch Herodes. Eine spürbare Erregtheit hat sich des Volkes in den Dörfern und Städten bemächtigt. In Scharen brechen die Leute auf und wollen Jesus sehen. Die Tatsache, dass es vor allem eine Männerbewegung ist, lässt auf eine gewisse politische Unterströmung schliessen. Sie suchen ihn und drängen ihm nach bis über Bethsaida hinaus. Da bestätigt er ihnen, was sie schon aus dem Munde seiner Sendboten vernommen haben – «und sagte ihnen vom Reich Gottes und machte gesund, die es bedurften» (11).

Ihr Fanatismus hat sie vergessen lassen, was des Leibes Notdurft erfordert. Die Jünger schauen mit Besorgnis nach dem Stand der Sonne und fürchten beim Hereinbruch der Nacht eine Katastrophe. Schliesslich fassen sie ein Herz, wagen es, den Herrn zu unterbrechen, und machen ihn aufmerksam auf die drohende Gefahr. Dabei erwarten sie kaum, was sich dann ereignet, denn ihnen kann nicht unbekannt sein, wie einst der Teufel den Herrn in der Wüste damit versuchte, dass er ihm nahe legte, aus Steinen Brot zu machen. Während es aber Jesus seinerzeit abgelehnt hat, seine Sohnesvollmacht für seine eigenen Bedürfnisse zu gebrauchen, bittet er jetzt, da es um die Linderung fremder Not geht, den Vater

um Vollmacht und Erlaubnis, sie zu beseitigen.

Zuerst stellt er die Jünger auf die Probe: «Gebt ihr ihnen zu essen» (13). Für so viel Menschen Brot kaufen? Woher das Geld nehmen? Vorhanden sind fünf Brote und zwei Fische. Darauf heisst er sie sich setzen «in Schichten je fünfzig und fünfzig» (14). Markus und Johannes haben hier die Notiz, dass die Steppe frühlingshaft grünte. Sie lagern sich ins grüne Gras. Nun nimmt Jesus das Brot, segnet es, spricht die Danksagung, bricht es, reicht es den Jüngern, und diese geben es weiter. Es ist wie eine Wiederholung dessen, was einst in der Wüste geschah, als das Volk Gottes durch Wachteln gespeist und aus dem Fels getränkt wurde. Es handelt sich weder um einen «bloss psychischen», noch um einen «rein geistigen» Vorgang, denn es bleiben zwölf Körbe von Brocken übrig. Derjenige, der die Seinen «ohne Stab noch Tasche noch Brot noch Geld» auf den Weg sendet, speist 5000 Männer in der Wüste so, dass «ihnen übrig blieb von Brocken, zwölf Körbe voll». Dies Reichszeichen weist hin auf die herrliche Fülle der Vollendung, da überhaupt keine Wüste mehr sein wird, und «sie wird nicht mehr hungern noch dürsten».

Von Kapernaum bis vor die Tore Jerusalems

Das Bekenntnis des Petrus

*¹⁸ Und es begab sich, da er allein war und betete und seine Jünger zu ihm traten, fragte er sie und sprach: Wer sagen die Leute, dass ich sei? ¹⁹ Sie antworteten und sprachen: Sie sagen, du seist Johannes der Täufer; etliche aber, du seist Elia; etliche aber, es sei der alten Propheten einer auf-
erstanden. ²⁰ Er aber sprach zu ihnen: Wer saget ihr aber, dass ich sei? Da antwortete Petrus und sprach: Du bist der Christus Gottes! ²¹ Und er bedrohte sie und gebot, dass sie das niemand sagten, ²² und sprach: Des Menschen Sohn muss noch viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen. ²³ Da sprach er zu ihnen allen: Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. ²⁴ Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's erhalten. ²⁵ Und welchen Nutzen hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewönne, und verlöre sich selbst oder beschädigte sich selbst? ²⁶ Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel. ²⁷ Ich sage euch aber wahrlich, dass etliche sind von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis dass sie das Reich Gottes sehen. Lukas 9,18-27*

«Und es begab sich, da er allein war und betete»; sein in Jerusalem bevorstehendes Leiden treibt ihn ins Gebet, vor allem der Gedanke, wie er es seinen Jüngern eröffnen solle. Und da, in der Einsamkeit der Wüste, fällt nun die Frage: «Wer saget ihr aber, dass ich sei?» Und Petrus antwortet für sie alle: «Du bist der Messias Gottes» (20). Damit will Petrus sagen: Du bist der Mann, auf den hin alle Propheten, die bisher gewesen sind, mit Fingern zeigten, du bist der längst

angekündigte König des Friedens und der Gerechtigkeit. Du selber hast keinen anzukündigen, der noch kommen könnte, denn du bist der Letzte und Endgültige, nach dir kommt keiner mehr. Du bist mehr als der Täufer, mehr als Elia, «Du bist der Messias Gottes». Matthäus weiss an dieser Stelle, dass Jesus dem Petrus auf sein Bekenntnis hin gesagt habe: «Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.» Bekenntnisse schüttelt man nicht aus dem Ärmel; wo Bekenntnisse laut werden, da ist der Geist am Werk.

Unmittelbar auf das Petrusbekenntnis erfolgt Jesu erste Leidensankündigung. Es wird ein überaus befremdliches Leiden sein. Nicht in erster Linie die Welt wird den «Messias Gottes» verwerfen, die Gläubigen, die Gotteshausleute, die Bibelleser, die Kirchenältesten, Gesetzeslehrer und Theologieprofessoren werden es tun. Sie werden ihn «verwerfen» (22). Das ist schrecklicher als jede Degradierung, Ausbürgerung oder Exkommunikation. Sämtliche Verheissungen, die seit Kain durch all die Jahrhunderte herauf dem auserwählten Volk als köstliche Anwartschaft in Aussicht gestellt sind, sollen dem, der «verworfen» wird, entzogen sein. Jesus soll sozusagen vom Baum des Lebens abgerissen, weggeworfen werden und für ewig verdorren. Aber was Menschen wegwerfen, bleibt bei Gott auserwählt: Der Messias Gottes wird nach seiner Verwerfung auferstehen.

Aber Jesus wird anders der «Messias Gottes» sein, als Petrus und die anderen Jünger es sich zunächst vorstellen. Sie können sich den Einen schlechterdings nicht anders denken denn als einen Herrscher, ausgerüstet mit endgültiger Gewalt. Und darin haben die Jünger ja tatsächlich auch recht. Was sie nur nicht begreifen können, und was er ihnen in dieser Leidensansage zum ersten Mal mitteilt, ist die Tatsache, dass er vorerst noch durch Tod und Auferstehung hindurch der Herr sein wird. Nach dem Rat und Willen des Vaters hat sich der Herr mitsamt seiner Gemeinde hienieden zunächst

unter ein Nochnicht zu beugen. Es ist jetzt noch nicht die Zeit der vollendeten messianischen Herrlichkeit. So wie in milden Vorfrühlingstagen die Sonne das Leben aus allen Knospen hervorlockt, der Gärtner aber die Beete noch vorsorglich zudeckt, weil er weiss, es wird noch kalte Nächte geben, so heisst es hier von Jesus: «Und er bedrohte sie und gebot, dass sie das niemand sagten» (21). Die Christusherrschaft soll zunächst noch eine verborgene, allein dem Glauben erkennbare, eine heimliche Gewalt sein. Wer aber unter der Wirkung des Geistes jetzt schon an ihn glaubt, der wird dadurch in Anfechtung fallen und in Kampf verwickelt werden.

In diesem Kampf sind wir Menschen «gar bald verloren». Hier warten, denke man nur an Petrus selber, Demütigungen und Zusammenbrüche. Christus weiss das. Nicht umsonst hat er vor dieser seiner ersten Leidensansage gebetet! Aus den Worten, die nun folgen, geht hervor, wie ganz Jesus den Menschen kennt, wie zum vornherein er alle seine Schwächen in Rechnung stellt, wie liebevoll und erbarmend er weiss, welcher Art die Hindernisse sind und wie grosse Schwierigkeiten sich dem Bekenner in den Weg stellen werden. In alledem aber verspricht er den Seinigen Sieg und Überwindung. Dass der Herr seinen Jüngern so unmittelbar nach der Leidensansage das Bekennen zumutet, ist das erstaunliche Angebot dieser Stunde.

Vorab nennt er die menschliche Leidensscheu. Gegen das Kreuzesleiden bäumt sich die Natur auf. Das Selbst, das Innerste, muss überwunden werden, muss «sich selbst verleugnen», wenn es zum bekennenden Leiden kommen soll. Jesus rechnet damit, dass wir täglich das Kreuz von uns werfen, und dass es darum nötig wird, es täglich neu auf sich zu nehmen. Aber so wie er das Brot täglich schenken will, so will er aus seinem Kreuz und Auferstehen heraus tageweise neu die Kraft vermitteln, zum Kreuz ja zu sagen und es auf sich zu nehmen: «Da sprach er zu ihnen allen: Wer mir folgen

will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach» (23).

Das zweite Hindernis sieht der Herr im natürlichen Selbsterhaltungstrieb. Christus bekennen ist gefährlich. Es kann schaden. Man kann dadurch das Brot und die Freiheit verlieren, zwei notwendige Lebensgüter. Ja, gefährlich! Aber – ist etwa das Nichtbekennen gefahrlos? Ist es ungefährlich, wenn die Christengemeinde den Dingen dieser Welt stillschweigend den Lauf lässt? Ist sie umsonst eine «Kirche des Worts»? Schweigt sie, wo sie reden sollte, dann ist das ein ungeheuer beredtes, ein verleugnendes Schweigen. Und solches Nichtbekennen ist mehr als nur lebensgefährlich. Durchs Bekennen kann man im schlimmsten Fall ein diesseitiges Leben verlieren, aber durchs Verleugnen verliert man dieses und das zukünftige Leben. Gefährlich, ja, gefährlich! Kommt nur drauf an, was wir für gefährlicher halten, den Verlust dieses oder jenes Lebens: «Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's erhalten. Und welchen Nutzen hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst oder schädigte sich selbst?» (24.25).

Als drittes Hindernis, das dem Bekennen sich in den Weg stellen will, nennt Jesus die Sorge um den Verlust der Ehre und des guten Namens. Wer sich zu diesem Herrn bekennt, kann vor den Augen der Mitmenschen in «schlechte Gesellschaft» geraten, denn «er schämte sich nicht, uns Brüder zu nennen», er hat also von allem Anfang an unsere schlechte Gesellschaft geliebt und gesucht. Seitdem er mit «Zöllnern und Sündern» am Tische sass, gab es keine Verdächtigung mehr, die ihm erspart geblieben wäre. Man kann sich «seiner schämen», kann sagen «ich kenne diesen Menschen nicht».

Seit Jahrzehnten geht ein Schämen durch die brave Christenheit. Unser bürgerlicher Ehrbegriff ist uns wichtiger geworden als das Evangelium der Zöllner und Huren. Ja, wer

diesem gekreuzigten König zu nahe kommt, fällt schliesslich gar unter den Verdacht, selber ein armer Sünder zu sein, der eines Arztes bedarf. Und das verzeihen dir alle braven Leute nie. In jeder guten und besseren Gesellschaft ist es schliesslich eine Geschmacklosigkeit, eines Heilandes und Erlösers zu bedürfen. Aber pass auf! – Auch solches Schämen ist gefährlich. Mag es hier auf Erden unter den Mitmenschen Folgen haben, wenn du dich zu Christus bekennst, eines ist gewiss, dass es Folgen bei den Engeln im Himmel hat, wenn du dich dessen schämst, der sich deiner nicht schämte: «Wer sich aber meiner und meiner Worte schämt, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und in der Herrlichkeit seines Vaters und der heiligen Engel» (26).

Und schliesslich steht hier noch der sehr geheimnisvolle Ausspruch: «Ich sage euch aber wahrlich, dass etliche sind von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis dass sie das Reich Gottes sehen» (27). Das ist schwer zu verstehen. Ist es nötig, alles erklären zu wollen? Etwas jedenfalls kann man hier begreifen, und das genügt vorläufig: Der Herr stellt hier den Seinen noch einmal vor Augen, was der Bekenner zu gewinnen oder zu verlieren hat: «den Tod nicht schmecken»! Das ist jenes «Kleinod», von dem Paulus später sagt, er jage ihm nach, dass er's ergreifen möchte. Im Haushalt des Messias Gottes haben Gewinn- und Verlustrechnungen einen besonderen Sinn.

Die Verklärung auf dem Berg

²⁸ Und es begab sich nach diesen Reden bei acht Tagen, dass er zu sich nahm Petrus, Johannes und Jakobus und ging auf einen Berg, zu beten. ²⁹ Und da er betete, ward die Gestalt seines Angesichts anders, und sein Kleid ward weiss und glänzte. ³⁰ Und siehe, zwei Männer redeten mit ihm, welche waren Mose und Elia; ³¹ die erschienen in Klarheit und redeten von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem. ³² Petrus aber und die mit ihm waren, waren voll Schlafs. Da sie aber aufwachten, sahen sie seine Klarheit und die zwei Männer bei ihm stehen. ³³ Und es begab sich, da die von ihm wichen, sprach Petrus zu Jesu: Meister, hier ist gut sein. Lasset uns drei Hütten machen: dir eine, Mose eine und Elia eine. Und er wusste nicht, was er redete. ³⁴ Da er aber solches redete, kam eine Wolke und überschattete sie; und sie erschranken, da sie die Wolke überzog. ³⁵ Und es fiel eine Stimme aus der Wolke, die sprach: Dieser ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören! ³⁶ Und indem solche Stimme geschah, fanden sie Jesum allein. Und sie verschwiegen es und verkündigten niemand in jenen Tagen, was sie gesehen hatten. Lukas 9,28-36

Seit acht Tagen wissen die Jünger, dass seine Sendung hier auf Erden zunächst diesen Ausgang haben wird. «Und es begab sich nach diesen Reden bei acht Tagen» – Acht Tage tragen sie nun schon diese Last. Und ihre Last ist auch Jesu Last. Er hat nun gesehen, wie es bei seinen Nächsten um das Verständnis des Kreuzes steht. Wenn das schon beim grünen Holz so ist, was soll erst aus dem dürren werden! So trägt er die Not für die Jünger, für sein Volk, für alle Menschen. Es ist eine rechte Heilandsnot, in der wir ihn da sehen. In dieser Lage sucht er wiederum die Einsamkeit auf, um zu beten. Weil er dort offenbar etwas Besonderes erwartet, nimmt er Zeugen mit; diese wählt er bewusst aus; es fällt auf, dass es

die drei gleichen sind, die er zur Auferweckung der Jairustochter mitnahm. Der Ort, den sie aufsuchen, ist uns geographisch nicht bekannt. Wir vernehmen durch sämtliche Evangelisten lediglich, dass es ein Berg ist. Berge werden in jener Zeit von den Menschen sonst nicht aufgesucht, sondern gefürchtet und gemieden. Auf dem Berg besteht darum eine gewisse Garantie des ungestörten Alleinseins. Dass es der 562 m hohe Tabor gewesen sei, der steil und imposant aus der Ebene Jesreel emporragt, ist eine Vermutung. Ähnlich wie mit dem Ort steht es mit der Zeit. Man nimmt an, dass es sich um einen nächtlichen Vorgang handelt. Die Müdigkeit der Jünger würde dafür sprechen, ebenso die Helligkeit, die sich von einer dunklen Umgebung abhebt, vor allem aber die Tatsache, dass Christus oft die Nacht wählt, um zu beten.

Und was ist es nun, das sie schauen? Die Art, wie sie es nachträglich beschreiben, verrät, dass ihnen die Wiedergabe in Worten einige Mühe verursacht. Der Rahmen des Gewohnten, ja überhaupt des Erfahrbaren ist hier gesprengt. Während er betet, wird zunächst sein Angesicht «anders». Sie nehmen die Veränderung vorerst auf seinem Angesicht wahr. Vielleicht hilft ihrem und unserem Verständnis jene Notiz aus den Tagen des Auszugs aus Ägypten. Das Gesicht des Moses habe jeweilen gegläntzt davon, dass Gott mit ihm redete. Die Schechina, der Lichtglanz Gottes, erzeugt eine Art Widerschein auf dem Angesicht des Menschen. Ob es dieser Lichtglanz ist, wissen wir nicht. Er war einfach «anders». Die Veränderung breitete sich dann bald über seine ganze Gestalt hin, auf seine Kleidung aus: «Und sein Kleid ward weiss und glänzte» (29).

Und auf einmal befindet sich Jesus nicht mehr allein. Es sind jetzt noch zwei weitere Gestalten bei ihm; diese sind jenseitiger Art. Lukas könnte sie Engel nennen; aber er nennt Namen, den einen heisst er Elia, den anderen Moses. Woran man sie erkennt? Ob Jesus ihnen später mitteilt, wer sie waren? Moses und Elia sind die beiden alttestamentlichen

Hauptzeugen auf den Messias hin. «Einen Propheten wie mich wird der Herr, dein Gott, dir erwecken aus dir und aus deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen» (5. Mose 18,15). «Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der grosse und schreckliche Tag des Herrn» (Mal. 3,23).

Diese zwei erscheinen «in der Klarheit», auch sie sind von jenem Glanz übergossen. Wichtig ist der Inhalt ihres Gesprächs, er ist mit einem einzigen knappen Satz angedeutet: «Sie redeten von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem» (30). Sie reden also mit ihm vom bevorstehenden Kreuz, von seiner Auferstehung und Erhöhung. Es ist anzunehmen, dass sie ihn auch der Sorge um die Seinigen entheben. Der Ausgang in Jerusalem wird in dem Sinn gut sein, dass es trotz allem Jünger geben wird, die es fassen werden, und dass es eine Gemeinde geben wird, die davon lebt, dass er für sie gestorben und auferstanden ist. Was wollen wir noch weiter in die Geheimnisse des Dreigesprächs eindringen?

Rätselvoll ist das Verhalten der Jünger. Sie seien «voll Schlags gewesen», vor allem Petrus (32). Wir möchten meinen, bei solchem Dabeisein und Erleben wäre uns der Schlaf vergangen. Es ist die gleiche sonderbare Erfahrung wie später in der Nacht von Gethsemane. Solches Schlafen, während Entscheidendes vor sich geht, wird auch schon im Alten Testament berichtet. Wir denken an Samuels Berufung zum Propheten. Ob man auch an den 127. Psalm denken darf? «Denn seinen Freunden gibt er's schlafend.» Ob ganz einfach die Hinfälligkeit des Menschlichen damit gekennzeichnet ist? Oder ob es sich dabei um eine Kampfhandlung des alt bösen Gegners handelt? Auffällig ist solcher Schlaf zu solch einer Stunde ja schon. «Da sie aber aufwachten» – wie sie zwischendurch aufwachen, sehen sie die beiden Jenseitigen bei Jesus stehen, sie sehen die beiden Männer aufleuchten in der Klarheit Jesu. Und erstaunlich ist auch, dass nun

Petrus zu sprechen wagt. Man möchte sagen, dazu brauche es eben schon einen Petrus! Es scheint aber, dass Petrus selbst nicht weiss, wie ihm geschieht, es ist auch nicht gerade Weltbewegendes, was er stammelt. Es sei schön hier, so schön, dass er drei Zelte aufschlagen wolle, eins für Jesus, eins für Elia und eins für Mose. Petrus empfindet jedenfalls die Nähe der Jenseitigen angenehm; es wird heimelig, er möchte «zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön». Aber vielleicht tun wir diesmal dem Petrus Unrecht. «Hütten bauen, Hütten Gottes bei den Menschen» – lauten nicht Gottes herrlichste Verheissungen so?

Und dann, heisst es, sei eine Wolke über sie gekommen. Die Wolke ist das Zeichen der Hoheit und Gegenwart Gottes. Die Wolke verhüllt und offenbart Gott zugleich. Beim Auszug aus Ägypten, heisst es, sei eine solche Wolke oft gesichtet worden, nachts habe sie gegläntzt. An Himmelfahrt wird's eine Wolke sein, die ihn aufnimmt. Zuletzt, in der Fülle aller Verheissungen, «wird er kommen in den Wolken». Nun aber, da es zur Begegnung mit Gott selber kommt – bis dahin waren es seine Knechte –, «erschrecken sie». Dies Erschrecken ist zu werten als Gabe des Himmels. Sie werden nun dem Schlaf entrissen, es hört jetzt plötzlich alles auf, nur erbaulich, tiefsinnig und geheimnisvoll zu sein, sie sind jetzt nicht mehr nur Beobachter, sondern Beteiligte und sehen sich vor Gott gestellt. Sie werden angeredet. Das verpflichtende Wort ist das Zeichen der realen Begegnung mit Gott: «Dieser ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören» (35). Das ist wie eine bestätigende Antwort Gottes aufs vorausgegangene Petrusbekenntnis: Er ist es. Und wenn er auch ans Kreuz muss, er ist der Messias.

Wie sie aufzusehen wagen, sehen sie «Jesum allein». Dass sie über das Geschaute und Erlebte zunächst schweigen, ist nur zu begreiflich. Erst viel später geht dem Johannes der Mund auf: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes.»

Die Heilung des epileptischen Knaben

³⁷ Es begab sich aber den Tag hernach, da sie von dem Berge kamen, kam ihnen entgegen viel Volks. ³⁸ Und siehe, ein Mann unter dem Volk rief und sprach: Meister, ich bitte dich, besiehe doch meinen Sohn; denn er ist mein einziger Sohn. ³⁹ Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreit er alsbald, und reisst ihn, dass er schäumt, und mit Not weicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat. ⁴⁰ Und ich habe deine Jünger gebeten, dass sie ihn austrieben, und sie konnten nicht. ⁴¹ Da antwortete Jesus und sprach: O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein und euch dulden? Bringe deinen Sohn her! ⁴² Und da er zu ihm kam, riss ihn der Teufel und zerrte ihn. Jesus aber bedrohte den unsaubern Geist und machte den Knaben gesund und gab ihn seinem Vater wieder. ⁴³ Und sie entsetzten sich alle über die Herrlichkeit Gottes. Da sie sich aber alle verwunderten über alles, was er tat, sprach er zu seinen Jüngern: ⁴⁴ Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede: Des Menschen Sohn muss überantwortet werden in der Menschen Hände. ⁴⁵ Aber das Wort verstanden sie nicht, und es war vor ihnen verborgen, dass sie es nicht begriffen. Und sie fürchteten sich, ihn zu fragen um dieses Wort.

Lukas 9,37-45

Nicht nur die drei Jünger, die den Herrn auf den Berg begleiten dürfen, sondern auch die neun im Tal zurückgebliebenen haben unterdessen ein Erlebnis. Ein Vater ist mit seinem kranken Sohn zu ihnen gekommen: «Und siehe, ein Mann unter dem Volk rief und sprach: Meister, ich bitte dich, besiehe doch meinen Sohn; denn er ist mein einziger Sohn» (38). Die Krankheit wird vom Vater folgendermassen beschrieben: «Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreit er alsbald, und er reisst ihn, dass er schäumt, und mit Not weicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat» (39). Es handelt sich

mit grosser Wahrscheinlichkeit um jenes Leiden, das man im Mittelalter «die heilige Krankheit» nannte und das uns heute als Epilepsie bekannt ist. Es gibt heute in der kleinen Schweiz ca. 20 000 Epileptiker. Das Wissen um ihre Ursache und ihre Bekämpfung liegt noch sehr im Dunkeln, in der Epileptischenpflege hingegen sind seit Bodelschwingh anhaltend Fortschritte erzielt worden.

Es gehört zur Eigenart dieses Leidens, dass es so etwas wie einen Krankheitsgeist um sich verbreitet und auf die Umgebung eine ansteckende Terrorwirkung ausübt. Eine Familie, die einen Epileptiker beherbergt, hat Mädchenwechsel. Die neue Hilfe, eine robuste Bauerntochter, wird beim Anblick eines Anfalls vom Grauen, von Furcht und Schrecken gepackt; nicht genug, der Geist der Angst springt nun von der Hausgehilfin auf sämtliche Kinder des Hauses über und droht schliesslich sogar die Frau des Hauses zu überwältigen. Die besondere Not dieser Krankheit ist schwer zu ertragen. Man spürt diesem Vater da, der bei den Jüngern Hilfe sucht, etwas von dieser Bedrängnis an, die sich in den Worten Luft macht: «Und ich habe deine Jünger gebeten, dass sie ihn austrieben, und sie konnten nicht» (40).

«Und sie konnten nicht.» Als der Herr sie aussandte, da gab er ihnen doch Vollmacht! Und nun können sie nicht. Steht ihnen ihr eigenes Wollen im Weg? Der Vater dieses Sohnes, sonst schon geschlagen genug, ist um eine Enttäuschung reicher und um eine Hoffnung ärmer. Dazu kommt, dass viel Volks da ist. Der Fall hat Aufsehen erregt, Epilepsie, wenn sie in der Öffentlichkeit in Erscheinung tritt, erregt ungeheures Aufsehen. Neugierige stellen sich ein, und es gibt ein Getümmel. Damit ist aber auch das Versagen der Jünger öffentlich geworden. Die Schmach fällt bereits auf Jesus selbst. «Es begab sich aber den Tag hernach, da sie von dem Berge kamen, kam ihnen entgegen viel Volks» (37).

Ja, warum können sie ihn nicht heilen? Ist die besondere Art

dieser Krankheit der Grund ihres Versagens? Jesu Erklärung ist eindeutig und hart: «O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein und euch dulden?» (41). Dass damit nicht nur das neugierige Zuschauervolk oder gar der Kindsvater gemeint sind, sondern auch, ja vorab die Jünger, wird bei Matthäus deutlich, wo Jesus den Jüngern auf ihre diesbezügliche Frage hin direkt antwortet: «Um eures Unglaubens willen.» So hat Jesus bis zuletzt seine liebe Not mit dem Unglauben seiner Jünger. Noch der Auferstandene «schalt ihren Unglauben». Ob ihr ungläubiges Versagen dem epileptischen Knaben gegenüber mit einer gewissen Rivalität und Verärgerung darüber zusammenhängt, dass sich die neun im Tal gebliebenen hinter den drei bevorzugten zurückgesetzt fühlen, das lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Tatsächlich ist Jesus über die Neun ungehalten, und fast im Unmut befiehlt er dem Vater: «Bringe deinen Sohn her!» Und dann regt sich wieder der Krankheitsgeist, wie wenn er die Nähe des Arztes witterte. Und mitten in einem Anfall macht der Herr den Knaben gesund, entreisst ihn wie eine kostbare Beute der Krankheit «und gab ihn seinem Vater wieder» (42).

Raffael hat in seinem berühmten Bild, «La Trasfigurazione», die vorausgehende Verklärung auf dem Berg und die Heilung des Knaben im Tal mit gutem Recht zusammengefasst dargestellt. Diese beiden Vorgänge gehören tatsächlich zusammen. Aber wie? Der Künstler hat vor allem den Gegensatz gesehen und die Kontrastwirkung dargestellt: Oben Himmel, unten Erde, oben selige Schau, unten raue Wirklichkeit. Man hat dann diese kontrastierende Schau bis zur Banalität übertrieben, indem in christlichen Kreisen Ferienorte und Erholungsstätten etwa «Tabor» genannt werden. Aber biblisch gesehen ist weder «Tabor» ein Ferienort (gerade das Hüttenbauen war ja dem Petrus verwehrt!), noch ist die Not um den epileptischen Kranken eine gottverlassene Wirklichkeit. Lukas spricht hier ausgerechnet im Blick auf

das Ereignis unten im Tal von Gottes Herrlichkeit. Da, in der Not und Heilung eines Epileptikers, wird Gottes Herrlichkeit nicht weniger offenbar als droben in der einsamen Verklärung auf dem Berg. Die reale Gegenwart Gottes ist auf dem Berg so rauh wie unten im Tal herrlich. So gehören der Verklärungsvorgang auf dem Berg und das Heilungswunder im Tal zusammen; beide reden in ihrer Art von Gottes Herrlichkeit und an beiden Orten haben die Jünger allen Grund, sich darüber zu entsetzen: «Und sie entsetzten sich alle über die Herrlichkeit Gottes» (43).

Die Herrlichkeit Gottes wird hier offenbar, mitten im Versagen der Jünger. Sie versagen alle. Die drei auf dem Berg sind die Bevorzugten. Sie dürfen schauen und dabei sein; aber sie sind nicht im Bilde, sind der grossen Stunde keineswegs gewachsen, und kurz darauf verleugnet Petrus, wie wenn er nicht geschaut und nicht dabei gewesen wäre. Die Neunergruppe im Tal unten will in Jesu Abwesenheit auf eigene Faust ohne Vollmacht etwas zustande bringen. Auf dem Berg wollen sie Hütten bauen, im Tal einen Turm. Dort geistliche Erlebnisse und Tiefenschau, hier Tatchristentum. Vom Augenblick, da der Knabe in ihrer Mitte sich wälzt, da die neun nicht helfen können und die drei eben von ihrem tiefen religiösen Erleben herkommen, möchte man beinahe sagen: Drei Theologen und neun Ärzte; und der Patient hat eben einen Anfall und wälzt sich im Staub. Man begreift nun den Unwillen Jesu über ihren Unglauben.

Aber es bleibt nicht beim Unwillen. Es fällt auf und ist nicht zufällig, dass ausgerechnet im Moment, da die ganze Not der Menschen so offenkundig wird, aus Jesu Mund eine Leidensansage ergeht, es ist nun schon die zweite. Am Kreuz wird Gottes Herrlichkeit noch ganz anders offenbar werden. Dort sind wir alle hinein genommen in sein Erbarmen: Der Knabe, der Vater, aber auch die drei und die neun und das Volk: «Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede: Des Menschen Sohn muss überantwortet werden in der Menschen Hände»

(4). Wenn es aber schon von der Heilung dieses Knaben heisst «und sie entsetzten sich alle über die Herrlichkeit Gottes», wie gross wird erst das Entsetzen über jene Herrlichkeit sein! Es heisst, dass die Jünger, alle zwölf, der Leidensansage gegenüber völlig verschlossen und ratlos bleiben: «Aber das Wort verstanden sie nicht, und es war vor ihnen verborgen, dass sie es nicht begriffen. Und sie fürchteten sich, ihn zu fragen um dieses Wort» (45).

Rangstreit unter den Jüngern

⁴⁶ Es kam auch ein Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Grösste wäre. ⁴⁷ Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah, ergriff er ein Kind und stellte es neben sich ⁴⁸ und sprach zu ihnen: Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird gross sein. Lukas 9,46-48

«Es kam auch ein Gedanke unter sie» –. Es war also nicht grundlos, wenn wir vermuteten, die Bevorzugung der drei bei Anlass der Auferweckung der Jairustochter und bei der Verklärung auf dem Berg könnte die Jünger zu gegenseitigem Neiden verleitet haben. Es ist also tatsächlich nicht von ungefähr, dass eben in dieser Zeit «ein Gedanke unter sie kommt». Es ist der Gedanke, «welcher unter ihnen der Grösste wäre». Dass sich dieser Gedanke bei den Jüngern eben zu jener Zeit besonders bemerkbar macht, da den Herrn der Gedanke an sein Kreuz auf Schritt und Tritt bewegt, mag einen entsetzen. Aber es ist wohl der menschlichste aller Gedanken, der da «unter sie» kommt. Sehen wir uns diesen «Gedanken» noch etwas genauer an.

Ein alter Christenmensch äusserte sich einmal dahin, in jungen Jahren gebe man sich der Illusion hin, die Welt sei unermesslich gross («Wir sind jung, die Welt steht offen»); aber bei fortschreitender Erfahrung merke man, wie bald man nach allen Seiten hin an der Grenze sei. Man fühle die Wände um sich enger werden, zuletzt sei es ein Altersstübchen, und ganz zuletzt dann das Gehäuse aus sechs Brettern. Aber, fuhr er dann weiter, wenn man auch bald einmal nach allen Seiten hin seine Grenzen erkenne und merke, dass man auch nach oben nicht hinauskönne – in einer Richtung, nur in einer einzigen, stehe der Weg bis zuletzt noch offen, da sei eine wahrhaft unbegrenzte Möglichkeit, nämlich –

abwärts, nach unten. Abwärts werde man nicht so bald anrennen, da solle man nur wacker ausschreiten, hier allein stehe die Welt offen, sei wahrhaft freie Bahn.

So überraschend und geistreich dieser Gedanke sein mag – wie steht es in Wirklichkeit? Ist es wahr, dass nach unten der Weg frei ist? Steht nicht gerade auf dem Abwärtsweg das gewaltigste aller Hindernisse, der grösste aller Goliath, den noch keine Davidsschleuder traf und kein Schwert enthaup-tete, und das ist das eigene Wesen, das Ich? Ist nicht eben das unsere eigentliche Not, kommt nicht beinahe jede Schwierigkeit unseres Lebens eben da her, dass wir den Weg abwärts nicht zu gehen vermögen? Ist nicht das unsere eigentliche Sünde – der Hochmut? Ist nicht Hochmut geradezu unsere Natur? So wie es die Natur des Wassers ist, abwärts zu fliessen, so ist es unsere Menschnatur, aufwärts zu streben. Man kann seine Natur bekämpfen, sie kommt als falsche Demut zur Hintertüre wieder herein; man kann sie ersäufen, sie kommt wieder an die Oberfläche wie ein Korkzapfen, sobald man diesen unter Wasser loslässt. Wenn wir an einem Orte merken können, dass unsere Natur eines Erlösers bedarf, dann eben hier, wo «ein Gedanke unter sie kommt, welcher unter ihnen der Grösste wäre».

Jesus erkennt die ganze Schwere dieser Not und begegnet ihr mit seinem ganzen Erbarmen. Er nimmt ein Kind und stellt es «neben sich». Er und das Kind, sie zwei gehören zusammen. Wer ein solches Kind aufnimmt in seinem Namen, der nimmt ihn selber auf. Er und das Kind gehören so zusammen, dass er selber ein Kind wird. «Er erniedrigte sich selbst –» (Phil. 2). Das, was unsere Natur nicht kann, eben das hat er getan. Er hat den Weg abwärts beschritten. Er ist der Eine, für den es in dieser Richtung keine Grenzen gab, für ihn war Bewegungsfreiheit hinunter bis zum Grab, bis in die Hölle. Wir wollen «oben hinaus», er will «unten hinaus».

«Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der

nimmt mich auf und den, der mich gesandt hat» (48). Da drum geht es – ihn aufnehmen – den Erlöser aufnehmen, den aufnehmen, welcher der Weg ist, der Weg hinunter, der ans Kreuz geht. Das meint doch wohl auch Johannes, wenn er so oft vom «Sein in Christo» redet und vom «Christus in uns». «Bleibet in mir und ich in euch, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.» Das meint bestimmt auch Paulus, wenn er sich einen Menschen nennt, der mit Christus gestorben, mit Christus begraben – freilich dann auch mit Christus auferstanden ist. Darum wagt es Paulus, sich einen Knecht, einen Sklaven Jesu Christi zu nennen.

Christus aufnehmen, mit ihm sterben und auferstehen, das kann man allein im Glauben. Ein kleiner Mensch werden und dienen, abwärts gehen, das kann man im Glauben allein. Ohne ihn können wir nichts tun, vor allem nicht demütig sein. Von Christus losgelöste Demut schlägt unfehlbar um in die böseste Art, und das ist der geistliche Hochmut. Wenn wir aber sagen «im Glauben allein», dann will das aber nicht heissen, diese Demut sei nur unreal, nur gleichsam imaginär oder symbolisch, nein, diese Demut aus dem Glauben an Christus heraus will sich äussern und Gestalt gewinnen im Dienst: «Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen» – das Kind soll wirklich aufgenommen werden. Aber es fällt auf, wie unansehnlich und verborgen die Dienste sind, von denen Jesus zu sprechen pflegt. Es besteht hier etwas wie eine Scheu davor, den Löffel zu voll zu nehmen. Ein Kind wird aufgenommen. Ein Kranker wird gepflegt, ein Gefangener besucht, ein Hungeriger gespeist, ein Halbtoter wird am Wegrand aufgelesen, und es werden für ihn einige Franken liegen gelassen zur Verköstigung, bis dass er sich wieder erholt hat. Einem «dieser meiner geringsten Brüder» wird ein «Becher kalten Wassers» dargereicht. So unscheinbar sind die Dienste. Aber sie geschehen aus dem Glauben heraus, als Hinweise auf Christus, zur Verherrlichung seines Namens. Darum lasset euer Licht leuchten, dass die Leute eure guten

Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. «Es kam auch ein Gedanke unter sie» – «da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah, ergriff er ein Kind und stellte es neben sich».

Der fremde Teufelaustreiber

⁴⁹ Da antwortete Johannes und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in deinem Namen; und wir wehrten ihm, denn er folgt dir nicht mit uns. ⁵⁰ Und Jesus sprach zu ihm: Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Lukas 9,49-50

Der Jünger Johannes berichtet da dem Herrn von einem Menschen, den sie Teufel austreiben sahen, und zwar in Jesu Namen, ohne dass er zum Jüngerkreis gehörte. «Und wir wehrten es ihm» (49). Ob sie darin etwas wie «unlauteren Wettbewerb» empfanden? ob Neid im Spiel ist? ob echte Besorgnis? wissen sie doch von ihrem kürzlichen Erlebnis mit dem epileptischen Knaben her, wie wichtig es ist, in solchen Dingen mit Jesus Fühlung zu haben, unter seiner Zucht zu stehen und in seiner Vollmacht zu handeln! Johannes ist offenbar der Meinung, sie hätten etwas Rechtes getan damit, dass sie es ihm wehrten. Er erzählt Jesus von dem kleinen Vorkommnis in der Gewissheit, nachträglich des Meisters Zustimmung zu erhalten, wenn nicht gar von ihm gelobt zu werden. Umso überraschter ist er über Jesu Antwort. Diese ist in der Tat erstaunlich: «Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns» (50).

Man soll also den fremden Teufelaustreiber gewähren lassen; ja nicht nur ihn, Jesus stellt im Blick auf diesen Einzelfall die allgemeine Regel auf: «wer nicht wider uns ist, der ist für uns». Wo noch Unentschiedenheit sei, da solle man dieselbe nicht verachten, es könne ja der Tag kommen, da auch bei den Unentschiedenen die Entscheidung falle. Eine ausserordentlich weitherzige Regel, ein Beweis für Jesu zuwartende und unverdrossene Geduld mit Menschen, die unterwegs sind. Er forciert nicht, sondern räumt eine gewisse Entwicklungs- und Wachstumsmöglichkeit ein. Auch sonst weiss die Bibel von einem Kindheitsstadium des Glaubens und von einem Ausgewachsensein desselben. Man wird vor

allem im Umgang mit der Jugend die Mahnung Jesu nicht genug beherzigen können. Auch wenn einer noch nicht ja gesagt hat zu Jesus, so will das noch nicht heissen, dass er zu ihm nein sagt. In diesem Zusammenhang bekommt die Feststellung des Rudolf von Tavel eine gewisse Berechtigung, wenn ein Berner Bauer den Hut vom Kopf nehme, dann sei das schon halb gebetet: «Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.»

Bei Jesus ist offensichtlich Raum für eine Toleranz des Glaubens. Innerhalb des Glaubens wendet er sich gegen jede gewaltsame Gleichmacherei. Es gibt zwar einen einzigen, engen Weg der Seligkeit; aber der Heilige Geist ist erfindend; er kennt mancherlei Wege, um uns zu Christus zu bringen. Es gibt einen einzigen Mittler, aber der Heilige Geist hat viele Mittel, um uns zu Christus zu erwecken. Der Glaube allein macht selig, aber es gibt keine allein selig machende Methode. Wir glauben an eine einzige Kirche Christi, aber «in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen», gebaut auf dem einen Fundament und unterm gleichen Dach vereinigt. Darum ist dieses Wort ein bleibendes Ärgernis für alle sture Landeskirchlichkeit sowohl wie für jede verdammungsbereite Sektiererei.

«Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.» Nun gibt es freilich auch einen dreifachen Missbrauch dieses Wortes:

Der Unglaube beruft sich unberechtigtweise darauf. Es sei überhaupt gleichgültig, ob und was einer glaube; solle «jeder auf seine Facon selig werden». Auch der Unglaube redet von Toleranz. Die Erfahrung aber lehrt, dass die Toleranz des Unglaubens in der Regel intolerant ist. Sie schützt, pflegt, billigt und fördert den Unglauben, dem Glauben gegenüber aber verhält sich diese Scheintoleranz unduldsam. So kann man es erleben, dass Leute, deren zweites Wort «Toleranz» heisst, dem Glauben gegenüber ungerecht, gehässig und gewaltsam werden. Das ist der ungläubige Missbrauch des

Jesuswortes.

Es gibt aber auch einen Missbrauch innerhalb der Gläubigen. Daraus, dass Christus ausnahmsweise auch einen Teufelsaustreiber ausserhalb des «Schafstalles» gewähren lässt, schliessen gewisse Gläubige, es dürfe überhaupt keinen «Schafstall» geben, nur was ausserhalb der Ordnungen geschehe, sei richtig und gut, alles was innerhalb der Ordnungen liege, sei sowieso nichts. Auch solche Verachtung jeglicher Ordnung kann sich nicht auf Christus berufen. Schon die Existenz eines fest gefügten Apostelkreises weist auf Ordnung hin.

Der widersinnigste Missbrauch jenes Wortes aber wäre, wenn einer daraus den Schluss ziehen wollte, Christus rede hier der Lauheit und religiösen Indifferenz das Wort. Gewiss hat er Geduld mit denen, die sich noch nicht entschieden haben; aber das will doch nicht heissen, dass er die Unentschiedenheit vorzieht und einem «Christentum ohne Entscheidung» das Wort redet.

Dem dreifachen Missbrauch dieses grosszügigen Jesuswortes gegenüber ist zunächst zu sagen, dass der fremde Teufel austreiber immerhin an Jesus glauben wird, tut er es ja doch «in Jesu Namen». Hätte es sich um einen Irrlehrer und falschen Propheten gehandelt, dann hätte Christus anders über ihn gesprochen. Dann aber ist hier vor allem an das Wort Kapitel 11,23 zu erinnern: «Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.» Die beiden Worte stehen in hartem Gegensatz zueinander. Es handelt sich hier um eine jener Paradoxien, die man nur nebeneinander kann stehen lassen. Beide sich widersprechenden Sätze zusammen umfassen die ganze Wirklichkeit. Die Bibel bedient sich gern solcher widersprüchlicher Doppelsätze. Wir verdanken Sören Kierkegaard besonders viel Einsicht ins Wesen des Paradoxons.

Die Situation, aus der heraus die beiden Sätze gesprochen

sind, ist eben an beiden Orten verschieden. Beim Wort «wer nicht wider uns ist, ist für uns», geht es um einen Aussenstehenden, der immerhin im Namen Jesu handeln will. Beim Wort aber: «Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich» ist Jesus aufs heftigste angegriffen. Sie sagen dort geradezu von ihm, er stehe mit dem Teufel im Bunde. In dieser Lage stellt er die Anwesenden vor das Entweder-Oder. Aus dieser Verschiedenheit der Situation ist der scheinbare Widerspruch der beiden Worte zu erklären. Dem ist in der Bibel oft so, und das ist gut, solch gegensätzliche Spruchpaare sind in gleicherweise nötig wie der Ausschlag des Pendels nach rechts und nach links.

Der Unglaube kann sich nicht auf Jesu Wort berufen, denn hier sagt er unzweideutig: «Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich.»

Auch die Unordnung, Zersplitterung und Eigenbrötelei nicht, denn «wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut».

Auch der Unentschiedenheit und religiösen Gleichgültigkeit ist hier jeder Boden entzogen, denn Jesus erwartet die Entscheidung, entweder ist man mit ihm oder gegen ihn.

Paulus hat auch in diesem Punkt seinen Herrn verstanden. Er schreibt den Galatern, die Gefahr laufen, vom rechten Glauben abzufallen: «So jemand euch Evangelium predigt anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!» Den christusgläubigen Philippern aber schreibt er: «Dass nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darin und will mich freuen.»

Feuer vom Himmel?

⁵¹ Es begab sich aber, da die Zeit erfüllet war, dass er sollte von hinnen genommen werden, wendete er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. ⁵² Und er sandte Boten vor sich hin; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, dass sie ihm Herberge bestellten. ⁵³ Und sie nahmen ihn nicht an, darum dass er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. ⁵⁴ Da aber das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, dass Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat. ⁵⁵ Jesus aber wandte sich und bedrohte sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? ⁵⁶ Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Lukas 9,51-56

Hier ist zuerst ein Wort nötig über das Verhältnis zwischen Juden und Samaritern. Letztere sind ursprünglich sowohl nach dem Glauben wie nach dem Blut Juden, haben sich aber stark mit den umliegenden Heiden vermischt. Die Samariter anerkennen den Tempel in Jerusalem nicht als einziges Zentralheiligtum; sie beten an auf dem Berg Garizim, obschon die dortige Kultstätte im Jahre 128 vor Christi Geburt zerstört wurde. «Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle.» (Aus dem Gespräch Jesu mit der Samaritanerin am Jakobsbrunnen.) Die Samariter scheinen auch in ihrer Messiaserwartung eigene Wege gegangen zu sein. «Spricht das Weib zu ihm: Ich weiss, dass der Messias kommt, der da Christus heisst. Wenn derselbe kommen wird, so wird er's uns (uns Samaritern) alles verkünden» (ebendasselbst Joh. 4). Der Gegensatz hat sich in der Römerzeit noch dadurch verschärft, dass die Samariter der fremden Besatzungsmacht freundlicher gegenüberstanden. Hass und Verachtung waren gegenseitig, aber doch stärker auf Seiten der Juden. Bis zu

welchem Grad dieser Hass sich gesteigert hat, geht aus jenem Zuruf hervor, der Jesus mit den schärfsten damals zur Verfügung stehenden Schimpfworten bedachte: «Sagen wir nicht, dass du ein Samariter bist und hast den Teufel?» (Joh. 8). Den Teufel haben und ein Samariter sein ist offenbar dasselbe. So sind die Samariter bei den Juden ähnlich verachtet wie die Zöllner. Das Gift dieser Verachtung kam äusserlich darin zum Ausdruck, dass Juden, die von Judäa nach dem nördlich gelegenen Galiläa sich begaben und auf dem direkten Weg das Samariterland hätten durchqueren müssen, in einem weiten Bogen Samaria umgingen. Nun fällt es auf, dass Jesus diesen Umweg nicht wählt, er macht überhaupt den Hass und die Hetze gegen die Samariter nicht mit. Im Gleichnis vom Samariter ist der tief ärgerliche Umstand erwähnt, dass zwar rechtgläubige Juden am Verunglückten vorbeigehen, während derjenige, der sich seiner annimmt, ausgerechnet ein Samariter ist. Der einzige, der von den zehn geheilten Aussätzigen zurück kommt und Gott die Ehre gibt, ist ebenfalls ein Samariter.

Und nun sehen wir ihn hier unterwegs von Galiläa nach Süden. Er wählt dabei wie üblich den direkten Weg. Jakobus und Johannes, auf Quartiersuche ausgesandt, werden im Samariterdorf abgewiesen. Dabei ist zu bedenken, was Verweigerung der Gastfreundschaft im Orient bedeutet. Die Jünger wissen, wie wenig ausgerechnet ihr Meister solche Behandlung von Seiten der Samariter verdient hat. Sie sind verletzt und bitter. In ihrem Groll schlagen sie dem Herrn vor, wenn er einverstanden sei, so wollten sie sagen, «dass Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat» (54). Aber Jesus «bedroht» sie mit den Worten: «Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten» (56). Lukas ist der einzige unter den Evangelisten, der dies Vorkommnis berichtet. Bei Markus lesen wir die Notiz, Jakobus und Johannes hätten den Beinamen

«Boanerges», Donnerbuben, geführt, wohl in Erinnerung an diese Begebenheit.

So ganz abwegig ist nun allerdings das Ansinnen der beiden «Donnerbuben» nicht. Es ist nicht etwa so, dass man in Jesu Gegenwart kein Temperament haben durfte. Es war in Jesu Nähe durchaus möglich, zornig zu sein, wenn es wie hier gerechter Zorn war. Zudem können sie sich auf Elia berufen, den sie vor gar noch nicht so langer Zeit mit ihrem Herrn haben sprechen sehen dort auf dem Berg, anlässlich der Verklärung. Ihr Meister ist nicht weniger als Elia. Auch wissen sie, sie haben das oft genug von Jesus selber gehört, dass es einen Zorn Gottes und göttliches Gericht tatsächlich gibt. Sie sehen ihn einmal mit einer Peitsche in der Hand. Sie hören ihn über die Städte am See Worte sagen, die an Gerichtsernst hinter dem Vorschlag der beiden Jünger keineswegs zurückstehen: Es wird diesen Städten am Jüngsten Tag «ärger gehen als Sodom und Gomorrha». Von Jerusalem wird «kein Stein auf dem anderen bleiben». Ein Gnadenevangelium ohne Gericht oder gar eine weiche, gerechtigkeitslose Gutmütigkeit kann sich darum kaum auf dieses Jesuswort berufen. Aber weshalb wehrt er ihnen hier das gerechte Gericht? Soviel wir sehen können, sind es drei Gründe.

1. Wegen seiner selbst. «Es begab sich aber, da die Zeit erfüllt war, dass er sollte von hinnen genommen werden», da «wendete er sein Angesicht stracks gen Jerusalem». Er soll nun bald «von hinnen genommen werden». Der Gedanke an sein Kreuz verlässt den Herrn keinen Augenblick. Das Kreuz liegt gleichsam dauernd in der Luft. Die Art, wie Jesus sich hier verhält und äussert, ist jetzt gänzlich vom Kreuz her bestimmt. Der Vorschlag der Jünger aber würde dem Herrn nahe legen, Wege zu gehen, die ihn der Vater nicht gehen heisst. Er soll jetzt nach Jerusalem gehen, um dort am Kreuz zu sterben, er soll diesen Weg, wie Luther unvergleichlich übersetzt, «stracks» gehen. Das Ansinnen der Jünger aber wäre ein Abweg, eine Versuchung. Diese Versuchung weist

er hier ab. Das wird auch klar aus der Heftigkeit, in der er dies tut. Er bedroht, er schilt die Jünger. Er wird immer dann heftig, wenn der Versucher ihn vom Weg des Kreuzesgehorsams ablenken will. So entschlossen er ist, ans Kreuz zu gehen, kaum schlägt er Richtung Jerusalem ein, stellt sich ihm der Teufel in den Weg, und zwar in Gestalt seiner Lieblingsjünger, und obendrein mit einem sehr berechtigten Anliegen. Der Teufel ist schlau. Aber der Herr durchschaut die Tarnung, so geschickt sie ist.

2. Wegen der Jünger. Elia interessiert die Jünger vor allem als derjenige, der über seine Feinde gewaltsam triumphierend den Sieg davonträgt. Nicht der sterbenselende Elia, der vor Isebel in die Wüste flieht, schwebt ihnen seit der Begegnung auf dem Berge vor, sondern der gewaltige Gottesmann, der im Kampf gegen den Tyrannen Feuer vom Himmel fallen lässt und die 450 Baalspaffen köpft. Ein Zeichen mehr dafür, dass die Jünger Jesu Gang ans Kreuz zutiefst nicht begreifen. Wenn sie es schon nicht ertragen, dass die Samariter ihnen das Quartier versagen, was wird erst in Jerusalem geschehen, wenn ihn dort die Juden aus der Gemeinde stossen und in die Hände der Heiden überantworten werden! Die Jünger wollen eigentlich hier etwas tun, was dem sehr ähnlich sieht, was Petrus bei der Gefangennahme in Gethsemane beabsichtigte, als er zum Schwert griff. Sie wollen sich mit Gewalt, gewiss mit himmlischer, aber doch mit Gewalt für Jesus einsetzen, um ihm das Kreuz zu ersparen. Dieser Liebesdienst mag gut gemeint sein, aber der Herr lehnt ihn ab, weil er menschlich ist und nicht göttlich.

3. Wegen der Samariter. Ach, die Samariter! Ein solches Strafwunder über ein Samariterdorf, dazu in diesem Moment, würde ja den völlig falschen Schein erwecken, die Samariter seien die eigentlichen Feinde des Herrn. Wie verkehrt wäre das! Die Feinde sitzen ja ganz anderswo. Aber eben, so geht es zu und her, wenn wir den Acker jäten wollen! Wir reissen dann Weizen aus und lassen das Unkraut

stehen. Darum Hände weg vom eigenen Richten, mag unser Zorn noch so gerecht sein.

Gewiss, es kann geschehen, dass göttliches Vergeltungsfeuer auf menschliche Wohnstätten fällt. Nicht das Samarietendorf, sondern Jerusalem ist dann, anlässlich der Eroberung durch Rom im Jahre 70/71, unter diesem Feuer des Gerichts in Staub und Trümmer gesunken. Der Himmel aber brennt nicht darauf, Menschen zu verderben, sondern sie zu erhalten und zu retten. Darum lässt Gott vorab anderes Feuer vom Himmel fallen. Am Karfreitag fällt das Feuer einer Liebe und Gerechtigkeit vom Himmel, wodurch Jesu Haupt an unserer Statt getroffen wird. Einige Wochen später fiel noch einmal Feuer vom Himmel, aber wiederum war es nicht Vergeltungs-, sondern das Feuer des Heiligen Geistes, Versöhnungs-Feuer. Dass dieses Feuer vom Himmel falle, auf unsere Köpfe, in unsere Herzen, auf unsere Häuser, über unsere Dörfer und Städte – diese Bitte ist seinen Jüngern nicht nur nicht verwehrt, sondern geboten.

Die drei Nachfolger

⁵⁷ Und sie gingen in einen andern Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hin gehst. ⁵⁸ Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. ⁵⁹ Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehge und meinen Vater begrabe. ⁶⁰ Aber Jesus sprach zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes! ⁶¹ Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, dass ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. ⁶² Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes. Lukas 9,57-62

Einer bietet sich ihm selber an, Matthäus sagt, er sei Schriftgelehrter von Beruf. Ein für den Mann folgenschwere Entschluss! Er meldet sich an mit den stark willensbetonten Worten: «Ich will dir folgen, wo du hingehst» (57). Du liebe Zeit! Hat er eine Ahnung, wo Jesus hingeht? In seiner Antwort vergleicht sich der Herr mit den Tieren in Feld und Wald und Wüste. Diese haben ihre Höhlen und Nester; er aber hat weniger als Tiere. Es ist bei ihm nichts zu holen, weder Ruhm noch Gewinn oder irgendein Vorteil. Man hat gesagt, dieses abweisende Wort Jesu stehe im Widerspruch zu den anderen, da er einladend ruft: «Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinaus stossen», und «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.» Ob dieser forsche Schriftgelehrte hier ein «Mühseliger und Beladener» ist? Tatsächlich geschieht es, dass Jesus den Mann nicht willkommen heisst, sondern ihm eher abrät. Anstatt froh zu sein, nun auch aus diesen Kreisen einen Jünger zu haben, äussert er Bedenken. Anstatt sich zu

gratulieren, einen «Schlüsselmenschen», eine «wichtige Persönlichkeit» für seine Sache gewonnen zu haben, übt er Zurückhaltung!

Er nennt sich hier «des Menschen Sohn» (58). Das heisst ursprünglich einfach «der Mensch», «des Menschen Kind», wie es in Psalm 8 steht. So sagt Jesus hier, er sei einer von der Gattung Mensch, der alle Notdurft und Gebrechlichkeit, das ganze Menschenlos auf sich nimmt. Zugleich aber ist «des Menschen Sohn» im Alten Testament ein Hoheitsname. Wenn Daniel sagt «ich sah einen wie eines Menschen Sohn», dann meint er damit den Messias, der zum Weltgericht kommen wird. Diese Doppelbedeutung hat der Ausdruck auch bei Jesus. Er nennt sich «des Menschen Sohn», wenn er von seiner Menschwerdung, von seinem Kommen in Niedrigkeit spricht, aber auch, wenn er sein zweites Kommen in den Wolken zum Gericht und in Herrlichkeit ankündigt.

Ein zweiter meldet sich nicht selber, sondern wird von Jesus eingeladen, ihm nachzufolgen. Man weiss nicht, wer er ist. Man hat hinter ihm den schwerblütigen Thomas vermutet. Wer er auch sei, nun ist er eben ins Leid gekommen, Todesfall in der Familie, der Vater ist ihm gestorben. Gerade das ist vielleicht mit ein Grund oder wenigstens der Anlass, warum ihn Jesus eben jetzt in die Nachfolge ruft. Und nun erklärt dieser sich zur Nachfolge bereit. Aber er möchte zuerst noch seine Pietätspflicht erfüllen. Jesus selber bestraft einmal hart die Vernachlässigung des fünften Gebotes (Mk. 7,10-14). Hier aber antwortet er dem Angerufenen: «Lass die Toten ihre Toten begraben.» Wer Christus nachfolgt, wird ins ewige Leben hinein genommen, wird der Auferstehung teilhaftig und damit ein Bote und Diener des Lebens. Tote bestatten aber kann man auch ohne an Christus zu glauben. Das Reich Gottes verkündigen kann man nur als Nachfolger dessen, der die Auferstehung und das Leben ist. Ob der so derb Angefasste gehorcht hat oder nicht, wir wissen

es nicht. Es ist anzunehmen, dass er nicht zur Beerdigung des Vaters ging.

Ein dritter meldet sich ebenfalls selber an, jedoch nicht ganz, er fügt eine Bedingung hinzu, er hat ein «Aber»: «Ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir zuvor, dass ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind» (61). Warum auch nicht? Einem anderen hat es der Herr nicht nur erlaubt, sondern er selber hat damals dem Abschiedessen beigewohnt. Aber hier sagt er nein. Einmal die Hand am Pflug, schau nicht zurück, sonst bist du «nicht geschickt zum Reiche Gottes» (62). Ein Bild aus der Landwirtschaft. Heute läuft ein Pflug, einmal richtig eingestellt, ohne gehalten zu werden durch die Furche. In der Zeit vor Einführung des Selbsthalterpfluges aber musste man ihm Führung geben, indem man die zwei Sterzen fest in Händen hielt. Wer nicht ganz dabei war oder gar rückwärts schaute, dem gab es unfehlbar eine krumme Furche.

Der natürliche Mensch kann nicht gut anders urteilen, als, das Verhalten des Herrn diesen drei Männern gegenüber sei nicht nur unerhört, sondern ungehörig. Es überrascht darum keineswegs, dass hier in den Kommentaren Worte fallen wie «hart», «schroff», «unerbittlich», wenn sogar der Vorwurf der Unmenschlichkeit nicht ausbleibt. Und doch will uns dünken, es werde an kaum einer Stelle der Evangelien wie hier offenbar, was man vielleicht Jesu Seelsorgerlichkeit nennen dürfte. Wer hier den Reichsblick behält und die Dinge von da her beurteilt, wird staunen über die menschenfreundliche Umsicht, Zartheit und Einfühlung, wie sie just im Umgang mit diesen drei Männern an Jesus sichtbar wird. Vor allem auffallen muss einem, wie er die menschliche Schwachheit dieser drei Männer nicht nur kennt, sondern von Fall zu Fall in Betracht zieht und in seinen Ratschlägen und Entscheidungen berücksichtigt.

So beachtet er die Ahnungslosigkeit des ersten von ihnen;

sieht die Ernüchterung kommen und weiss um die Enttäuschung, die bei ihm unfehlbar eintreten wird. Er wird an seiner Seele Schaden nehmen. Das will ihm der Herr ersparen. Aus lauter Sorge um seine Seele weist er ihn zurück. Was wir als Härte empfinden, ist bewahrende Barmherzigkeit.

Und dann der zweite. Christus kennt die Zähigkeit der natürlichen Bande, kennt die Macht der Familientradition und die Gewalt des Blutes. Und die Familie ist dann am aktivsten Familie, wenn der Tod in ihren Kreis einbricht. Landauf und -ab gibt es weitläufige Verwandtschaften, die nur der Todesfall zusammenzuführen vermag. Und nun ist eben der Ruf zur Nachfolge in die Seele dieses Leidtragenden gefallen. Und mit diesem jungen Ruf im Herzen will er sich nun in die Situation der «Gräbt» begeben! Es ist die seltsame Eigenschaft gewisser Haustiere, dass sie sich bei einer Feuersbrunst blindlings in ihr brennendes Haus zurückstürzen und elend umkommen, nachdem man sie eben daraus gerettet hat. Der Leidtragende steht im Begriff, dasselbe zu tun. Er könnte dort seine Familie finden und – das Reich verlieren. Diese Lage äusserster Versuchlichkeit erspart ihm der Herr. Was unmenschlich scheint, ist auch hier bewahrendes Erbarmen.

Und dann das Zurückschauen! «Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück» –! Das Zurückschauen hat im Reiche Gottes seine besondere Bewandtnis. Von Loths Weib heisst es, es sei ihr untersagt worden, in die untergehende Stadt zurückzublicken, sie aber habe nicht gehorcht und sei zur Salzsäule erstarrt. Die Kinder Israels haben unterwegs zum Gelobten Land nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgeschaut, sooft sich ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellten, und haben deswegen in der Wüste sterben müssen. Auch der Apostel weiss um die Gefährlichkeit des Rückwärtsblickes, wenn wir ihn sagen hören: «Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel.» So gilt es im Reiche

Gottes, Altvertrautes zu verlassen und schrittweise, oft schrittchenweise Neuland zu betreten. Mitten im Aufbruch wird darum die Rückschau zur Not, zur Versuchung und schliesslich zur Sünde. Aus dem Zurückschauen wird Rückfall und schliesslich Abfall. Davor bewahrt hier Christus diesen dritten Jünger. Es war ja schon immer so, aber in den kommenden Jahrzehnten wird es für die Christenheit besonders wichtig sein, dass sie nicht der Sünde des Zurückschauens erliege. Wenn der Blick nach vorn derart unerträglich wird wie jetzt, was liegt dann näher als die Rückschau! Aber so wie gemahnt ist: «Trachtet nach dem, was droben ist», so sind wir hier gemahnt, einmal die Hand am Pflug, nicht rückwärts zu schauen, um «geschickt zu sein zum Reiche Gottes».

Die Aussendung der Siebzig

¹ Darnach sonderte der Herr weitere siebzig aus und sandte sie je zwei und zwei vor ihm her in alle Städte und Orte, da er wollte hinkommen, ² und sprach zu ihnen: Die Ernte ist gross, der Arbeiter aber sind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter aussende in seine Ernte. ³ Gehet hin; siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe. ⁴ Traget keinen Beutel noch Tasche noch Schuhe und grüsst niemand auf der Strasse. ⁵ Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: Friede sei in diesem Hause! ⁶ Und so daselbst wird ein Kind des Friedens sein, so wird euer Friede auf ihm beruhen; wo aber nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden. ⁷ In dem Hause aber bleibt, esset und trinket, was sie haben; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ihr sollt nicht von einem Hause zum andern gehen. ⁸ Und wo ihr in eine Stadt kommt und sie euch aufnehmen, da esset, was euch wird vorgetragen; ⁹ und heilet die Kranken, die daselbst sind, und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen. ¹⁰ Wo ihr aber in eine Stadt kommt, da sie euch nicht aufnehmen, da geht heraus auf ihre Gassen und sprecht: ¹¹ Auch den Staub, der sich an uns gehängt hat von eurer Stadt, schlagen wir ab auf euch; doch sollt ihr wissen, dass euch das Reich Gottes nahe gewesen ist. ¹² Ich sage euch: Es wird Sodom erträglicher gehen an jenem Tage denn solcher Stadt. ¹³ Weh dir, Chorazin! Weh dir, Bethsaida! Denn wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten vorzeiten im Sack und in der Asche gegessen und Busse getan. ¹⁴ Doch es wird Tyrus und Sidon erträglicher gehen im Gericht als euch. ¹⁵ Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinunter gestossen werden. ¹⁶ Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich

gesandt hat. Lukas 10,1-16

Es ist bei Anlass der Aussendung von 70 Jüngern, dass wir den Herrn das lichtstarke Wort sagen hören: «Die Ernte ist gross» (2). Man hätte hier eher erwartet, er würde auf die unabsehbare Grösse des Weltackers hinweisen, würde sie daran erinnern, wie minimal die Äckerlein sind, auf die bis dahin, spärlich genug, Same fiel, und wie bedrängend gross das Brachland, ja die Steppe, die Wüste, die noch zu bebauen wäre, und nun würde er die Jünger zur «Anbauschlacht» aufrufen und ihnen einen «Anbauplan» unterbreiten. Das alles will er sicher auch. Schon darin scheint so etwas wie ein Plan zu liegen, dass es deren siebenzig sind, die er jetzt aussendet. Die Zahl ist nicht zufällig, galt doch nach einer alten jüdischen Anschauung, dass die Anzahl der nichtjüdischen Völker deren 70 sei. Und wenn er ihnen nahe legt, unterwegs die Leute nicht zu grüssen (4), dann ist das weniger eine Anleitung zur Unhöflichkeit als vielmehr zur Eile. Auch eine allzu beschwerliche Ausstattung soll sie nicht am Laufe hindern. Aus diesem Grunde nimmt er ihnen auch hier, ähnlich wie bei Anlass der ersten Aussendung, diejenige Last ab, die von allem Reisegepäck, das Menschen durchs Leben mitschleppen, wohl am schwersten wiegt: die Sorge. «Traget keinen Beutel noch Tasche noch Schuhe.» Das will nun freilich auch nicht etwa sagen, dass er sie mit leeren Händen, mit nichts auf die Landstrasse hinaustreibt, sondern, dass er für sie sorgen will. Sie sollen so unbedingtes Vertrauen in denjenigen setzen, der sie aussendet, dass sie ihm die Sorge ums Auskommen und Fortkommen ruhig überlassen dürfen. Und was die leeren Hände anbetrifft: Er gibt ihnen den Frieden mit, den sie jedem Haus, das sie betreten, als königliche Gabe mitbringen (5). «Und heilet die Kranken, die daselbst sind, und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen» (9). Das sieht nicht nach «leeren Händen» aus. So reich ausgestattet hat wohl nie ein König seine Knechte ausgesendet. Aber das Grösste, das er ihnen mitgibt, ist doch die

hochbedeutsame Zusicherung: «Die Ernte ist gross.»

Was meint er damit? Sicher ist hier zu bedenken, dass der Herr ganzen Ernst macht mit allem, was der Vater bis dahin unternommen hat. Von Anfang an hat Gott sein Feld bestellt, hat seinen Garten, seinen Weinberg bebaut. Was einst ein Abraham, ein Mose, ein Samuel und David, was ein Elia und Amos, ein Jeremia und Hesekiel gepflanzt und gesät haben, das war nicht nichts. Es wäre eine Beleidigung Gottes, nach allem, was Gott schon unternommen hat, von einem unbestellten Feld zu reden. Und ein Anbauplan liegt durchaus auch vor. Nur ist dabei zu bedenken, dass die Zeitspanne zwischen Saat und Ernte im Reiche Gottes anders ist als in der Natur. Bei der Bestellung der Felder darf der Mensch damit rechnen, zu ernten, was er gesät hat. Aber im Reiche Gottes sind die Wachstumszeiten anders; oft genug überschneiden sie ein normales Menschenalter. Da ist es nicht Ausnahme, sondern Regel, dass einer sät, ein anderer pflügt, und erst ein dritter erntet. Was die alten Glaubensväter säten, taten sie auf einen zukünftigen «Tag X», auf den Tag Christi, hin. Und dieser Tag ist nun da, es ist der Karfreitag, der Ostertag, der Pfingsttag, eine Erntezeit ohnegleichen steht damit bevor, die Ernte ist gross, grösser, als es die Jünger fassen können. Wie sagt er es zur Samariterin? «Das Feld ist schon weiss zur Ernte.» Und als die Jünger ihm Essen anboten, mochte er vor Dank und Freude keinen Bissen zu sich nehmen.

In der Bibel hat das Wort von der Ernte endzeitlichen Klang. Ernte ist hier immer Ende, Ziel. So heisst es im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen geradezu: «Die Ernte ist das Ende der Welt.» Mit dem Ereignis des Karfreitags und der Ostern ist tatsächlich das Ende der alten Erde, der Anbruch der neuen Welt offenbar geworden. Seit Himmelfahrt haben wir angefangen, in dieser Endzeit, in der Wiederkunft Christi, zu leben. Es ist seither beides miteinander vermischt und ineinander verschlungen: Die vergehende Zeit und der

kommende Äon, die alte und die neue Erde. Darum geht nun beides nebeneinander her: Es muss noch ausgesät werden, aber es wird auch bereits schon geerntet. Aussaat und Erntezeit gehen Hand in Hand. Was jetzt schon an Ernte vorhanden ist, könnte man vergleichen mit Frühhobst, mit Frühgemüse, mit Erstlingsgarben, das heisst, es wird weiser sein, von Erstlingsähren zu sprechen. Und der Herr gibt den Jüngern die Zusicherung: «Die Ernte ist gross.»

Diese Zusage des Herrn an die Siebzig ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, wie wenig von dieser Ernte damals faktisch sichtbar ist. Der weitaus grösste Teil der Erdoberfläche ist den Siebzig damals überhaupt noch unbekannt. Der ihnen bekannte Teil erbebt unter dem Tritt der Legionäre Roms. Und selbst in Israel – wie sieht es denn da aus im Moment, da der Herr ihnen sagt: «Die Ernte ist gross»? Sagen wir es ganz banal: Hat er Erfolg? Er hat bisher Galiläa als sein besonders bevorzugtes Ackerfeld betrachtet. Nun steht er im Begriff, Galiläa zu verlassen. Was hat er in Galiläa erreicht? Er schilt die Städte am See um ihrer Halsstarrigkeit und Herzenshärte willen. Sie waren unzugänglicher als die berühmtesten Beispiele gottloser Städte früherer Zeiten. Er nennt Tyrus, sogar Sodom und Gomorrha (13-15). Kapernaum, das er einst geradezu «seine Stadt» nennt, war bis an den Himmel erhoben, war Jesu an die Seite gerückt, es soll bis in die Hölle stürzen, denn es, das am meisten Taten gesehen hat, blieb der Botschaft verschlossen. So steht es beim Abschied von Galiläa um seinen Erfolg. Und nun wendet er sein «Antlitz stracks gen Jerusalem». Winkt dort Erfolg? Das Kreuz wartet seiner dort. Er hat es den Jüngern bereits zweimal eröffnet. Es fällt auf, wie früh diese Leidensansagen bei Lukas erfolgen. Hinter sich und vor sich Misserfolg. Und dennoch: «Die Ernte ist gross.»

Und an seinen bisherigen Misserfolg erinnert er die Siebzig bei Anlass ihrer Aussendung zur Arbeit! So weit ist er davon entfernt, etwa ihnen Erfolg zu versprechen. Im Gegenteil,

Kampf und Leiden stellt er auch ihnen in Aussicht. Hat wohl je ein Unternehmer seine Mitarbeiter, ein Eroberer seine Soldaten mit solchen Eröffnungen ausgesendet? Seltsam, er ist auch hier der Eine, neben dem es keinen Vergleich gibt: «Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe» (3). Er macht sie darauf gefasst, dass Häuser, dass Ortschaften, ja ganze Gegenden sich ihnen verschliessen werden. Und dennoch: «Die Ernte ist gross.»

Und erst recht – was ist an Fortschritt und Erfolg zu verzeichnen im Blick auf die 2000 Jahre, die seither verflossen sind? Der Tod mit der Sense in der Hand, der als Schnitter einherschreitet, ist eine harmlos veraltete Figur. Tod und Teufel haben ihre Erntemöglichkeiten seither vertausendfacht; nicht mehr von Hand, motorisiert, mit der Mähmaschine legt er seine Ernte nieder, mit dem Bindmäher fährt er durch die Völker. Ist das der Erfolg von 2000 Jahren christlicher Saat- und Erntearbeit? In dem Sammelwerk «Juden, Christen und Deutsche» kommt unter anderen auch einer der edelsten Vertreter der zeitgenössischen Judenheit, Schalom Ben Chorin, zum Wort, indem er als einen der Gründe, warum ihm der Christenglaube fremd geblieben sei, eben die Tatsache nennt, dass die Welt seit den 2000 Jahren Christentums nicht besser und glücklicher geworden sei. Sie sehe heute verdorbener und verlorener aus denn je. Er liebe und achte Jesus von Nazareth. Aber dass dieser der Messias Israels und der Erlöser der Völker sei, dagegen spreche der Zustand der Welt.

So sehr man den Schmerz Schalom Ben Chorins begreift und teilt, den Schmerz darüber, dass wir noch immer auf der alten Erde leben, so sehr haben wir im Glauben an die Frucht des Kreuzes und des Ostersieges Grund, uns von all denen zu distanzieren, welche die 2000 Jahre, die seit dem ersten Kommen des Herrn verflossen sind, als null und nichtig erklären. Es hat seither keinen Jahrgang gegeben, da das Wort Gottes ohne Frucht geblieben wäre: «Das aber auf dem guten

Land sind, die das Wort hören und bewahren in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld» (Kap. 8). «Frucht in Geduld» meint der Herr, wenn er von der grossen Ernte spricht. Das ist eines der Geheimnisse des Reiches Gottes, dass mit der grossen Ernte ein Warten, ein Ausharren in Geduld verbunden ist bis auf den letzten Herbst aller Dinge, da wir einst schauen werden, was wir jetzt glauben: «Die Ernte ist gross.»

Arbeiten in dieser Ernte heisst glauben, ist Verzicht auf die Massstäbe und Vorstellungen, die man sonst mit der Ernte verbindet. Ernten ist sonst ein Tun, welches das Herz erfreut und das Auge zum Glänzen bringt. Es ist ausgesprochen schön, das Ernten. Im Reiche Gottes aber hat Ernte eine andere Gestalt. Das heisst, da ist «keine Gestalt noch Schöne», da ist «keine Gestalt, die uns gefallen würde». Wir lesen bei Matthäus: «Als Jesus das Volk sah, gequält und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben, da jammerte ihn ihrer», und da, in diesem Zusammenhang, habe er, sagt Matthäus, das Wort gesprochen: «Die Ernte ist gross.» Volk, gequält, erschöpft, verirrt und missleitet, so sehen die Menschen dort aus, wo Jesus seine Ernte hat. Nicht am Ziel, nein, nein, fern vom Ziel, nicht auf der Anhöhe einer glücklichen Selbstentwicklung, nein, in der Tiefe der Not und des Versagens, da sieht er Ernte. Wo Menschen reif sind zur Hilfe, reif für den göttlichen Eingriff, da sieht Jesus «das Feld weiss zur Ernte». Und diese Ernte ist gross, sie war es damals, sie ist es heute, und sie wird immer grösser. Reif zur Ernte, das heisst: Jesusreif.

«Aber wenige sind der Arbeiter.» Ist es verwunderlich, dass es wenige sind? Wer wollte schon beim Einbringen einer solchen Ernte dabei sein? Und Jesus weiss, warum er seine Jünger nun nicht etwa frisch-fröhlich zum Ernten sendet, warum er nicht fortfährt: «Auf an die Arbeit!», sondern – «bittet, bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende». Nicht möglichst viele, nicht möglichst

tüchtige, aber – gesendete, berufene Arbeiter tun in einer solchen Ernte not, gläubige Arbeiter, befreit vom Zwang des Erfolgsdenkens, die sich durch keinen Rückschlag und Misserfolg den Glauben nehmen lassen: «Die Ernte ist gross.»

Die Rückkehr der Siebzig

17 Die Siebzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel untertan in deinem Namen. 18 Er sprach aber zu ihnen: Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen wie einen Blitz. 19 Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione, und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen. 20 Doch darin freuet euch nicht, dass euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind. Lukas 10,17-20

Wie lange die 35 Jüngerpaare unterwegs sind und wo überall ihr Auftrag sie hingeführt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls wird ihre Dienstreise nicht nur nach Tagen gezählt haben, wir werden nicht weit danebengreifen, wenn wir mit Wochen rechnen. Und nun ist hier ihre Rückkehr berichtet. Sie ist auf der ganzen Linie eine Überraschung. Der Herr hat sie ausgesendet mit der Voranzeige, dass sie auf Schlimmes und Schlimmstes sich gefasst machen sollen. «Wie Schafe mitten unter die Wölfe» hat er sie gesandt. Man rechnet jetzt damit, dass sie von allerhand nicht leichten Erfahrungen berichten werden. Stattdessen kehren sie voller Freude zurück, ja geradezu mit Begeisterung. Keine einzige Klage wird laut, nur Lob und Dank: «Die Siebzig aber kamen wieder mit Freuden» (17).

Unter allem, was sie berichten können, steht eines obenan, das ihnen selber eine besondere Überraschung geworden zu sein scheint: «Herr, es sind uns auch die Teufel untertan in deinem Namen» (17). Er hat sie ausgesendet und ausgestattet, das Reich Gottes zu verkünden und Kranke zu heilen, auch hat er sie ausgerüstet «mit Macht über die Geister»; und das scheint ihnen nun der Höhepunkt, das Gipfelerlebnis ihrer schönen Erfahrungen geworden zu sein: «Auch die Teufel sind uns untertan in deinem Namen.» Die Dämonen sind die eigentlichen Feinde des Reiches Gottes, sie sind es, die

der Krankheit Macht über die Menschen verleihen – und nun haben sie nicht nur Kranke geheilt, sondern auch Teufel ausgetrieben!

Jesus erinnert sie daran, warum sie diese beglückende Erfahrung haben machen dürfen: «Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen wie einen Blitz» (18). Wann das geschah, wissen wir nicht, kaum erst während der Missionsfahrt der Siebzig. Wahrscheinlich in der Wüste, auf dem sehr hohen Berg und auf der Tempelzinne, wo der Versucher an ihm den Einen fand, der ihm gewachsen ist. Auffällig ist der Vergleich mit dem Blitz. Satan hat etwas Glänzendes an sich, aber es ist der verheerende Glanz des Blitzes. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Herr dabei an das alttestamentliche Triumphlied über den Sturz des Königs von Babel denkt. Dort wird vom ehemals unbeschränkten Machthaber gesagt: «Wie bist du vom Himmel gefallen, du strahlender Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Völker schwächtest!» (Jesaja 14,12).

Nun ist Satan entthront und gefällt, eine gestürzte Grösse. Seine Gewalt über die Jünger, über die Gemeinde ist gebrochen. So sagt Christus ja auch vom Wolf («ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe!»), der gute Hirte sei ihm überlegen und vermöge die Schafe vor seinen grimmigen Anläufen zu beschützen. Der Wolf, «der die Schafe erhascht und zerstreut», hat über die Schafe keine Macht mehr, «sie werden nimmermehr umkommen, und niemand kann sie aus meiner Hand reißen» (Joh. 10,28). Auch Matthäus bestätigt den Sturz Satans durch ein ähnliches Wort, wenn er der Gemeinde die Verheissung zuspricht: «und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen» (Matth. 16,18).

Anschliessend an die Mitteilung von Satans Sturz überliefert Lukas ein Wort, das in seiner Kühnheit und Fülle so unfassbar ist, dass es schon des ganzen Beistandes des Heiligen Geistes bedarf, um es aufzunehmen. Es ist nichts Geringeres

als Unverletzbarkeit und Unbesiegbarkeit, die Christus hier denen zusagt, die im Glauben in seinem Dienste stehen: «Sehet, ich habe euch Macht gegeben zu treten auf Schlangen und Skorpione, und über alle Gewalt der Feinde; und nichts wird euch beschädigen» (19). Ein ähnliches Wort ist am Schluss des Markusevangeliums erhalten: «Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben; und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden» (Mk. 16,18). In grossen Zeiten der Christengemeinde, und das heisst in Tagen äusserster Anfechtung und Bedrängnis, haben Gläubige, die im Auftrag ihres Herrn auf ihren Posten standen, solche Erlebnisse der greifbaren Durchhilfe des Herrn der Gemeinde machen dürfen. Man denkt an Paulus, der im Gefangenentransport nach Rom schiffbrüchig wird, den am Ufer, kaum glücklich gerettet, eine Giftschlange beisst, wobei die Inselbewohner erwarten, dass er augenblicklich tot umfalle, der Apostel aber schlenkert das Tier ins Feuer und lebt. Wenn einmal die Gott allein bekannte Geschichte der verborgenen Kirche Christi veröffentlicht werden wird, dann wird man nicht wenig erstaunt sein über die Menge der Bewahrungen.

Das Grösste des an Überraschungen reichen Berichts ist nun allerdings das letzte Wort, das einem vorkommt wie eine Pointe: «Doch darin freuet euch nicht, dass euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind» (20). Er sagt das kaum, um uns zeichenarmen Christen von heute behilflich zu sein, aus unserer Not eine Tugend zu machen, was dann heissen würde, es sei überhaupt besser und geratener, keine solche Zeichen der handgreiflichen Durchhilfe zu erfahren. Aber er sagt es den Jüngern, damit diese in ihrer Hochstimmung nun nicht etwa die Zeichen mit dem Reich selber verwechseln. Man kann nämlich auch zeichenlüstern werden, vor lauter Zeichen den

Einen nicht mehr sehen, auf den die Zeichen alle zeigen wollen. Zeichenbegeisterung kann sogar blind machen der Tatsache gegenüber, dass längst nicht alle Zeichen von Gott sind, dass es auch Wunder des Antichrist, Wunder des Teufels gibt: Man kann auch im Auftrag des Teufels Zeichen und Wunder tun und erleben: «Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie gekannt; weichet alle von mir, ihr Übeltäter» (Matth. 7,22.23).

Zeichen und Wunder tun im Namen Jesu ist gut; aber nur so lange, als es sich dabei nicht um ein Verfügen über die Kräfte Gottes handelt, das heisst: nur so lang, als die Wundertaten im Gnadenstand verankert sind und aus der Demut einer Gesinnung stammen, die allein aus der Gnade lebt. Auf diesen wesentlichen Zusammenhang zwischen Wundertat und Christusbedürftigkeit legt der Herr hier den Warnfinger, wenn er den Siebzig bei Anlass ihrer begeisterten Rückkehr sagt: «Freuet euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind.» Das Eingeschriebensein im Buch des Lebens, das ist im Alten wie im Neuen Testament das Gnadenzeichen, das grösser ist als der Besitz der Erde; grösser als die Herrschaft über die Hölle. Eingeschriebensein ins Buch des Lebens ist weder selbstverständlich noch mechanisch vorausbestimmt, kann doch jeder jederzeit wieder «ausgetilgt werden aus dem Buch, das du geschrieben hast», es ist Gnade, Gnade allein.

Im Neuen Bund ist der Apostel Paulus der besondere Zeuge dieser Gnade. Er wäre gern gesund geworden, hätte gern ein Zeichen gesehen; aber Christus hat ihm geantwortet, «meine Gnade ist für dich genug». Auf seinen Dienstreisen hat er zwar Zeichen und Wunder schauen dürfen. Aber als er einmal von einer solchen Fahrt zurück kam, gipfelte sein

Bericht an die Gemeinde in dem Wort, «dass wir müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen» (Apostelgesch. 14,22). Das will der Herr den Siebzig bei ihrer Rückkehr zu bedenken geben: Zeichen und Wunder ohne Gnade sind nichts, die Gnade aber ist etwas auch ohne Zeichen und Wunder. «Doch darin freuet euch nicht, dass euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind.»

Weh- und Jubelruf

²¹ Zu der Stunde freute sich Jesus im Geist und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es offenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir. ²² Es ist mir alles übergeben von meinem Vater. Und niemand weiss, wer der Sohn sei, denn nur der Vater; noch wer der Vater sei, denn nur der Sohn und welchem es der Sohn will offenbaren.

²³ Und er wandte sich zu seinen Jüngern und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet.

²⁴ Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben's nicht gehört. Lukas 10,21-24

Hier ist es, wie wenn der Herr einen Augenblick vergessen hätte, wo und in welchem Zustand er sich befindet; dass er nicht mehr im Himmel ist, beim Vater, dass es ja unterdessen Weihnachten geworden ist, dass er jetzt als Mensch hier unter Menschen weilt. Und dass er noch nicht auferstanden ist, das Kreuz noch bevorstehend hat, noch nicht wieder zum Vater zurückgekehrt, noch nicht zur Rechten des Vaters erhöht. Hier auf der Erde steht er, in persönlicher Zwiesprache mit dem Vater, als hätte er Jerusalem, Kapernaum, die Welt, längst hinter sich, wie einer, der sich allein wähnt und laut zu denken beginnt, und die Umstehenden fangen vom Zwiesgespräch zwischen Sohn und Vater ein paar geheimnisvolle Worte auf, Worte wie vom Wind aus weiter, weiter Ferne hergeweht, Worte von der Ewigkeit herüber.

Herr, sagt er, und, Vater. Der Sohn steht zum Vater im Verhältnis der innigen Gemeinschaft und des ehrfurchtsvollen Abstandes: Herr, Vater. Es ist ein Danken, ein Loben und Preisen, wie mühsam verhaltener Jubel: «Zu der Zeit freute sich Jesus im Geist und sprach: Ich preise dich, Vater und

Herr Himmels und der Erde... » (21). «Zu der Zeit» geschieht solches, man übersehe doch nicht, was für ein Zeitpunkt das ist! Eben hat er die Städte am See gescholten, hat sein Wehe über sie sprechen müssen, weil sie, die am meisten Grund hätten, an ihn zu glauben, sich ihm verschlossen haben. Eben fielen die Namen der Städte Tyrus, Sodom, Gomorrha. Eben hat er den Siebzig, die über ihren Erfolg frohlockten, im Angesicht des eklatanten galiläischen Misserfolgs einen Dämpfer aufsetzen müssen. Und nun – «zu der Zeit freute sich Jesus im Geist und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde –».

Aber es sind ja nicht nur die galiläischen Bauern und Oberländer, die nicht an ihn glauben. Wenn er sich nun anschickt, Galiläa den Rücken zu kehren, und sich stracks Jerusalem zuwendet, dann ist er sich bewusst, dass die dort Massgeblichen, die Pharisäer, die Schriftgelehrten und die Priester mit ihrer Macht und mit ihrem Ansehen, sich auch bereits ein negatives Urteil über ihn gebildet haben. Gerade die dort haben sich ihm verschlossen, die Weisen und die Klugen. Die Jünger haben sich rufen und gewinnen lassen, und wenn jetzt der kleine Kreis der Zwölfe sich auch zur Schar der Siebzig ausgeweitet hat, so ist Jesus sich klar darüber, dass dieser sein «Anhang» vor der Welt nichts darstellt. Es handelt sich um Leute ohne Rang und Namen. Sie sind im Urteil der Tempelaristokratie «ham haarez», über dem in der Synagoge der Satz gilt «verflucht und weiss nichts vom Gesetz», Jesus nennt sie die «Unmündigen».

Wie kann man sich doch bedrücken lassen durch das Fernbleiben gewisser Volksgruppen, etwa der Jugend, oder der Männerwelt, oder der Intellektuellen! Wie möchte man, durch diese Anfechtung getrieben, ausrufen: «Nein, Vater!» Aber «zu der Zeit freute sich Jesus im Geist und sprach: Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir».

Verachtung des Intellekts? Auch der Verstand ist Gabe des

Schöpfers. Der Christ soll davon Gebrauch machen, soll «klug sein wie die Schlangen», bevor er einen Turm baut oder in den Krieg zieht, soll er doch ja die Kosten sorgfältig überschlagen. Aber es gibt einen falschen und einen richtigen Gebrauch des Verstandes. Und falsch eingesetzt ist der Intellekt, wenn es in der Meinung und Erwartung geschieht, sich dadurch den Zugang zu Gott und zu den Geheimnissen seines Reiches zu verschaffen. Wer immer den Versuch unternimmt, Christus mittels der Vernunft zu ergründen, vor dem verschliesst sich das Geheimnis seines Werkes und seiner Person. Er ist der Unvergleichbare und Einmalige, den kein Verstand der Verständigen erfasst, aber auch kein noch so tiefes Gemüt.

Den Weisen und Klugen ist es verborgen, nicht weil sie weise und klug sind, sondern weil sie meinen, die natürlichen Schöpfungsgaben seien die passenden Schlüssel zum Himmelreich. Es ist kein Berg so hoch, er wird doch eines Tages durch Menschen erstiegen werden; aber hier ist eine Höhe, die nie ein Mensch erklimmen wird. Es ist kein Meer so tief, menschliches Forschen wird es früher oder später ergründen; hier aber ist menschlich schlechthin unergründliche Tiefe. Es ist keine Kluft so breit, einmal wird eine Brücke hinüberführen; aber hier ist eine Breite, über die nie eine menschliche Brücke führen wird. Es ist kein Stern am Himmel so fern, den nicht doch wenigstens menschlicher Gedankenflug zu erreichen vermöchte; hier aber ist eine Ferne, die kein menschlicher Gedanke erreicht. Hier ist Höhe von hoch über allen Höhen, Tiefe, aus tief unter allen Tiefen, Breite, von weit jenseits aller Breiten, Ferne ferner als alle Fernen.

Ja diese Höhe, Tiefe, Breite und Ferne kann überhaupt hier nicht zum Vergleich und Massstab herangezogen werden, denn hier hört jede Vorstellung auf. In Jesus Christus steht derjenige unter uns Menschen, der «in einem Lichte wohnt, da niemand hinzukommt», Jesus das Kind, über dem sich an Weihnachten der Himmel teilt und das Heer der Engel sich

freut; der Knecht am Kreuz, über dem am Karfreitag die Sonne ihren Glanz verliert; der Triumphator, vor dessen Grab in der Osternacht der Stein wegrollt; der Pantokrator, den zusehends eine Wolke aufnimmt. Hier ist der Eine, der von sich das zweimalige «Niemand» spricht: «Niemand kennet den Sohn als nur der Vater, und niemand kennet den Vater als nur der Sohn» (22). Niemand. Hier sind sie «unter sich», Vater und Sohn, und wenn hier allenfalls von einem «Dritten im Bunde» könnte geredet werden, dann wäre das bestimmt nicht ein Mensch, sondern der Heilige Geist. «Niemand – niemand –» in diesem geheimnisvollen, ausschliesslichen Wort ist das einsame Geheimnis der ewigen Dreieinigkeit angedeutet.

Die Botschaft vom unvergleichlichen, einzigartigen, fremden Jesus, die in alten Glaubenssätzen, etwa auch in frühchristlichen Mosaiken so hart, so steil und unnahbar ausgesprochen wird, ist heute aktueller denn je. Wir haben es verstanden, den Uneinreihbaren einzureihen, den Einzigartigen zu normieren, haben einen unanstössigen, unserem Denken, Wünschen und Fühlen angenehmen, einen, man nennt das neuerdings «entmythologisierten» Jesus aus ihm gemacht, ihn, den Ungebändigten, haben wir an- und eingepasst in unsere frommen, kirchlichen und theologischen Unternehmungen, haben nicht Ruhe gegeben, bis dass wir aus ihm einen modischen, zeit- und artgemässen Jesus gemacht hatten. Aber uns will dünken, der Eine und Uneinreihbare spreche heute deutlicher denn je sein: «Niemand – niemand – ich preise dich, Vater, Herr, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast.»

Aber, heisst es nun weiter: «und hast es den Unmündigen geoffenbart», und «wem es der Sohn will offenbaren», und «selig sind eure Augen, die da sehen, was ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben's nicht gehört» (23.24). Also doch eine

Möglichkeit der Erkenntnis des Unerkennbaren? Gewiss, aber es ist nicht Zugang von unten, sondern Öffnung von oben – es ist Offenbarung. Es gibt eine Brücke über den Abgrund, aber sie kommt von dorten zu uns herüber, der Fallbrücke bei alten Burgen vergleichbar. Es gibt eine Tür; aber sie gleicht den Türen im Nervensanatorium, die nur aussen Fallen haben, keine von innen. «Und wem es der Sohn will offenbaren.» So und nicht anders geht einem Menschen das Geheimnis des Werkes und der Person Christi auf, so, dass von der anderen Seite die Tür aufgeht. Was wir hier können, das ist anklopfen und warten, bis dass die Tür sich öffnet.

«Und wem es der Sohn will offenbaren.» Es ist nicht daran zu zweifeln, dass er will. Dazu ist er schliesslich Mensch geworden und hat sich herabgelassen, Aufenthalt zu sein auf diesem Planeten. Wem er sich aber offenbart, dem geht auf, dass das Kind im Stall der Sohn ist, dass der Knecht am Kreuz der Herr ist, am dritten Tag auferstanden, zur Rechten des Vaters, und dass er kommt mit grosser Macht und Herrlichkeit.

Und ist das alles? Was soll ich damit anfangen in den mannigfachen Ratlosigkeit meines Daseins? «Es ist mir alles übergeben von meinem Vater» (22), «alle Dinge», wie Matthäus es sagt. Gewiss, diesem einmaligen, uneinreihbaren Christus ist es zuzutrauen, dass ihm vom Vater alle Dinge übergeben sind. Es gibt einige Dinge, die einen im Alltag bedrücken, einige Dinge, die untragbar werden können. Man wage den Versuch, diese Dinge ihm zu übergeben. Vielleicht ist's auch nur ein einzig Ding, mit dessen Übergabe an ihn der Glaube beginnen dürfte.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter

²⁵ Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? ²⁶ Er aber sprach zu ihm: Wie steht im Gesetz geschrieben. Wie liesest du? ²⁷ Er antwortete und sprach: «Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst.» ²⁸ Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben. ²⁹ Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? ³⁰ Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und liessen ihn halbtot liegen. ³¹ Es begab sich aber ungefähr, dass ein Priester dieselbe Strasse hinab zog; und da er ihn sah, ging er vorüber. ³² Desgleichen auch ein Levit; da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber. ³³ Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ³⁴ ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goss darein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein. ³⁵ Des andern Tages reiste er und zog heraus zwei Groschen und gab sie dem Wirte und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst dartun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. ³⁶ Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? ³⁷ Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und tue desgleichen! Lukas 10,25-37

Es geht in diesem bekannten Gleichnis darum, dass wir vorab Jesus sehen, und dann auch alle Menschen, die ganze Welt, im Lichte Jesu. Der Priester und der Levit sehen eben

Jesus nicht, darum fehlt ihnen der Blick für den Nächsten. Es würde sich darum handeln, dass auch diesem Priester, auch diesem Leviten, die Augen für Jesus aufgingen. Nicht der Halbtote, auch nicht der Samariter sind es, die Jesu Gedanken erfüllen und Jesu Herz zum Blüten bringen, die eigentlichen Sorgenkinder sind hier die beiden Kleriker. Durch dieses ganze Gleichnis hindurch geht ein dringliches Rufen, ein mächtiges Suchen und Ringen; der Erlöser kämpft hier um die Seelen dieses Priesters und Leviten. Ja der Heiland ringt hier um die Seele Israels. Seht da, ruft er Israel zu: Ein Samariter hat mehr Gotteserkenntnis als ihr, ein Samariter hat mehr Licht in den Augen. Wenn die Väter der Kirche das Gleichnis vom barmherzigen Samariter auslegten, dann pflegten sie, bedeutsam, die beiden unmittelbar vorausgehenden Verse dazu zu nehmen: «Selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben's nicht gehört» (23.24). Die Augen Israels, die Augen der Priester und Leviten, die Augen der Schriftgelehrten und Pharisäer, die Augen der Frommen sind nicht selig. Sie sehen nicht, was die Jünger sehen, hören nicht, was die Jünger hören, sie sind blind und taub. Jesus aber möchte ihnen Aug und Ohr auftun, möchte, dass auch ihnen aufginge, wer da vor ihnen steht und wer der ist, mit dem sie es hier zu tun haben.

So ist das Gespräch zu verstehen, das zur Erzählung der kleinen Geschichte vom Samariter den Anlass gibt; dieser Einleitung ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Schriftgelehrter kommt zu Jesu und «versucht» ihn, das heisst, er probiert, wie er den Meister durch irgendwelche belastende Aussagen erwischen könnte. Also einer von denen, die nichts von Jesus wollen, die bereits fertig sind mit ihm und Stellung gegen ihn bezogen haben. Für den Herrn ist dieser Mann ein Verlorener, einer, dessen er sich annehmen muss, ist er doch gekommen, um das Verlorene zu

suchen.

Die Scheinfrage lautet: «Was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?» (25). Die Frage ist deswegen unauf- richtig, weil ja der Frager das längst genau zu wissen meint, ihm muss niemand mehr sagen, zuletzt ein Rabbi aus dem Oberland, wie man selig wird. Er ist seiner Sache sicher und fragt nicht aus einer wirklichen Not heraus, sondern weil er Jesus versuchen will. Und Jesus weiss das, weshalb er zu- nächst gar nicht auf seine Frage eingeht: «Wie steht im Ge- setz geschrieben? Wie liesest du?» Dort steht es und ein Schriftgelehrter ist des Gesetzes kundig. Prompt antwortet dieser, was er als Mann vom Fach sozusagen im Halbschlaf hersagen kann. Es ist das Wort, das jedem Israeliten von Kindsbeinen an geläufig ist, weil es sich um ein Stück der täglichen Gebetsliturgie handelt, des «Schemah Israel» (5. Mose 6,1-9): «Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt – und deinen Nächsten wie dich selbst.»

Nun verhält es sich mit diesem «Schemah Israel» so: Wenn man das nicht nur täglich zweimal hersagt, auf den Gebets- riemen stickt, an die Stirne bindet und an den Türpfosten na- gelt, sondern zu Herzen nimmt, dann kann man nur darüber demütig werden und erkennen, wie weit hier das Vollbrin- gen hinter dem Wollen zurückbleibt. Dies Wort, das ein un- geteiltes Herz für Gott und für den Nächsten fordert, müsste einem zur Not werden, vorausgesetzt, dass man es ehrlich meint. Das weiss der Herr. Er appelliert an die Ehrlichkeit des Mannes, wenn er ihm verblüffend einfach weiter sagt: «Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben» (28). Jesus weiss, wenn einer auch nur einen einigermaßen auf- richtigen Anlauf nimmt, diese Worte zu verwirklichen, dann kann er nicht anders als innwerden, dass er auf Vergebung angewiesen ist und des Erlösers bedarf. Er nimmt den Mann mit seiner Antwort in die Zange und will ihn zu dem Punkt führen, wo ihm aufgehen müsste, wie erlösungsbedürftig,

und das würde heissen, wie christusbedürftig er ist.

Und der Schriftgelehrte merkt's. Wird er die Gnade haben, demütig zuzugeben, dass er zur Erlangung des ewigen Lebens der Erlösers bedarf? Aber es ist bei ihm, wie es oft ist, wenn «man es zu merken anfängt», dass es einem dann der Kopf nicht zugibt. Auch fromme Leute haben Köpfe. Weil er nicht will, versucht er zu kneifen. Um eine Ausrede ist ein Schriftgelehrter, wenn's drauf ankommt, nie verlegen. Kann man jederzeit wissen, wer einem der Nächste ist? Die Auswahl ist gross, und jedem kann man doch nicht der Nächste sein! «Liebe deinen Nächsten», das sei bald gesagt usw. «Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?» (29).

Daraufhin geschieht es nun, dass der Herr ihm die kleine Geschichte von dem Mann erzählt, der auf dem gefährlichen und etwas gruseligen Weg zwischen Jerusalem und Jericho einem Raubüberfall zum Opfer fällt und am Strassenrand liegen bleibt, ein Priester kommt und geht vorüber, ein Levit kommt und geht vorbei, schliesslich kommt ein Halbheide, ein Samariter, und tut – was tut er? eine Heldentat? ein Werk der Nächstenliebe? Nein, er tut nichts als das Nächstliegende und Selbstverständliche, nicht weniger und auch nicht mehr. Der Priester aber und der Levit taten das Selbstverständliche nicht. Den Nächsten lieben, das heisst, das Nächstliegende und Selbstverständliche tun, das, was man einfach tut. Man braucht dazu weder ein heiliger Martin, noch ein heiliger Franz, noch ein Pestalozzi zu sein, man braucht auch nicht zu fragen: «Wer ist denn mein Nächster?»

Aber eben, dies Unkomplizierte, dies Selbstverständliche, dies Nächstliegende tun wir nicht. Das, wovor es weder eine Ausrede noch eine Ausflucht oder Selbstrechtfertigung gibt, tun wir nicht. Im Angesicht dessen, was der Herr mit der kleinen Geschichte vom barmherzigen Samariter meint, kann man nur schuldig dastehen. Alles Sichwinden und

Sichherausreden hilft da dem Schriftgelehrten nicht. Aber mit ihm sind auch wir in die Enge getrieben, in der Zange des Erlösers. Es gibt kaum ein unausweichlicheres Gerichtswort als diese kleine Geschichte von dem Mann, der am Wegrand liegt, von dem der Herr auffälligerweise nichts aussagt als: «Es war ein Mensch» –. Hier können einem nun eine ansehnliche Reihe von Versäumnissen in den Sinn kommen, darunter einige, die Jahre zurückliegen, ungeschriebene Briefe, unausgeführte Besuche, nicht gehaltene Versprechen. Eine unabsehbare Menge von guten Vorsätzen, die zu Wasser wurden, vielleicht gar nichts besonders Kriminelles, lauter nur Selbstverständliches, lauter Naheliegendes, das nicht zur Ausführung kam: «Und er ging vorüber – und er ging vorüber –», vorüber an den Nächsten. Sie lagen nicht halbtot am Wegrand, sie lebten an unserer Seite, assen am gleichen Tisch, begegneten uns in der gleichen Strasse, betraten unter der gleichen Hausnummer die Tür. Gewiss, wir waren nicht ausgesprochen böse zu ihnen, aber wir – gingen vorüber. Unser ganzer Lebenslauf war ein Weg zwischen Jerusalem und Jericho, ein Vorübergehen. Diese Erkenntnis, wenn man ihr nicht ausweicht, wenn man sich durch sie stellen und behaften lässt, kann einen schwerfällig machen, oder aber – die Augen für Christus auftun. Selige Augen geben will der Herr. Augen, die vorher trüb waren und dadurch wieder Glanz bekommen, dass sie in Christus die Vergebung sehen. Augen, die bisher erstarrt und erstorben waren, steif und stur am Bruder vorbei sahen, und die dadurch wieder Wärme und Leben bekommen, dass sie Christus sehen.

Es ist zwar nicht verwerflich, wenn man sich bei der Lektüre dieser kleinen Geschichte zusammenreisst, einen Ruck gibt und heilig und teuer sich vornimmt, so etwas dürfe von nun an nicht mehr vorkommen, es sei jetzt Schluss gemacht mit dem Weg zwischen Jerusalem und Jericho, mit dem Vorübergehen. Aber gute Vorsätze machen einen hier nur elend

und immer neu wieder enttäuscht und schliesslich eben mutlos. Es geht darum, dass Christus uns aufgeht, dass Christus das Herz bekommt und in seine Hand nimmt, dass Christus die Last der Versäumnisse auf sich nimmt und dass er, er selber, uns so zum – Nächsten wird. Und dieser Nächste ist nie allein, hat immer Anhang und Begleitung. Bei Christus wird man die Leute treffen, die zu Nächsten werden, Christus wird die Auswahl schon für uns besorgen. Dass die Augen warm und helllichtig werden für die Menschen am Wegrand, das ist dringlich in einer Zeit, da «die Liebe in vielen erkaltet».

«So gehe hin und tue desgleichen» (37). Mit diesem schlichten Befehl entlässt er den Schriftgelehrten, entlässt er auch uns. Das heisst, wer es zu tun anfängt, der wird bald merken, dass der Herr ihn damit zu sich ruft. «Gehe hin und tue desgleichen», das heisst dann gleichzeitig: «Komm her zu mir, du Mühseliger und Beladener, ich will dich erquicken.»

Der Kyrios

³⁸ Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. ³⁹ Und sie hatte eine Schwester, die hiess Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. ⁴⁰ Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht darnach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie es auch angreife! ⁴¹ Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; ⁴² eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden. Lukas 10,38-42

Im Brief an die Hebräer steht das Wort: «Etliche haben Engel beherbergt, ohne dass sie es wussten.» Maria und Martha, die Schwestern von Bethanien, beherbergen hier mehr als einen Engel. Sie haben denjenigen zu Besuch, der von sich sagen kann, der Vater könnte ihm mehr denn zwölf Legionen Engel zur Verfügung stellen, von dem es im Anschluss an die Versuchungsgeschichte heisst «und Engel kamen und dienten ihm». Ihm dienen die Engel, sie umgeben, begleiten ihn, es wäre seltsam, wenn sie dort im Hause der Geschwister in Bethanien nicht auch als unsichtbares Gefolge zugegen wären. Er weilt nun also in Bethanien, unmittelbar vor den Toren Jerusalems. Sein Wirken in Galiläa ist damit zu einem gewissen Abschluss gelangt.

Und nun weist an dieser Geschichte vieles darauf hin, dass die Gastgeberin Martha eine bedeutende Frau ist, eine Dame, gewohnt, Empfänge zu geben und sich in Gesellschaft, nicht der Engel, aber der Menschen, zu bewegen und an Empfängen teilzunehmen. So hohen Besuch wie heute aber hat sie noch nie gehabt. Unter ihrem Dach, an dieser Tafel ist nun derjenige, der in dieser Geschichte, so kurz sie ist, nicht weniger als dreimal der Kyrios genannt ist – der

Herr. Martha scheint sich freilich der Bedeutung dieses Besuches nicht in der ganzen Tragweite bewusst zu sein. In solcher Ewigkeitsnähe, dünkt einem, müsste es ihr den Atem verschlagen. Aber Martha hat offenbar einen sehr gesunden Atem. Sie bewegt sich gesellschaftlich und betätigt sich gastgeberisch. Sie tut es mit Meisterschaft und Sicherheit: «Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus» (38). Dies Wort spiegelt eine Welt von behäbiger Mütterlichkeit wider. So ahnungslos kühn, will Lukas sagen, ist Martha: «sie nimmt ihn (den Kyrios!) auf in ihr Haus». Und so lässt sie denn den ganzen geräuschvollen Apparat ihrer Gastlichkeit spielen. «Martha machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen» (40), «hat viel Sorge und Mühe» (41). Es gibt zwar Sorgen und Mühen, die man sich nicht selber macht; sie sind einem auferlegt und müssen getragen sein. Aber Martha macht sich Sorgen, ihre Mühe ist grösser als nötig. Gepflegter Haushalt – gute Küche – spiegelglatte Stubenböden – blitzende Fensterscheiben – ordentlich gefaltete Vorhänge – blankgeriebene Türbeschläge und Hausglockengriffe – alles gut und recht – aber wie, wenn dahinter ungepflegte Familiengemeinschaft, zerrüttete Eheverhältnisse, vernachlässigte Kinderseelen sich verbergen? «Martha – Martha–!»

«Und sie hatte eine Schwester, die hiess Maria, die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu» (39). Maria ist schon als untüchtiges, unpraktisches, pflichtvergessenes Ding dargestellt worden. Untüchtigkeit – Mangel an praktischem Geschick – Pflichtvergessenheit, das sind die drei Todsünden des Mitteleuropäers. Aber von dem allem steht nichts da. Es ist durchaus möglich, dass Maria sonst ihrer Pflicht gar wohl bewusst ist und ihre Arbeit leistet. Aber sie scheint es nun gemerkt zu haben, ahnt etwas von der Bedeutung des Augenblicks. Sie realisiert etwas davon, was es heisst, dass derjenige, der da in der Visitenstube sitzt, kein Geringerer ist als eben der Herr, der Kyrios. Wie soll sie

unter diesen Umständen ihre Gedanken beim Tischtuch und beim Silberbesteck haben können! Und jetzt fängt er oben-drein erst noch an zu reden. Sie will keines der Worte, die aus seinem Mund hervorgehen, verpassen. Und sie kann nur staunen darüber und danken dafür, dass der Kyrios ausgerechnet an diese Türe kam, diese Schwelle überschritt, an diesen Tisch, unter diesem Dach, sich setzt. Es steht ja hier kein Stern überm Haus wie seinerzeit anlässlich der Geburt in Bethlehem; aber auch ohne Stern ist derjenige, der nun da sitzt, der Erlöser der Welt. Wer wollte sich nun noch etwas darauf einbilden, ihn aufgenommen zu haben in ihr Haus? Gewichtig legt sich der Maria das Empfinden auf die Seele, dass hier in Wirklichkeit eine Vertauschung der Rollen stattgefunden hat: Nicht sie sind seine Gastgeber, er ist der ihrige, ladet sie zu einem Tisch, auf dem eine Speise serviert wird, wie sie sonst niemand servieren könnte, Speise und Trank zum ewigen Leben. Man meint ihm zu dienen, und in Wirklichkeit wird man von ihm bedient. Darum, weil Maria die Bedeutung dieser Stunde erkennt, sitzt sie zu des Meisters Füßen und hört zu. So haben die Hirten in der Weihnacht ihre Herden auf dem Feld gelassen und sind nach Bethlehem hineingelaufen. So lässt das Weib am Jakobsbrunnen den Wasserkrug stehen und läuft in die Stadt zurück, weil sie den Messias gefunden hat. So zerbricht Maria später das Glas mit der kostbaren Narde, weil sie weiss, der Herr ist jetzt da, der Kyrios. Aber während Maria so zu Jesu Füßen sitzt, beim Herrn zu Gast, spielt Martha ihre Rolle als generöse Gastgeberin weiter. So beschwert sie von den Vorgängen in ihrem Haushalt ist, so unbeschwert scheint sie von den Vorgängen im Reiche Gottes zu sein. Und in ihrer Ahnungslosigkeit empfindet sie das Benehmen ihrer Schwester als vollendeten Skandal. Diese weiss jetzt nichts Gescheiteres zu tun als dazusitzen, die Hände in den Schoß zu legen und zuzuhören, mitten an einem Werktag. Martha empfindet das als Pflichtversäumnis. Sie ist dessen so sicher, dass sie

sich an Jesus wendet, er möge doch ihrer Schwester den Kopf zurechtsetzen. Ja es liegt ein leiser Vorwurf an Jesus selber darin, wenn Martha ihren Ärger nicht länger herunterzuschlucken vermag und sich mit den Worten an Jesus wendet: «Herr, fragst du nicht darnach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie es auch angreife!» (40). Auch Martha sagt «Herr» – wie verschieden kann man doch «Herr» sagen!

Die Antwort, die Martha bekommt, ist mehr als eine kalte Dusche, mehr als ein Schlag auf den Kopf: «Maria hat das gute Teil erwählt.» Das gute Teil ist ein biblisch bedeutsamer, gewichtiger Ausdruck: Es ist damit das Erbteil gemeint. Abel hat das gute Teil erwählt, nicht Kain. Jakob hat das gute Teil erwählt, nicht Esau. Was der verlorene Sohn vom Vater herausfordert und vertut, das hat hier Maria erwählt. Das ist «das Eine, was not tut», die köstliche Perle, die es zu finden gilt, das ist der Schatz im Acker, der gehoben und ergriffen sein will. Das ist es, was Christus meint, wenn er die Seinen vor allen Dingen nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten heisst. Es gibt für den natürlichen Menschen kaum ein grösseres Ärgernis als Jesu Antwort auf Marthas Vorwurf: «Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eines aber ist not, Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.»

Das Wort ist für Martha Gericht. Ihr Leben liegt damit zerbrochen vor ihren Füßen. So gibt es Momente, da man sich auf die Waage gelegt sieht und da das Urteil lautet: «zu leicht befunden». Aber solche Gerichtstage sind ein Segen. Christus will Martha, mag seine Antwort auf sie zunächst niederschmetternd wirken, nicht vernichten. Christus hört nicht auf Christus zu sein, wenn er weh tut. Jesu Antwort ist ein Angebot an Martha: Martha ist jetzt eingeladen, auch ihrerseits das Eine, was not tut, zu erkennen, nun auch das Erbteil, das Jesus das gute nennt, zu ergreifen, kurz, Martha darf Maria werden. Es liegt kein Grund zur Annahme vor, Martha habe

das Erbe ausgeschlagen. Ob es sofort oder später geschah, wissen wir nicht. Das gab ein grosses Umdenken in diesem tüchtigen Kopf, ein ganz grosses Ummöblieren in ihrem Haushalt, und eine wahrhaft grosse Wäsche. Es muss das etwas Ähnliches bedeutet haben wie dort bei Zachäus, von dem Christus sagt: «Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.»

Von dem, was über die zwei Schwestern hier erzählt wird, will eine Wirkung ausgehen, nicht etwa die, dass die beiden Schwestern immer neu wieder Modell zu stehen haben für z. T. reichlich sentimentale Helgen. Maria und Martha sind ein Zeugnis der Person und des Werkes Christi. Es gilt, aus allem Vielerlei und aus allem auch Nötigen und auch Wichtigen das Eine, was not tut, zu erkennen und zu ergreifen, nämlich dass Jesus der Herr ist, der Kyrios.